

Alleinlebende: Gewinner und Verlierer im gesellschaftlichen Individualisierungsprozess

Dissertation
zur Erlangung des Grades eines Doktors der Philosophie (Dr.phil.)
an der Universität der Bundeswehr München - Fakultät für Pädagogik

vorgelegt von Jutta Stich

München, im Mai 2001

Alleinlebende: Gewinner und Verlierer im gesellschaftlichen Individualisierungsprozess

	Zusammenfassung des Inhaltes	5
1	Einführung	10
1.1	Annäherungen an eine strukturell hochindividualisierte Gruppe	10
1.2	Zum Verhältnis von biographischem Handeln und strukturellen Voraussetzungen	14
2	Biographische Weichenstellungen im Spiegel rückblickender Erzählungen	16
2.1	Lebenserzählungen als Informationsquelle: Objektive Möglichkeiten und individuelle Verarbeitung	16
2.2	Die Auswahl der InterviewpartnerInnen und die Kontaktaufnahme	18
2.3	Das Erhebungsinstrument "narrativ-biographisches Interviews"	20
2.4	Die Auswertungsschritte	24
2.4.1	Die Fallrekonstruktionen	24
2.4.2	Über analytische Abstraktionen, Differenzierung und Kontrastierung zu Verallgemeinerungen und Ansätzen einer Theorie	29
3	Drei Rekonstruktionen von Lebenserzählungen - ein "Werkstattbericht"	31
3.1	Susanne Ebenholz: Ich habe nie trautes Heim, Glück allein gesucht - eine Beziehung war schöner als die andere	32
3.1.1	Aufwachsen in der Herkunftsfamilie: "Nix Schönes, nur Angst in der Kindheit" und Entspannung in der Jugend	32
3.1.2	Die Politisierung oder "die Feigheit des Vaters"	42
3.1.3	Die ersten Beziehungen im Kontext der Achtundsechziger: "Wie man sich wünscht, erwachsen zu werden"	46
3.1.4	Junges Erwachsenenalter: auf dem Weg zur Selbstfindung	49
3.1.5	Arbeit und Freizeit: so wenig getrennt wie Politik und Privatleben	58

3.2	Herbert Fest: Haus und Familie will ja jeder - mir ist es nicht gelungen	61
3.2.1	Aufwachsen in der Herkunftsfamilie: Leiden unter der Mutter und sportliche Behauptung	61
3.2.2	Studentenzeit: "Es war keine schöne Zeit."	66
3.2.3	Scheitern der Ehe: "Meine falsche Wahl"	68
3.2.4	Leben in der Kleinstadt: "Seitdem sitze ich in der Provinz fest"	69
3.2.5	Beziehung mit einer allein erziehenden Mutter: "Warum sie nicht gelingen konnte"	71
3.2.6	Beziehung zu verheirateter Frau: "Es darf nicht sein"	75
3.2.7	Alltagsleben und Lebenszufriedenheit	75
3.3	Georg Stehauser: Ich möchte gerne noch mal heiraten - aber auch so ist das Leben gut	78
3.3.1	Kurzbiographie	78
3.3.2	Zwei entgegengesetzte Familienwelten in der Kindheit: Alkoholprobleme des Vaters und eine "heimelige" Welt bei den Großeltern	79
3.3.3	Das Bewältigungsmuster Flucht	82
3.3.4	Der Wandel: beruflicher Neubeginn und Annehmen der eigenen weiblichen Anteile	90
3.3.5	Freunde - eine wichtige Ressource	92
3.3.6	Gegenwart und Zukunftswünsche: Es wird langsam Herbst	94
4	Lebensentwürfe im Spannungsfeld von Nähewünschen, Distanzbedürfnissen und gesellschaftlichen Leitbildern	96
4.1	Partner- und Familienwünsche: ein "unordentlicher" Überblick	96
4.1.1	Wunsch nach einer Partnerbeziehung auf Distanz erfüllt	97
4.1.2	Offener Wunsch nach Zusammenleben in einer Partnerschaft	98
4.1.3	Ambivalenter Wunsch und Moratorium	98
4.1.4	Partnerwunsch aufgegeben	99
4.1.5	Partnerwünsche: Ambivalenzen und Prozesse	99
4.2	Exkurs: von der "gottgewollten und natürlichen Ordnung" zur Pluralisierung der Lebensformen	100
4.2.1	"Das goldene Zeitalter der Familie"	101
4.2.2	Das Protestmilieu der 68er	105
4.3	Alleinlebende zwischen traditionellen Leitbildern und Distanzbedürfnis	110
4.3.1	Frühzeitige Übernahme neuer Leitbilder für Liebe und Sexualität	110
4.3.2	Von der "unernsten" Ehe zur Distanzbeziehung - subversives Unterlaufen von sozialen Erwartungen	128
4.4	Ersehnen und gleichzeitiges Verhindern einer traditionellen Familiengründung	135
4.5	Autonomie und Partnerbindung im zeitlichen Nacheinander - ein selbsttrügerisches Lebensprogramm	142
4.6	Frühzeitige Aufgabe von Bindungswünschen auf dem Hintergrund missbräuchlicher Bindung durch einen Elternteil	150

5	Muster individualisierter Lebensführung	152
5.1	Geschlechtsspezifische Kompetenzen zur Alltagsbewältigung	152
5.1.1	Androgynität als Voraussetzung und Folge des Alleinlebens	153
5.1.2	Führt das Konfliktfeld Arbeitsteilung zwischen den Geschlechtern zum Alleinleben?	162
5.2	Soziale Einbindung und Interessen	167
5.2.1	Ein traditionelles und ein individualisiertes Freundschaftsmuster - ein Kontrastvergleich	167
5.2.2	Soziale Einbindung in nicht traditionell orientierten Gruppenzusammenhängen	176
5.2.3	Gruppeneinbindung auf Distanz	179
5.2.4	Sozialer Rückzug auf dem Hintergrund biographischer Hypothesen	182
5.2.5	Charakteristika der sozialen Einbindung nach traditionellem Muster und nach individualisiertem Muster	183
5.3	Wechselwirkungen zwischen beruflicher Einbindung und Lebensform	188
5.3.1	Berufstätigkeit als Stützpfeiler im Alltag	188
5.3.2	Arbeitsplatz als Familienersatz	196
5.3.3	Aufstiegsorientierung, aber keine Priorität für den Beruf	199
5.3.4	Erweiterung der Erfahrungsräume	202
5.3.5	Berufliche Selbstverwirklichung auf Kosten der beruflichen Karriere	204
5.3.6	Soziale Nähe in Beruf und Privatheit	206
5.3.7	Rückzug aus sozialen Beziehungen und Beruf	207
5.3.8	Eigenes Erwerbseinkommen: strukturelle Voraussetzung fürs Alleinleben	209
5.3.9	Wechselwirkungen zwischen beruflichem und außerberuflichem Engagement	211
5.4	Zukunftsvorstellungen und Perspektiven	214
5.4.1	Konkrete Zukunftspläne, die neue Perspektiven einschließen	215
5.4.2	Alleinlebende ohne Entwürfe für die Zukunft	219
5.4.3	Selbständige Gestaltung des Alters ohne große Träume	222
5.4.4	Ungleich verteilte Vorfreude und Befürchtungen hinsichtlich der Zukunft	244
5.5	Gewinner und Verlierer: Normalitätstsvorstellungen, praktische Lebensbewältigung, soziale Einbindung und Identitätsformation	227
5.5.1	Das doppelte Beziehungsdilemma der Verlierer	227
5.5.2	Voraussetzungen der Gewinner, äquivalente Beziehungen jenseits von Ehe und Familie herzustellen	232

6	Soziale Infrastruktur für Alleinlebende: eine Herausforderung für eine moderne Sozialraumplanung?	235
6.1	Charakteristische Unterschiede der sozialen Einbindung Alleinlebender und in Familienhaushalten Lebender	236
6.1.1	Zugehörigkeit: das Spiel zwischen Unverbindlichkeit und Teilhabe	236
6.1.2	Zugänglichkeit: das Spiel zwischen Anonymität und Intimität	238
6.1.3	Solidarität: das Spiel zwischen Unverbindlichkeit und Verlässlichkeit	239
6.2	Einige Thesen zu sozialräumlichen Infrastrukturen für eine individualisierte Lebensführung	241
7	Thesen zum Verständnis von Individualisierungsprozessen	247
7.1	Zum Verhältnis von Mikro- und Makrostruktur	247
7.2	Kritische Anmerkungen zu individualisierungstheoretischen Erklärungsmustern für die Zunahme Alleinlebender	249
7.3	Thesen zur kollektiven Verbreitung und zum individuellen Gelingen des Alleinlebens als langfristiger Lebensform	255
	Literaturverzeichnis	261
	Anhang	
	Kurzportraits der interviewten Frauen und Männer	268

Zusammenfassung des Inhaltes

Die sprunghafte Zunahme von Einpersonenhaushalten seit den 80er Jahren hat vielfältige Fragen aufgeworfen. Sozialpolitisch stehen Befürchtungen einer Überlastung der Solidargemeinschaft durch den Verlust familialer Stützsysteme im Vordergrund des Interesses. Richtet sich der Blick auf die Alleinlebenden selbst, dann interessiert die Lebensqualität von Menschen, die - historisch erstmals in großer Zahl - ohne äußere Notwendigkeit auf Ehe und Familie "verzichten". Die Einschätzung pendelt zwischen individueller Befreiung und dem Risiko, emotional zu verarmen. Dass immer mehr Menschen alleine leben, wird im öffentlichen und im wissenschaftlichen Diskurs als zugespitzte Folge eines allseits diagnostizierten Individualisierungsprozesses gedeutet, der Begriff "Individualisierung" dabei unscharf als Sammelbegriff verwendet für so unterschiedliche beobachtbare Phänomene, wie kleinere Haushalte, Verlagerung von Unterstützungsleistungen aus der Familie, Bedeutungsverlust von Nachbarschaften, Tradition und Religion. Dabei unterstellen Wissenschaft und Massenmedien gleichermaßen einen kausalen Zusammenhang zwischen gestiegenen Ansprüchen besonders der Frauen an berufliche Karrieren und Lebensstandard, wachsenden Flexibilitäts- und Mobilitätsanforderungen zwecks Verfügbarkeit für den Arbeitsmarkt und einer Überforderung von Paarbeziehungen, die letztlich über eine hohe Trennungsbereitschaft und - als Präventivstrategie vor allem von Frauen - einen Verzicht auf Ehe und Familiengründung konsequent in ein Alleinleben führe. Die empirische Basis solcher Argumentation beschränkt sich in der Regel auf demographische und strukturelle Entwicklungen.

Die vorliegende empirische Arbeit bringt aufgrund ihrer andersartigen methodischen Anlage - biographieanalytische Rekonstruktionen von Lebenserzählungen - einige Widerlegungen dieser gängigen Thesen und neue Einsichten zur lebensgeschichtlichen Entstehung des Alleinlebens (definiert als allein in einem Haushalt lebend). Auf dem Hintergrund sich wandelnder Leitbilder und struktureller Rahmenbedingungen fragt sie nach individuellen Prädispositionen für diese Lebensform und deren strukturelle Bedingungsfaktoren, nach dem Verhältnis der Lebenskonstruktionen von Alleinlebenden im familientypischen Alter und dem gesellschaftlichen Wandel und zeichnet Muster einer hochindividualisierten Lebensführung auf. Im Mittelpunkt des Forschungsinteresses stehen Chancen und Risiken dieser Lebensform: Unter welchen Bedingungen erweitern die günstigeren kollektiven Rahmenbedingungen für das Alleinleben und dessen zunehmende Realisierung die Handlungsspielräume der Individuen? Wann blockieren sie eher Handlungsmöglichkeiten? Zeigt sich der persönliche Gewinn der Lebensform vor allem im jüngeren und mittleren Lebensalter, aber auf Kosten einer sozialen Verarmung im höheren Alter? Welche Risiken liegen in der starken Zunahme des Alleinlebens für die Gesellschaft? Und welche Chancen? Welche individuellen Kompetenzen verlangt und fördert ein Leben ohne Einbindung in eine verlässliche Partnerschaft und/oder eine Familie? Welche Bedeutung kommt biographischen und milieuhängigen Ressourcen zur Erlangung solcher Kompetenzen zu?

Kapitel 1 nähert sich dem Alleinleben aus unterschiedlichen Perspektiven. Es beschreibt verschiedenartige, voneinander unabhängige demographische Sachverhalte, die sich hinter dem Phänomen der Zunahme von Alleinlebenden verbergen, und verweist auf die mit diesen demographischen Wandlungsprozessen verbundenen gesellschaftlichen Entwicklungen. Öffentliche und wissenschaftliche Diskurse zur Zunahme Alleinlebender werden skizziert, um anschließend die zentralen Fragen der Untersuchung zu präzisieren.

In *Kapitel 2* wird das vielschichtige Forschungsverfahren beschrieben. Dabei hat mich die Absicht geleitet, keine zusammenfassenden Beschreibungen von *idealen* Forschungsverfahren widerzugeben, die sich in Publikationen ihrer Urheber und bereits auch schon in

Veröffentlichungen mit Lehrbuchcharakter¹ sehr viel besser nachlesen lassen. Ich habe auf die entsprechenden Quellen verwiesen und statt solcher Verdopplungen den realen Forschungsprozess mit seinen Besonderheiten, Einschränkungen, Umwegen und Lernprozessen beschrieben, so wie er sich im Forschungsalltag mit seiner durchaus nicht idealen Forschungssituation abgespielt hat. Dieses Darstellungsprinzip kann aber nur Orientierung geben; denn es ist ein Charakteristikum der biographieanalytischen Theorie und Methodologie, wie sie in dieser Untersuchung zur Anwendung kommen, dass die Theorie, die die Analysen lenkt, und die empirische Arbeit im Forschungsprozess nicht von einander zu trennen sind; die abduktive Forschungslogik erzwingt über die sukzessive Bildung von zunehmend allgemeiner werdenden theoretischen Kategorien aus dem empirischen Material diese enge Verbindung von theoretischer Perspektive und empirischen Auswertungsarbeiten, beziehungsweise der gesamten empirischen Anlage. Es ist mir ein Anliegen gewesen, die Darstellung der Untersuchung, soweit eine gute Lesbarkeit dies erlaubt hat, so aufzubauen, dass dieser Forschungsprozess sichtbar geblieben und nachvollziehbar ist. Einschränkungen dieses Darstellungsprinzips betreffen in erster Linie die Fallrekonstruktionen. Der Arbeits- und Erkenntnisprozess kommt - so die Intention - im Gesamtaufbau der Studie weitgehend zur Darstellung; aber vor allem bei Fallrekonstruktionen setzt nicht nur die Materialfülle diesem Darstellungsprinzip Grenzen; sondern es besteht auch der Anspruch, dass der Gedankenfluss nicht zu sehr belastet wird durch Dokumentationen des Prozedere, die mehr der Beweisführung einer soliden Auslegungsarbeit dienen würden als einer anschaulichen Erkenntnisvermittlung. Um beiden Anliegen - der Nachvollziehbarkeit und dem Zulassen eines leichten Gedankenflusses - Rechnung zu tragen, habe ich für die Präsentation von Fallrekonstruktionen, die auf mehrstufigen Auswertungsverfahren basieren, und von Auszügen aus Fallrekonstruktionen in der Regel eine *ergebnisorientierte* Darstellung gewählt, die dennoch so gut wie möglich den Weg der Thesenbildung transparent macht.

Kapitel 3 wird von drei ausführlichen Fallrekonstruktionen gebildet, bei deren Präsentation der Charakter eines "Werkstattberichts" weitgehend erhalten geblieben ist. Es hat eine doppelte Aufgabe: Es werden mittels Analyse von drei kontrastierenden Lebenserzählungen - der Geschichte einer mit ihrem Leben sehr zufrieden wirkenden Alleinlebenden, eines Alleinlebenden, der seine Ehe- und Familienlosigkeit heftig bedauert, und eines Alleinlebenden, dessen Lebensverlauf dem Modell der sukzessiven Monogamie nahe kommt - zentrale, die nachfolgenden Auswertungen in der Gesamtheit der 14 Interviews steuernde Hypothesen zu biographischen Handlungsschemata Alleinlebender und zu ihren Lebenskonstruktionen entwickelt. Außerdem sollen diese Fallrekonstruktionen die Arbeitsweise bei Auslegungen und Thesenbildung veranschaulichen.

Eine Anmerkung zur schriftlichen Wiedergabe der - auf Tonträger aufgenommenen - Erzählungen meiner GesprächspartnerInnen: Unsere mündliche Ausdrucksweise folgt gerade in emotional intensiven Situationen selten grammatisch korrekten Regeln, ist voller Satzabbrüche und sprachlicher Äußerungen, voller Ähs und Mhms. Im Journalismus gehört es zum Handwerk, das gesprochene Wort bei der Verschriftung einfühlsam zu glätten, ohne gegen die Intentionen der Sprecher zu verstoßen. Eine genaue Wiedergabe beispielsweise grammatikalisch falscher Sätze würde geradezu auf einen ungehörigen Umgang mit einem Gesprächspartner hindeuten. Bei der hermeneutischen Textauslegung werden solche sprachlichen Unebenheiten in die Textinterpretation einbezogen und deshalb bei der Transkription von Tonträgern sorgfältig übertragen. Ich möchte die Leserinnen und Leser bitten, Zitate aus Interviews mit der Einstellung zu lesen, als hörten sie gesprochenes Wort, als könnten sie ein Lachen oder einen Versprecher oder ein tiefes Stöhnen tatsächlich hören. (Siehe die im Anhang angefügten Transkriptionszeichen)

¹Eine anschauliche Einweisung in Theorie und Methodologie des narrativen Interviews als Erhebungs- und Analyseverfahren bietet Jürgen Glinka (1998).

Kapitel 4 zeigt zunächst auf, wie vielfältig die biographischen Bewältigungsmuster Alleinlebender im Spannungsfeld zwischen deren mehr oder weniger bewussten Beziehungswünschen und Distanzbedürfnissen sind. Es bleibt, wie auch *Kapitel 5*, noch nahe an den Erzählungen von Alleinlebenden, bezieht aber 14 Interviews ein; themenzentrierte kontrastierende Vergleiche zwischen Alleinlebenden treten in den Vordergrund. Ein Exkurs vergegenwärtigt *historisches Kontextwissen*, bringt kulturelle Wandlungsprozesse im Kontext der "achtundsechziger" Jahre in Erinnerung, jener Zeitphase, in der die Alleinlebenden, die in dieser Arbeit zu Wort kommen, im entscheidenden Alter für das Eingehen dauerhafter Paarbindungen waren. Dabei wird der Übergangscharakter jener Jahre deutlich, als kollektiv geteilte kulturelle Gewissheiten über Sexualmoral, Ehe- und Familienleben, wie sie in der "gottgewollten und natürlichen Ordnung" zum Ausdruck kommen, an Verbindlichkeit verlieren zu Gunsten einer Pluralisierung der Lebensformen. Die alten und die neuen Einstellungs- und Handlungsmuster - gerade auch hinsichtlich des Verhältnisses der Geschlechter und privater Lebensformen - haben die Einzelnen ungleichzeitig erreicht. Im letzten Teil von *Kapitel 4* wird dann gezeigt, auf welche Weise die genannten kulturellen Wandlungsprozesse in die Lebenskonstruktionen meiner allein lebenden GesprächspartnerInnen hineingewirkt haben und die angesprochenen Ungleichzeitigkeiten an der Entwicklung divergierender Ambivalenzen und Bewältigungsstrategien beteiligt gewesen sind. Es werden Coping-Strategien analysiert, die Alleinlebende im Spannungsfeld zwischen ihren eigenen, biographisch entwickelten Nähe- und Distanzbedürfnissen einerseits und ihnen kulturell zugänglichen Leitbildern für Partnerschaft und Lebensform andererseits entwickeln. Dabei werden typische Muster individualisierter Lebensführung und biographischer Verläufe sichtbar, in deren Entwicklung kontingente biographische Erfahrungen und kulturelle Zugänge eingegangen sind. In *Kapitel 4* wird also nach *Konstruktionsprinzipien der biographischen Weichenstellungen* ins Alleinleben gefragt.

In *Kapitel 5* stehen dagegen *Muster der Lebensführung* im Zentrum der Aufmerksamkeit. Ob Alleinlebende ein subjektiv zufriedenstellendes Leben führen, korrespondiert weitgehend damit, auf welche Weise sie sozial eingebunden sind. Alleinlebende, die traditionelle, sozialraumgebundene soziale Netze bevorzugen, sind subjektiv weniger zufrieden mit ihrer Lebensform und zudem, insbesondere bei Veränderungen in der Lebensführung, einem höheren Risiko ausgesetzt in soziale Isolation zu geraten, als diejenigen, die dezentrierten Netzen den Vorzug geben. Letztere entwickeln in der Regel auch expansivere Vorstellungen für ihre Zukunft. Es können weitere systematische Bezüge insbesondere zwischen Mustern der Alltagsbewältigung und der sozialen Einbindung, sowie Einstellungen zum Berufsleben und zur Zukunft einerseits und den zuvor rekonstruierten Leitbildern und Lebensentwürfen andererseits aufgezeigt und erklärt werden, so dass sich zunehmend Profile von den Alleinlebenden abzeichnen, die als Verlierer des gesellschaftlichen Individualisierungsprozesses angesehen werden können, und denen, die Gewinner dieses Wandels sind - genauer gesagt, von denjenigen, die in ihrer Lebenssituation liegende Handlungsspielräume weitgehend wahrnehmen können, einen offenen Zukunftshorizont haben und mit ihrem Leben eher zufrieden sind, und denjenigen, die sich nach einem in weitgehend vorgegebene soziale Strukturen eingebundenen Leben sehnen, das aber - auch dies ist eine neuere Entwicklung - eine Bindungsnähe voraussetzt, die ihrer psychischen Prädisposition nicht entspricht.

Kapitel 6 löst sich von einzelnen konkreten Lebensgeschichten und Erzählungen, jedoch ohne die subjektive Perspektive der Alleinlebenden zu verlassen, und nimmt eine sozialpolitische Perspektive ein. Es wendet sich dem Gemeinwesen zu, um einige Thesen zur Frage zu entwickeln, wie eine moderne Sozialraumplanung den Bedürfnissen einer wachsenden Bevölkerungsgruppe gerecht werden kann. Mit Hilfe einer gedankenexperimentellen Kontrastierung ausgewählter Alltags- und Lebenssituationen von Alleinlebenden und in Familienhaushalten Lebenden werden

Charakteristika der spezifischen Bedarfsstruktur Alleinlebender herausgearbeitet, um Anforderungen an öffentliche Umgebungsstrukturen zu identifizieren.

Im abschließenden *Kapitel 7* werden biographieanalytisch gewonnene Ergebnisse der Kapitel 3 bis 5 zusammengeführt und ins Kräftespiel aller eine Biographie strukturierenden Faktoren eingeordnet. Dazu wird zunächst dargelegt, wie das Verhältnis von Mikro- und Makrostruktur in der vorliegenden Arbeit gedacht ist. Abschließend formuliere ich Thesen zur kollektiven Verbreitung und zum individuellen Gelingen des Alleinlebens als langfristiger Lebensform, Theoriebausteine, die zum Verständnis von Individualisierungsprozessen beitragen. Kapitel 7 verdeutlicht, wie das interdependente Verhältnis von *individual*biographischen (im Vordergrund der Analysen dieser Arbeit stehenden) Anteilen der Entstehung von Alleinleben als Lebensform und *sozioökonomischen sowie kulturellen Rahmenbedingungen* in dieser Arbeit gedacht wird. Es wird modellhaft veranschaulicht, wo - aus der Perspektive der vorliegenden Untersuchung - der systematische Ort der individuellen Handlungssysteme im Geflecht der die Biographien strukturierenden Faktoren im gesellschaftlichen Makrosystem und im Mikrokosmos der Lebenswelt ist. Anschließend wird Bezug genommen auf herrschende Diskurse zum Wandel privater Lebensformen, insbesondere auf zwei geläufige individualisierungstheoretische Erklärungsmuster für die Zunahme des Alleinlebens: die These, dass Anforderungen des Arbeitsmarktes zunehmend "Spagatehen" und in letzter Konsequenz eine "vollmobile Single-Gesellschaft" erzwingen, und die These, dass überhöhte Glückserwartungen zur Instabilität von Ehen und letztlich zum Alleinleben führen. Beide Erklärungsmuster, die gemeinsam haben, dass sie eine lineare Entwicklung von wachsender Instabilität von Ehen, zunehmender sukzessiver Monogamie und letztendlich Alleinleben als dominante Lebensform unterstellen, werden infrage gestellt. Statt dessen wird abschließend ein durch die empirischen Ergebnisse dieser Arbeit gestütztes Erklärungsmuster angeboten, das zum einen davon ausgeht, dass die beobachtbaren strukturellen gesellschaftlichen Veränderungen Alleinleben weniger erzwingen, als sie es ermöglichen. Zum zweiten wird verdeutlicht, dass *langfristiges* Alleinleben und sukzessive Monogamie zwei biographische Muster sind, die auf sehr verschiedenartige individuelle Prädispositionen verweisen, so dass sie als Handlungsmuster nicht austauschbar sind. Kollektiv gesehen, nehmen beide Lebensmuster parallel zu, weil sozioökonomische und kulturelle Wandlungsprozesse eine weitere Pluralisierung von privaten Lebensformen zulassen.

Der *Anhang* enthält zum Nachschlagen die Kurzbiographien der 11 Alleinlebenden, auf deren Lebenserzählungen die Empirie der Untersuchung vorwiegend basiert und die nicht in einer zusammenhängenden Fallrekonstruktion vorgestellt werden.

Danksagung

Die vorliegende Arbeit beruht auf Lebenserzählungen, die ich im Rahmen eines Forschungsprojektes zum Thema "Lebensführung von Alleinlebenden in jungem und mittlerem Lebensalter" erhoben habe. Ich möchte mich bei den Frauen und Männern, die mir bereitwillig und mit großer Offenheit ihr Leben erzählt haben, für ihr Vertrauen bedanken - ich hoffe sehr, ihnen gerecht geworden zu sein.

Der Forschungsgruppe, die das Projekt zwischen 1993 und 1995 im Deutschen Jugendinstitut im Auftrag des Bundesministeriums für Familie, Senioren, Frauen und Jugend durchgeführt hat, gehörten neben der Autorin Brigitte Maier-Lesch, Angelika Otto und Angelika Tölke an. Angelika Otto danke ich für das Interview "Roland Frey" aus den neuen Bundesländern und für Auswertungsarbeiten an diesem Interview, auf die ich mich stützen konnte; für die Interpretation der Lebenserzählung bin ich alleine verantwortlich. Manche mit meinen ehemaligen Kolleginnen entwickelte These - insbesondere zur individualbiographischen Genese des Alleinlebens - ist in die vorliegende Arbeit eingeflossen. Im gemeinsamen Arbeitsprozess in dieser Projektgruppe habe ich mir erste Grundlagen im Forschungsverfahren "narratives Interview" aneignen können. Gabriele Rosenthal war dabei eine wichtige Mentorin, die auf anschauliche Weise von den erkenntnisgenerierenden Möglichkeiten dieses Verfahrens überzeugen und mit Sorgfalt dazu nötiges methodisches Handwerk vermitteln konnte. Wenngleich die empirischen Daten und erste Anregungen aus diesem Forschungszusammenhang gekommen sind, ist die Dissertation erst nach dessen Auflösung bei Abschluss des Projektes geschrieben worden. Dem Deutschen Jugendinstitut bin ich zu Dank verpflichtet, dass transkribierte Interviews aus dem abgeschlossenen Forschungsprojekt die empirische Basis der Untersuchung werden konnten und dass ich für die Dauer von drei Viertel Jahren für dieses Forschungsvorhaben freigestellt war.

Sogenannte Freizeit einschließlich der Urlaube von mehr als zwei Jahren hat das Unterfangen noch gebraucht - eine Zeit, in der ich einen diskursiven projektnahen Forschungszusammenhang und vor allem eine Möglichkeit für Interview-Interpretationen in einer Gruppe oft vermisst habe. Werner Schefold und Jürgen Glinka bin ich deshalb sehr dankbar, dass sie mich zu Sitzungen ihrer Forschungswerkstatt im Kontext ihrer eigenen Forschungsarbeit eingeladen haben. Das kreative und kollegiale Klima dieser Workshops hat mich immer wieder angespornt. Die ermunternden Gespräche mit Werner Schefold, die auch unterschiedliche Sichten auf die Zeit der "Achtundsechziger" zuließen, und - insbesondere biographieanalytische - Anregungen von Jürgen Glinka sind mir eine wichtige Hilfe gewesen. Hans-Rolf Vetter ermutigte mich, als meine Motivation nachließ, die Beiträge der Untersuchung zum Verständnis von Individualisierungsprozessen - das Verhältnis von Biographien und gesellschaftlichen Makroprozessen im Blick - abschließend noch einmal zusammenzufassen. Ingola Lammers und Hermann Schwarzer haben als Fachfrau für Sprache, beziehungsweise Lektor das Skript gelesen und mir insbesondere bei der Umstellung auf die neue Rechtschreibung geholfen - und nicht zuletzt wohlthuende Anmerkungen zur Arbeit aus einem nicht soziologischen Blick gemacht.

1 Einführung

1.1 Annäherungen an eine strukturell hochindividualisierte Gruppe

In den achtziger Jahren begannen zwei Entwicklungen Beachtung auf sich zu ziehen, die in der öffentlichen Wahrnehmung vielfach vermischt werden: eine sprunghafte Zunahme von Einpersonenhaushalten und eine auffallende Verbreitung des Alleinlebens im mittleren Lebensalter. Immer mehr Menschen lebten in der Lebensphase allein in einem eigenständigen Haushalt, in der einerseits ein zunehmendes Herausschieben einer Familiengründung wegen der eigenen Berufsausbildung immer weniger wahrscheinlich wird und andererseits der Tod des Ehepartners oder der Ehepartnerin noch ein seltenes Ereignis ist. Zwischen Ende der fünfziger und Anfang der achtziger Jahre verdreifachte sich die Zahl der Einpersonenhaushalte (nicht, wie oft fälschlich argumentiert wird, der gesamtgesellschaftliche prozentuale Anteil von in diesen Haushalten lebenden Menschen). Die Anzahl allein lebender Frauen und Männer zwischen Mitte Dreißig und Mitte Fünfzig hat sich in der früheren Bundesrepublik, beziehungsweise in den alten Bundesländern zwischen 1972 und 1996 mehr als verdoppelt.²

Nicht nur in populären Diskussionen sind beide Phänomene - die Zunahme von Einpersonenhaushalten und von Alleinlebenden im mittleren Lebensalter - vielfach vermischt worden. Sozio-ökonomischer Wandlungsprozesse haben zwar selbständige Lebensführung in allen Altersgruppen erleichtert oder erst möglich gemacht. Darüber hinaus verbergen sich aber hinter der noch andauernden Zunahme von Einpersonenhaushalten sehr verschiedenartige Entwicklungen; nicht nur die sozio-demographischen Gründe, sondern auch die biographischen Bedeutungen des Alleinlebens jeweils andere. Zum einen schieben immer mehr *junge Erwachsene*, besonders Männer, eine Familiengründung immer weiter hinaus und leben zunehmend länger eigenständig. Sie tragen zwar dazu bei, dass die Anzahl der Einpersonenhaushalte zunimmt (besonders in Universitätsstädten); aber ihre Lebensform bleibt vorübergehend, ist keine dauerhafte Alternative zum familiengebundenen Leben, obgleich einige die Entscheidung für ein eigenes Kind so lange hinauszögern, bis sie dauerhaft auf eine Familiengründung verzichten. (Nave-Herz 1994) Zum zweiten leben immer mehr *ältere Menschen*, genauer: verwitwete Frauen in einem Einpersonenhaushalt.³ Dennoch bleibt, dass drittens zunehmend mehr Menschen *im mittleren Lebensalter* alleine leben. Erstmals enthielt sich eine nicht mehr unbedeutende Anzahl von Menschen ohne sichtbare Not einer Eheschließung und Familiengründung oder ließ sich nach einer

²Im früheren Bundesgebiet lebten 1972 5,0 % aller 35- bis 44jährigen und 7,9 % aller 45- bis 54jährigen alleine, 1996 schon 12,7 % aller 35- bis 44jährigen und 12,0 % aller 45- bis 54jährigen. (Engstler 1997:25) In der ehemaligen DDR lebten wesentlich weniger Menschen in einem Einpersonenhaushalt (Zahlen aus den siebziger Jahren liegen mir keine vor); 1996 liegt der Anteil immer noch niedriger (7,9 % und 10,1 %). Zur Skizzierung der demographischen Entwicklung stütze ich mich auf Daten der DJI-Regionaldatenbank; Berechnungsgrundlage: Ergebnisse des Mikrozensus, und auf Bauereiß u.a. 1997.

³ Dies hat mehrere Gründe: Ehefrauen sind jünger als ihre Männer und haben zudem eine längere Lebenserwartung als diese; die Lebenserwartung steigt insgesamt; ältere Menschen leben zunehmend weniger in den Haushalten ihrer Kinder. Zur quantitativen Entwicklung von soziodemographisch unterschiedlichen Gruppen Alleinlebender und ihren verschiedenartigen Lebenslagen siehe insbesondere Bayer; Bauereiß 1995, die ausführlich differenzieren zwischen unterschiedlichen Anlässen für die Bildung von Einpersonenhaushalten (mit entsprechend unterschiedlichen sozialstrukturellen Merkmalen); Kern (1998) geht differenziert auf die sehr verschiedenartigen Gründen für das Alleinleben, die jeweils mit ebenso verschiedenen Lebenslagen verknüpft sind, ein.

Ehescheidung nicht mehr auf ein langfristiges Zusammenleben ein. Mit diesen Menschen befasst sich diese Arbeit. Sie repräsentieren eine Entwicklung, die viele Fragen auslöste und zu zahlreichen sozialwissenschaftlichen Publikationen führte: Warum leben immer mehr Menschen allein? Wählen sie freiwillig diese ungebundene Lebensform? Oder zwingen die modernen Lebensverhältnisse Männer und Frauen ins Alleinleben? Welche emanzipatorischen Möglichkeiten liegen im Alleinleben? Welcher individuelle Preis muss gezahlt werden? Und nicht zuletzt wurden Befürchtungen laut, die Solidargemeinschaft könne durch den Wegfall familialer Stützsysteme - als Folge selbstbezogener Lebensentscheidungen - übermäßig belastet werden.⁴ Es konnte nicht mehr zu übersehen werden: Eine Lebensform war entstanden und hatte an Normalität gewonnen, die in dieser Erscheinungsform neu oder bisher selten war: alleine zu wohnen und zu wirtschaften in einem Alter, in dem Frauen und Männer in der Regel in ihrer selbst gegründeten Familie leben. In einer Gründungsfamilie zu leben konnte nicht mehr selbstverständlicher Lebensentwurf sein. Die Chancen und Risiken, die in dieser Lebensform liegen, und mit unterschiedlichen Voraussetzungen von Alleinlebenden, sie zu realisieren, sind Gegenstand der Untersuchung.

Die öffentlichen und wissenschaftlichen Diskurse zur Zunahme Alleinlebender weisen vielfältige Bezüge auf, von denen ich einige benennen möchte. Es sollen hier aber, weil ich zu Ende dieser Studie ausführlicher auf sie eingehe, um Bezüge zwischen Ergebnissen meiner Untersuchung und deren Deutungen zu diskutieren, ein paar vereinfachende Linien der Diskurse genügen, auf deren Hintergrund die folgende Arbeit motiviert und konzipiert wurde; sie helfen unser Thema einzukreisen.⁵ Der Zuwachs von Alleinlebenden erlangte auch deshalb so viel Aufmerksamkeit, weil in den vorangegangenen zwei Jahrzehnten, nachdem sich die privaten Lebensverhältnisse nach dem Zweiten Weltkrieg wieder konsolidiert hatten, so viele Menschen wie nie zuvor in einer

⁴ Eine Auswahl erschienener sozialwissenschaftlicher Titel gibt einen Eindruck von der Vielfalt der Fragen, die an Alleinlebende gestellt worden sind: Arbeitsgemeinschaft Riedmüller, Glatzer, Infratest 1991: Die Lebenssituation alleinlebender Frauen; Bachmann, Ronald 1992: Singles. Zum Selbstverständnis und zum Selbsterleben von 30- bis 40-jährigen partnerlos allein lebenden Männern und Frauen; Bayer, Hiltrud; Bauereiß, Renate 1995: Alleinstehend und Alleinlebend: Die "Singles" in der amtlichen Statistik; Beck, Ulrich (Hg.) 1997: Kinder der Freiheit; Bien, Walter; Bender, Donald 1995: Was sind Singles? Burkart, Günter 1992: Auf dem Weg zur vollmobilen Single-Gesellschaft? Grözingen, Gerd (Hg.) 1994: Das Single - Gesellschaftliche Folgen eines Trends; Hradil, Stefan 1995: Die "Single-Gesellschaft"; Imhof, Arthur E. 1994: Von der schlechten alten Zwangsgemeinschaft zum guten neuen Single? Jaeggi, Eva 1992: Ich sag' mir selber Guten Morgen. Single eine moderne Lebensform; Kern, Jutta 1998: Single: Biographische Konstruktion abseits der Intim-Dyade; Krüger, Dorothea 1990: Alleinleben in einer paarorientierten Gesellschaft - Eine qualitative Studie über die Lebenssituation und das Selbstverständnis 30- bis 45-jähriger lediger, alleinlebender Frauen und Männer; Löw, Martina 1994: Raum ergreifen - Alleinlebende Frauen zwischen Arbeit, sozialen Beziehungen und der Kultur des Selbst; Meyer, Sibylle; Schulze, Eva 1989: Balancen des Glücks. Neue Lebensformen: Paare ohne Trauschein, Alleinerziehende und Singles; Pohl, Katharina 1994: Singles im Alltag - Sozio-demographische Aspekte der Lebenssituation Alleinlebender; Rosenmayr, Leopold; Kolland, Franz 1997: Mein "Sinn" ist nicht dein "Sinn" Unverbindlichkeit oder Vielfalt - Mehrere Wege im Singletum; Sander, Dirk 1997: Warum (noch) ledig? Warum nicht Ehe? Lebensformen lediger Erwachsener; Schofer, Bernd; Bender, Harald; Utz, Richard 1991: Sind Singles individualisiert? Lebenslage und Lebensstil Alleinlebender; Soltau, Heide 1993: Pfeifen aufs Duett - Von Singles, Alleinstehenden und anderen Solisten.

⁵ Meine Untersuchung ist nicht nach den Regeln der Thesenüberprüfung angelegt, sondern produziert induktiv eigenes Wissen, folgt damit wissenschaftstheoretisch den Regeln der Grounded Theorie. (Zur theoretischen und methodischen Anlage siehe Kapitel 2.) Selbstverständlich ist - anders als "Hardliner" induktiver Theoriebildung fordern - das angesammelte empirische und theoretische Vorwissen in die Planung der Arbeit eingegangen, hat sie letztlich motiviert. Auch aus diesem Grund halte ich es für nötig, die für die Planung der Untersuchung relevanten Wissenskontexte zu benennen, aber erst nach Abschluss des eigenen Forschungsprozesses differenzierend auf ausgewählte Diskurse einzugehen.

Familie lebten, Familie zur einzig selbstverständlichen Lebensform geworden war. Alleinlebende waren in der ersten Hälfte unseres Jahrhunderts überwiegend ältere Menschen, die ihren Ehepartner verloren hatten, oder, zum geringeren Teil, junge Menschen vor ihrer Familiengründung. Ein historisch etwas längerer Blick zeigt freilich, dass in der Herkunftsfamilie aufzuwachsen und in einer selbst gegründeten Familie alt zu werden, als Normallebenslauf erst eine kurze Geschichte hatte. Noch bis in unser Jahrhundert hinein blieben viele Menschen ledig; vor der Jahrhundertwende war nicht verheiratet zu sein sogar häufiger anzutreffen als heute. Aber dass Menschen in großer Zahl und *ohne äußere Zwänge* keine Familie gründen und dass unverheiratete Frauen und Männer in der Regel einen *eigenständigen Haushalt führen*, ist ein historisch neues Phänomen gewesen. Noch bis in die erste Hälfte des zwanzigsten Jahrhunderts verbreitete Lebensformen für Unverheiratete sind anachronistisch geworden: die ledige Tante, die mit in der Familie lebt, ebenso wie Gesinde oder - etwas moderner - im Haushalt der Arbeitgeber wohnendes Hauspersonal. Neu war also, dass nicht wenige *ohne äußere Notwendigkeit* keine eigene Familie gründen, dass keine formellen Reglementierungen, wie zum Beispiel aufgrund der materiellen Lage und/oder der Standeszugehörigkeit zur Ehelosigkeit führen.⁶ Deshalb wird alleine zu leben heute zumeist dem Entscheidungs- und Verantwortungsbereich des beziehungsweise der einzelnen zugeschrieben und erscheint somit als freigewählte Lebensform. Dies sagt jedoch weder etwas darüber aus, ob diese Lebensweise von den einzelnen so gewünscht wurde, noch ob ihr eine bewusste Entscheidung zugrunde liegt.

Alleinlebende im mittleren Lebensalter bieten ideale Projektionsflächen für Sehnsüchte nach Freiheit und Selbstverwirklichung, aber auch für jene Ängste, die Freisetzungprozesse auslösen. Sie besitzen ein hohes Maß an Unabhängigkeit - ein Gut, das hoch in Kurs steht. Allein lebende Frauen haben maximale Möglichkeiten für ihr berufliches Vorankommen; denn weder begrenzen Kinder ihre alltägliche zeitliche Flexibilität, noch behindert eine Familie einen Ortswechsel zugunsten einer beruflichen Chance; für allein lebende Männer gilt dies eingeschränkt, weil eine Ehefrau im Rücken beruflichem Fortkommen dienlich sein kann. Alleinlebende müssen ihren Konsum nicht wegen des eigenen Nachwuchses einschränken. Sie verfügen über beneidenswerte Freiheiten; denn sie brauchen ihre Lebensentscheidungen mit keinem Ehemann, keiner Ehefrau abzustimmen, auch nicht, wie sie ihre Abende und Nächte verbringen. Aber sie sind auch den Schattenseiten und Risiken eines ungebundenen Lebens ausgesetzt. Beruflicher Erfolg und ein sexuell freizügiger und materiell großzügiger Lebensstil, dabei Oberflächlichkeit von Beziehungen oder Einsamkeit als Preis - oder Strafe? - sind einige Markierungen, zwischen denen sich die populäre mediale Präsentation von Alleinlebenden bewegt. Auf diesem Hintergrund wurden "Single zwischen Freiheit und Einsamkeit"⁷ ein populäres Medienthema.

Gemeinsam ist den meist rezipierten wissenschaftlichen Deutungen des Alleinlebens - und populäre Abhandlungen haben sich vielfach angeschlossen -, dass strukturelle gesellschaftliche Veränderungen, die einen Prozess der Herauslösung des Einzelnen aus traditionellen Bindungen und Bezügen beschleunigen, als Antriebskräfte der Zunahme dieser Lebensform erachtet werden. Alleinlebende werden als - strukturell - hochindividualisierte Frauen und Männer wahrgenommen, die den Chancen und Risiken, die mit dem gesellschaftlichen Individualisierungsprozess

⁶Ausführliche historische Hinweise zum historischen Wandel privater Lebensformen sind zu finden in Stich (1988a; 1988b); Burkart (1997); Burkarts Veröffentlichung, die einige Aspekte der vorliegenden Arbeit behandelt, habe ich erst unmittelbar vor Fertigstellung der vorliegenden Arbeit gelesen; deshalb sind einige sinnvolle Verweise auf diese Publikation unterblieben.

⁷So einer von mehreren einschlägigen Titel-SPIEGEL (vom 6.3.2000). Den Begriff "Single" werde ich wegen seiner Nähe zu einem Lebensstil in dieser Arbeit nicht verwenden.

verbunden sind, in besonderem Maße ausgesetzt sind. Dass immer mehr Menschen alleine leben, wird im öffentlichen und im wissenschaftlichen Diskurs als zugespitzte Folge eines allseits diagnostizierten Individualisierungsprozesses gedeutet, der Begriff "Individualisierung" dabei meist unscharf als Sammelbegriff verwendet für so unterschiedliche Phänomene, wie Verkleinerung der Haushalte, Verlagerung von Unterstützungsleistungen aus der Familie, Bedeutungsverlust von Nachbarschaften, Tradition und Religion. Dabei unterstellen Wissenschaft und Massenmedien gleichermaßen einen kausalen Zusammenhang zwischen gestiegenen Ansprüchen an berufliche Karriere (Frauen) und Lebensstandard, Verfügbarkeit für den Arbeitsmarkt und einer Überforderung von Paarbeziehungen, die letztlich über eine hohe Trennungsbereitschaft und, als Präventivstrategie vor allem der Frauen, einen Verzicht auf Ehe und Familiengründung konsequent in ein Alleinleben führe. Je nach theoretischem Paradigma geraten, historisch gesehen, *zunehmende Handlungsspielräume* für die Verwirklichung von Werten wie Lebensstandard, Selbstverwirklichung und Zugewinn an individueller Autonomie bei Verzicht auf Bindung und Verantwortung oder *Strukturzwänge* stärker ins Blickfeld. Ist letzteres der Fall, werden "riskante Chancen" zum Thema; Anforderungen, die Freisetzungprozesse an die Individuen stellen und die Risiken der Überforderung in sich bergen und insbesondere zu Vereinsamung führen können, werden stärker betont. Für beide Paradigmen lassen sich Belege finden.

Das mediale und wissenschaftliche Interesse an Alleinlebenden scheint abgeebbt; ihre Lebensform hat an Normalität und Akzeptanz gewonnen. Damit wurde der Blick freier um wahrnehmen zu können, dass weder die Single, wie sie durch Massenmedien swingen, typische Repräsentanten der Alleinlebenden sind, noch einsame, mit ihrem Leben unzufriedene Menschen. Wer ernsthafter Lebensstile und Lebenszufriedenheit von Alleinlebenden im mittleren Lebensalter erkunden will, trifft überwiegend auf lebensstüchtige Menschen, denen ihr Beruf wichtig ist und die eher mehr Freunde ihr eigen nennen als in Familien lebende Frauen und Männer (Bien, Bender 1995); was aber nicht heißt, dass Gefühle von Einsamkeit ihnen fremd sind.⁸ Aber es gibt auch allein lebende Frauen und Männer, deren Lebensgefühl dominiert wird von Einsamkeit und von Unzufriedenheit mit der eigenen Lebensform. "Nur eine Minderheit der Single - in erster Linie eheerfahrene Männer - sieht sich ohne einen festen Partner auch nach längerer Single-Erfahrung in einem defizitären Lebenszustand" fasst Ronald Bachmann (1992:35) die Selbsteinschätzung der Betroffenen zusammen - ein Befund, der von anderen Untersuchungen bestätigt wird. So gut die ambivalenten Befindlichkeiten von Alleinlebenden "zwischen Freiheit und Einsamkeit" ausgeleuchtet sind, so wenig wissen wir darüber, welche Einflüsse Biographien so steuern, dass ein allein lebender Mann oder eine allein lebende Frau ein eher defizitäres Leben führt oder aber, dass er oder sie das emanzipatorische Potential, die "ungeheure Chance und Aufforderung zugleich" (Imhof 1994:24), die diese Lebensform birgt, als eigene Handlungsspielräume wahrnehmen und wirksam machen kann. Wann und unter welchen Voraussetzungen sind Frauen und Männer gut ausgerüstet für's Alleinleben und unter welchen Voraussetzungen sind sie schlecht vorbereitet und fühlen sich dem Leben jenseits einer Familie eher ausgeliefert? Ausgehend vom Doppelcharakter, der dem theoretischen Begriff Freisetzung und dem Alltag Alleinleber, wie jeder beobachten kann, gleichermaßen inne wohnt, liegt der Arbeit die Absicht zu Grunde, zu fragen, wodurch die Freisetzung des emanzipatorischen Potentials, das in der Freiheit dieser Lebensform enthalten ist, begünstigt wird, aber auch zu untersuchen, wodurch die potentiell defizitären Seiten des Alleinlebens verschärft, unter welchen Voraussetzungen Handlungsmöglichkeiten Alleinlebender eher blockiert sind, und damit zum Verständnis der Konstitutionslogik

⁸Das zeigt nicht nur die Alltagserfahrung, sondern wird auch durch die in Fußnote 5 angeführten Untersuchungen belegt.

biographischen Handelns beizutragen. Die Frage, was Alleinlebende umtreibt, was sie zu Gewinnern oder Verlierern macht, verdient vor allem deshalb unsere Aufmerksamkeit, weil sie exemplarisch signalisieren, welche kognitiven, mentalen und psychosozialen Voraussetzungen nötig sind, um mit fortschreitenden kollektiven Freisetzungsprozessen umzugehen zu können, und welche Lebensumstände das Gelingen einer hochindividualisierten Lebensführung begünstigen. Mit der Untersuchung von Steuerungspotentialen gelungener und defizitärer Biographien Alleinlebender als Exponenten von Freisetzungsprozessen im Individualisierungsprozess verbindet sich die Absicht, zum Verständnis vom Wandel privater Lebensformen im gesellschaftlichen Modernisierungsprozess beizutragen. Ob Alleinlebende zu Recht als "Vorbote einer gesellschaftlichen Verfassung gelten, in der nicht mehr soziale Bindungen, sondern andere Formen der Vernetzung unter den Menschen eine atomistische Auflösung von Gesellschaft verhindern", (Bachmann 1992:79) muss an dieser Stelle offen bleiben.

1.2 Zum Verhältnis von biographischem Handeln und strukturellen Voraussetzungen

Mit diesem Erkenntnisinteresse wird die vorliegende Untersuchung *individualbiographische Anteile der Entstehung von Alleinleben als langfristiger Lebensform* rekonstruieren und *Muster der Lebensführung*⁹ von Alleinlebenden nachzeichnen, sich dem Erkenntnisziel also konsequent aus der Subjektperspektive nähern. Die Primärdaten bestehen, wie in Kapitel 2 ausführlich dargestellt wird, aus autobiographischen Lebenserzählungen, aus denen sich die Chronologie von Ereignissen ebenso erschließen lassen wie Eigentheorien der Interviewten über die Genese des Lebensverlaufs und der aktuellen Lebensführung. Was die Biographien gesteuert hat, welche individuellen Ressourcen zur Verfügung standen, wie Politik, Markt und Erwerbssystem Chancen bereitgestellt und Handlungsräume beschnitten haben, enthalten diese Erzählungen *unmittelbar* nur, soweit die ErzählerInnen entsprechende Ereignisse und Strukturen eigentheoretisch mit dem Thema der jeweiligen Erzählungen in Verbindung bringen. Die Primärdaten geben deshalb nur begrenzte Auskünfte über das reale Vorhandensein solcher individuellen Ressourcen. Wissen aus dem Bereich gesellschaftlicher Makrostrukturen und zeitgeschichtlicher Ereignisse und Entwicklungen wird gelegentlich aus anderen Quellen als Kontextwissen herangezogen, um Erzählungen interpretieren zu können. Veränderungen sozioökonomischer und kultureller Rahmenbedingungen, die zur Zunahme des Alleinlebens im mittleren Lebensalter beigetragen haben, beziehungsweise zu ihren Voraussetzungen gehört haben und in dieser Arbeit vorausgesetzt werden, seien im Folgenden kurz skizziert:

Dass immer mehr Menschen im mittleren Lebensalter ohne zwingende äußere Gründe alleine wohnen und haushalten, eine Lebensform, die noch vor nur zwei Jahrzehnten als bedauernswertes Schicksal galt und nur selten "frei gewählt" war, ist nur möglich gewesen durch strukturelle Freisetzung der Individuen im sozioökonomischen System und durch Veränderungen kultureller Rahmenbedingungen. Die wichtigsten Komponenten seien an dieser Stelle nur kurz gestreift. Das *Bildungswesen* und der *Arbeitsmarkt* mussten sich für Frauen geöffnet haben, das *Wohlstandsniveau* so gestiegen sein, dass eigenständiges Haushalten für eine größere Personengruppe möglich war und ein entsprechendes Wohnungsangebot zugänglich und erschwinglich wurde. Für die Unabhängigkeit auch in individuellen Krisenlagen ist die *Individualisierung* von

⁹Zur Erklärungsfunktion des Begriffs "Lebensführung" siehe exemplarisch die Beiträge in Vetter (Hg.) 1991: "Muster moderner Lebensführung" und darin insbesondere den Beitrag des Herausgebers "Lebensführung - Allerweltsbegriff mit Tiefgang"

Anspruchsrechten (eine Entwicklung, die noch im Gange ist - man denke beispielsweise an die zur Zeit politisch umstrittenen Ansprüche von Söhnen und Töchtern gut verdienender Eltern auf staatliche Ausbildungsbeihilfen) noch wichtiger als der Ausbau des Sozialstaates. Neben diesen markt- und politikgesteuerten Ressourcen bereiteten - durch Modernisierungsprozesse angeleitete - öffentliche und private Diskurse die Verbreitung des Alleinlebens vor. Zu den nötigen Voraussetzungen gehörten auch die in den späten 1960ern begonnene Liberalisierung der *Sexualmoral* und die in den 1970ern durchgesetzte *Reform des Ehe- und Familienrechts*. Und nicht zuletzt hat Alleinleben zur Voraussetzung gehabt, dass sich extreme Ausprägungen von *Geschlechtsrollenstereotype* so weit auflösten, dass Männer und Frauen sich die lebenspraktischen Alltagskompetenzen aneignen, die jeweils typischerweise dem anderen Geschlecht zugeschrieben werden - eine Entwicklung, die durch den zweiten Weltkrieg beschleunigt wurde.¹⁰ Diese strukturellen Vorgaben sind ursächlich für die *quantitative* Entwicklung der Lebensformen, steuern die Zunahme von Menschen, die alleine leben und eigenständig haushalten. Das Interesse meiner Untersuchung ist aber ein differenzierungstheoretisches; es gilt vor allem den *sozialen Differenzierungen unter Alleinlebenden* und den jeweils spezifischen Chancen und Risiken. Die Studie fragt danach, *welche* Menschen diese Lebensform übernehmen (immer noch lebt die große Mehrheit der Männer und Frauen im mittleren Lebensalter in einer Familie), und macht individuelle Präferenzen und Handlungssysteme und mehr oder weniger erfolgreiche individuelle Bewältigungsstrategien beim "*Kleinarbeiten*" der *strukturellen Vorgaben* zum Gegenstand ihrer Analysen. Strukturelle Vorgaben, die nur dann unmittelbar im empirischen Material enthalten sind, wenn sie vom Subjekt, unseren Informanten mit der eigenen Biographie verknüpft werden, treten in dieser Arbeit in den Hintergrund und haben den Status von Kontextwissen. Das Erkenntnisinteresse - und nicht eine theoretische Position, die Steuerungspotentiale makrostruktureller Rahmenbedingungen hinsichtlich individueller Handlungsspielräume und Lebensverläufe ignoriert - hat also die Perspektive bestimmt und die Wahl des Blickwinkels und des empirischen Zugangs geleitet.

¹⁰Anschaulich dazu: Meyer, Schulze 1984

2 Biographische Weichenstellungen im Spiegel rückblickender Erzählungen

Wenn wir im Alltagsleben erfahren wollen, warum ein Mensch zum Beispiel nie geheiratet hat, dann erscheint es uns natürlich, dass wir uns für seine Lebensgeschichte interessieren. Dass Analysen von Biographien auch in den Sozialwissenschaften ein Königsweg sein können, um der Konstitutionslogik von Biographien auf die Spur zu kommen, beginnt sich erst durchzusetzen, seit in den vergangenen zwanzig Jahren mit der systematisch betriebenen Biographieforschung ein geeignetes Instrumentarium weiterentwickelt und empirisch abgesichert wurde.¹¹ Der gewichtigste Stein des Anstoßes ist sicherlich für diejenigen, die wenig mit quantitativen Forschungsverfahren und insbesondere der Biographieforschung vertraut sind, die Frage nach der Repräsentativität, beziehungsweise der Verallgemeinerung von Hypothesen, die aus Analysen von nur wenigen Lebenserzählungen gewonnen wurden. Unter Fachleuten richten sich Bedenken verschiedener Art gegen möglicherweise naive Schlüsse von Erzählungen auf tatsächliche Begebenheiten. Ich werde nicht *grundsätzlich* auf methodologische Probleme und Bedenken eingehen - differenzierte fundierte Fachliteratur zu grundsätzlichen und speziellen Fragen ist mittlerweile so reichhaltig, dass sie schon fast kaum noch zu überblicken ist -, sondern beabsichtige, im Verlauf der Darstellung des Forschungsprozesses und nahe an den Fragen, die sich mir konkret im Verlaufe der vorliegenden Arbeit gestellt haben, zu überzeugen. Davon sind auch die folgenden Ausführungen und die stetige Offenlegung des Forschungsverfahrens geleitet.

2.1 Lebenserzählungen als Informationsquelle: Objektive Möglichkeiten und individuelle Verarbeitung

Kaum ein Mensch wird eindeutig beantworten können, warum er z.B. nicht geheiratet hat oder sich ein (weiteres) Kind wünscht.¹² Gerade tiefgreifende und weitreichende Lebensentscheidungen resultieren aus einer Verkettung von Erfahrungen, die bis in die frühe Kindheit hineinreichen können. Ebenso können sich Hindernisse, die der Verwirklichung der eigenen Lebensplanung im Wege gestanden haben, über lange Zeiträume und oft unbemerkt aufgetürmt haben. Deshalb sind die Motive und die individuellen Antriebskräfte, die die Verwirklichung ebenso wie die Nichterfüllung von Lebensplanungen nur in den seltensten Fällen der eigenen Reflexion der Handelnden voll zugänglich. Wollen wir etwas über sie erfahren, so müssen wir unsere Aufmerksamkeit auf die Lebensgeschichten der betreffenden Frauen und Männer richten, auf ihre Erfahrungen und ihre Handlungsstrategien.

Die Methode, die unserem Gegenstand angemessen ist, hat zwei entscheidende Anforderungen zu erfüllen: Sie muss erstens die *Prozessstrukturen* der Lebensläufe erfassen und zweitens auch solche *kausalen Verkettungen* sichtbar machen, *die der eigenen Reflexion der Handelnden nicht (immer) zugänglich sind*. Die struktural hermeneutische Analysen von erzählten Lebensgeschichten wird beiden Ansprüchen gerecht. Erstens wird die *ganze Lebensgeschichte* zum Gegenstand der Untersuchung, nicht in der Gesamtheit aller Einzelheiten, sondern der Biograph erzählt eine Abfolge von den Ereignissen seines Lebens, die für ihn - im Blick auf das

¹¹ Siehe insbesondere Schütze (1977; 1983; 1987; 1989; 1992); Rosenthal (1995); Glinka (1998 & im Erscheinen), von denen ich vorzugsweise gewonnen habe.

¹²In den Kapiteln 4 und 7 gehe ich ausführlicher auf die Frage nach der Wahlfreiheit im Eingehen und Lösen von dauerhaften Partnerschaften ein. Bezogen auf die Familienplanung hat Maria Rerrich ausgeführt, "Was es Frauen schwer macht, sich über ihre Kinderwünsche klar zu werden"; vgl. ihren gleichlautenden Beitrag (1988).

Thema, das "im Raum steht" (weil es der erklärte Anlass des Interviews ist, in der vorliegenden Untersuchung die Erfahrungen mit Freundschaften, Partnerschaften und in Phasen des Alleinlebens) - einen Sinn ergibt. Und zweitens verbindet er seine Erzählungen mit Erklärungen und Kommentaren, die seine Deutungen und Bewertungen ausdrücken und die sicherstellen sollen, dass auch die ZuhörerIn nachvollziehen kann, wie alles so gekommen ist. Damit ist also die Forderung erfüllt, dass Ereignisverkettungen, die das Gerüst der Prozessstrukturen von Lebensläufen sind, die Grundlage unserer Informationen bilden.

Der Informant¹³ erzählt sein individuelles Lebensschicksal retrospektiv und aus seiner subjektiven Sicht, d.h. er versucht, seine Erinnerungen in seiner Logik als Handelnder zu einem sinnvollen Ganzen zu verbinden. Wir brauchen nicht die Skepsis von WissenschaftlerInnen gegenüber retrospektiver Erinnerungsarbeit, subjektiven Fehleinschätzungen, Rechtfertigungsbemühungen und Fehlleistungen des Unbewussten zu bemühen, sondern bereits unsere Alltagserfahrung sagt uns, dass es keine Erzählungen gibt, die ein anderer Mensch nicht anders erzählen würde - und sogar der gleiche Mensch in unterschiedlichen Situationen. Wie der Biograph seine Erinnerungen verknüpft und mit Kommentaren verbindet, gibt uns Auskunft darüber, wie er sich selbst sein Leben erklärt und als ein sinnvolles Ganzes verstehen kann *und* welche Arbeit er leistet, um aus seiner Sicht vor anderen Menschen bestehen zu können, von ihnen verstanden, respektiert, gemocht, entschuldigt zu werden. Wir sind nicht an einer "wahren" Ereignisfolge interessiert, sondern an dieser Darstellungsarbeit, die Ausdruck der biographischen Arbeit eines Menschen ist, der sich seiner Biographie vergewissert und sie anderen verstehbar zu machen sucht. Weil unser Erkenntnisinteresse sich auf die Aufschichtung der Erfahrung des Biographen *und* auf seine biographische Arbeit als schöpferische Tätigkeit, als seine Eigenleistung zur Konstituierung seiner Biographie richtet, haben Akzentsetzungen, Ausblendungen, Kommentierungen (wie Argumentationen, Bewertungen Verweisungen), mit deren Hilfe der Biograph Ereignisse seines Lebens zu einer Erzählung zusammenfügt, nicht den Charakter von störenden Verfälschungen. Aus dieser Perspektive wird vielmehr die subjektive "Bearbeitung" der Erinnerungen durch den Informanten zum Gegenstand des Forschungsinteresses.

Hier liegt nun die Stärke der prozessorientierten Biographieforschung, wie Fritz Schütze sie entwickelt hat. Sein Bemühen richtet sich darauf aufzudecken, wie "die interpretierenden theoretischen Anstrengungen des Biographieträgers in den Zusammenhang faktischer Prozessabläufe seines Lebens" eingebettet sind. (Ders. 1983, 284) Schütze nimmt dabei institutionelle Ablaufmuster des Lebenslaufs ebenso in den Blick wie intentionales Handeln und Prozesse des Erleidens und hat methodische Arbeitsmittel entwickelt, die diese Analysearbeit leisten; ich werde im nächsten Abschnitt auf sie eingehen. Mit der biographieanalytischen Methode auf der Basis von narrativen Interviews haben wir also ein Verfahren zur Verfügung, das auch die zweite Bedingung erfüllt: Sie macht auch solche kausalen Verkettungen in den Lebensgeschichten sichtbar, die der eigenen Reflexion der Handelnden nicht (immer) zugänglich sind.

2.2 Die Auswahl der InterviewpartnerInnen und die Kontaktaufnahme

Vor den Ausführungen zur Durchführung und Auswertung der Interviews als zentralem Erhebungsinstrument sind einige Anmerkungen darüber nötig, wie die Untersuchungsgruppe definiert, die Alleinlebenden ausgewählt und zur Mitarbeit gewonnen wurden. Die Untersuchung

¹³ auch Biograph, Biographieträger oder Geschichtenträger genannt

stützt sich auf narrativ biographische Interviews, 1993 die im Rahmen eines Forschungsprojektes im Deutschen Jugendinstitut erhoben worden sind. Im Mittelpunkt meiner Untersuchung stehen Menschen, die in der Altersphase, in der Frauen und Männer in der Regel in ihrer selbst gegründeten Familie leben, längerfristig alleine wohnen und einen eigenständigen Haushalt führen, unabhängig davon, ob und wie verbindlich sie gegebenenfalls in einer Partnerschaft leben. Die Haushaltsform ist ein geeigneteres Kriterium zur Abgrenzung der Lebensform als der Grad der Partnerbindung, weil nach stabilen mit dieser Lebensform verbundenen Einstellungs- und Handlungsmustern gefragt wird und Partnerschaften bei langfristig Alleinlebenden in der Regel weniger stabil sind als deren allein Leben. Ich bezeichne deshalb Frauen und Männer, die *alleine wohnen und wirtschaften*, als Alleinlebende, unabhängig davon, ob sie in einer Partnerschaft bei getrenntem Wohnen leben. Ein Rest Unbehagen bleibt hinsichtlich des Umgangs mit Sprache; denn ob ein Mensch, der in einem Einpersonenhaushalt und gleichzeitig in einer Partnerschaft lebt, alleine *lebt*, ist eine letztlich nur subjektiv zu beantwortende Frage.¹⁴

Die Altersgruppe, die im Zentrum dieser Untersuchung steht, ist sehr enge gefasst, auf die Geburtsjahrgänge 1943-1947 beschränkt. Diese Frauen und Männer waren 1993, als ich sie interviewt habe, in einem Alter, in dem *lebenszyklisch* eine Familiengründung bei Frauen nicht mehr und bei Männern kaum noch zu erwarten war, ein Interesse an sexuellen Beziehungen aber noch vermutet werden kann. *Zeitgeschichtlich* gesehen gehören diese Jahrgänge zu den "Pionieren" eines nicht durch äußere Gründe erzwungenen Alleinlebens. Sie waren zur Zeit der so genannten Studentenbewegung im typischen Heiratsalter, einer Phase, in der Menschen besonders aufnahmefähig sind für die Auseinandersetzung mit partnerbezogenen Leitbildern. In den 68ern war in Westdeutschland erstmals ein Klima entstanden, in dem in größeren Gruppen Kritik oder zumindest Skepsis gegenüber der Ehe und der Kleinfamilie laut wurde; vor allem Studierende dieser Jahrgänge gehörten zu den ersten, die einer Ehe und Familie kritisch gegenüberstanden. Es stellt sich die Frage, was einige prädestiniert hat, damals neue Leitbilder für die Beziehungen zwischen den Geschlechtern aktive aufzugreifen und Lebensmuster zu erproben, während die anderen unbeteiligte Zeugen blieben? Die empirische Basis der Untersuchung bilden Interviews mit 7 Frauen und 6 allein lebenden Männern, die zum Zeitpunkt der Erhebung seit mindestens 5 Jahren allein gelebt haben, in der alten BRD wohnen und den genannten Jahrgängen angehören. Weil das Forschungsinteresse Differenzierungen *innerhalb* einer Gruppe, die unter vergleichbaren Rahmenbedingungen lebt, gilt, konnten die historischen Einflüsse auf diese Weise relativ konstant gehalten werden. Zusätzlich konnte ich als Vergleichsfolie meine gründliche Kenntnis von weiteren 40 Interviews einbeziehen.¹⁵

¹⁴Zu Definitionen der Begriffe "Singles", "Alleinlebend" und "Alleinstehende" in der Literatur siehe eine ausführliche Übersicht bei Bachmann (1992, Seite 28 ff und Anhang), der allein 21 Bedeutungsvarianten für den Begriff "Single" gefunden hat. "Alleinlebende" wird dagegen üblicherweise ausschließlich wie hier verwendet.

¹⁵ Die Gruppe dieser Alleinlebenden, auf die nur gelegentlich (und dann *expressis verbis*) Bezug genommen wird, setzt sich wie folgt zusammen: 18 ebenfalls in der alten BRD wohnenden allein lebende Frauen und Männer der Jahrgängen 1958 bis 1962 (Angehörige dieser Altersgruppe haben von der Bildungsreform profitiert; eine Familiengründung war lebenszyklisch kaum noch zu erwarten, aber nicht prinzipiell ausgeschlossen) und 15 allein lebende Frauen und Männer aus beiden Alterskohorten, die in den neuen Bundesländern wohnen, wo diese Lebensform sich unter anderen strukturellen Rahmenbedingungen später und langsamer verbreitet hat. Die in einbezogenen 13 Interviews der älteren Alleinlebenden in den alten Bundesländern, die die empirische Basis dieser Studie bilden - sie sind beim Zitieren mit AFW oder AMW gekennzeichnet - habe ich selbst erhoben. Ich beziehe mich zudem - zur Kontrastierung einer Ost-West-Differenz - auf ein von Angelika Otto erhobenes Interview; es hat die Kennzeichnung AMO-3. Die übrigen

Es bot sich die Möglichkeit an, in den alten Bundesländern auf Adressen einer fünf Jahre vor Beginn der Untersuchung durchgeführten repräsentativen Erhebung, dem Familiensurvey (Bertram 1991) zurückzugreifen, die 1988 mittels Fragebogen durchgeführt wurde. Fünf Jahre später haben wir die zwischen 1942 und 1947, sowie zwischen 1953 und 1957 geborenen Männer und Frauen aus dieser Stichprobe, die zum damaligen Erhebungszeitpunkt dem Kriterium "allein lebend" entsprochen haben, über unser Forschungsvorhaben "Lebenswege von Menschen - Ihre Erfahrungen mit Partnerschaften und mit Zeiten des Alleinlebens" informiert und zur Teilnahme motiviert. Um zu überprüfen, ob die Angeschriebenen weiterhin alleine lebten, wurde mittels beigefügtem Kurzfragebogen nach ihrer aktuellen Lebensform gefragt.¹⁶ Für die vorliegende Arbeit wurden die Lebensgeschichten von Alleinlebenden der älteren Gruppe in den alten Bundesländern analysiert, das heißt von Frauen und Männern, die geantwortet und ihre Gesprächsbereitschaft mitgeteilt haben, zwischen 1942 und 1947 geboren sind und noch 1993 (also mindestens fünf Jahre) alleine gewohnt haben, unabhängig davon, ob sie in einer Partnerschaft in getrennten Haushalten lebten. Zusätzlich habe ich (auf der Suche nach einem Kontrastfall für die Erwartungen des sozialen Umfeldes hinsichtlich der privaten Lebensform junger Menschen zu Beginn der 70er Jahre) ein Interview mit einem Alleinlebenden der gleichen Altersgruppe aus den neuen Bundesländern einbezogen; die InterviewpartnerInnen in den neuen Bundesländern wurden über vorhandene Kontakte zu Institutionen und Personen in unterschiedlichen Regionen gewonnen. Darüber hinaus wurden zur Durchführung kontrastierender Vergleiche Interviews von Alleinlebenden beider Altersgruppen in den neuen Bundesländern und der jüngeren Altersgruppe in den alten Bundesländern einbezogen.¹⁷ Das in der Tradition des Theoretical Sampling ungewöhnliche Auswahlverfahren - Auswahl aus einer repräsentativen Stichprobe an Hand von demographischen Kriterien - hat zu einer angemessenen Vielfalt von Bildungsabschlüssen, sozio-kulturellen und regionalen Zugehörigkeiten geführt.

Weil der Lesbarkeit wegen im Folgenden meistens sprachlich vereinfachend von *den* Alleinlebenden die Rede sein wird, möchte ich an dieser Stelle betonen, dass die Untersuchung in hohem Maße zeit- und ortsgebunden ist, Lebensgeschichten von *westdeutschen* Menschen zum Gegenstand hat, die alle in einer *eng umrissenen historischen Zeitspanne* aufgewachsen sind und vor allem unter einer spezifischen historischen Konstellation junge Erwachsene gewesen sind, also in einem Alter waren, in dem sich in der Regel dauerhafte Paarbindungen anbahnen beziehungsweise Muster des Bindungsverhaltens verfestigen. Nur gelegentlich verweise ich im Verlauf der Arbeit auf Differenzen zu ostdeutschen Einstellungs- und Handlungsmustern und zu solchen von Alleinlebenden jüngerer Jahrgänge. Der Übergangscharakter hinsichtlich des Verhältnisses der Geschlechter und privater Lebensformen, der die gewählte historische Phase kennzeichnet, begünstigt aber, so die Intention, allgemeinere Konstitutionsregeln von Biographien aufzudecken.

Interviews haben meine damaligen Projektkolleginnen Brigitte Maier-Lesch (junge Frauen in den alten Bundesländern), Angelika Otto (Frauen und Männer beider Altersgruppen in den neuen Bundesländern) und Angelika Tölke (junge Männer in den alten Bundesländern) durchgeführt. (Maier-Lesch u.a. 1995) Immer wenn ich mich in dieser Arbeit unmittelbar auf diese Interviews beziehe, wird dies angegeben.

¹⁶ Das Anschreiben und der Kurzfragebogen befinden sich im Anhang

¹⁷ Diese Interviews haben meine damaligen Projektkolleginnen Brigitte Maier-Lesch (junge Frauen in den alten Bundesländern), Angelika Otto (Frauen und Männer beider Altersgruppen in den neuen Bundesländern) und Angelika Tölke (junge Männer in den alten Bundesländern) durchgeführt. (Maier-Lesch u.a. 1995) Immer wenn ich mich in dieser Arbeit unmittelbar auf diese Interviews beziehe, wird dies angegeben.

Das für narrative Erhebungen unübliche Auswahlverfahren über eine bereits durchgeführte Repräsentativerhebung bot - neben einem von uns so damals nicht erwarteten Effekt, auf den ich noch kommen werde - den Vorteil einer optimalen Varianz: Die 13 Alleinlebenden, deren Lebenserzählungen Gegenstand der vorliegenden Studie sind,¹⁸ leben in sehr heterogenen Lebenslagen, verstreut über die gesamte alte Bundesrepublik. Es gibt unter ihnen Ledige und Geschiedene, VolksschulabgängerInnen, AkademikerInnen und Interviewte mit mittlerem Schulabschluss. Die beruflichen Einstellungen und Positionen sind ebenfalls breit gestreut zwischen einem international tätigen Dolmetscher, einem Leitenden Angestellten im öffentlichen Dienst, abhängig Beschäftigten mit einfachen und mittleren Tätigkeiten, einer Selbständigen mit geringem Einkommen und einem Alleinlebenden, der seit über zehn Jahren arbeitsloser Sozialhilfeempfänger ist. Eine zweite Besonderheit ergibt sich aus diesem Zugang zu den InterviewpartnerInnen: Erfolgt nach den "Regeln der Kunst" die Auswahl der Informanten aufgrund von Ergebnissen des voranschreitenden Forschungsprozesses und damit sukzessive in dessen Verlauf, so standen bei dem von uns gewählten Verfahren die InterviewpartnerInnen vor der Erhebungsphase fest. Dies erwies sich nicht als Nachteil, weil die beschriebene große Varianz eine gute Voraussetzung für ein Theoretical Sampling (Strauss 1991) im Verlauf des Forschungsprozesses war. Unsere Annahme, dass die beschriebene Verteilung der genannten strukturellen Lebenslagen eine große Varianz der sozialen und kulturellen Milieus und der Haltungen gegenüber dem Alleinleben sicherstellt, hat sich bestätigt. Von Vorteil war dagegen, dass sowohl milieuspezifische Einschränkungen, die bei einem Schneeballverfahren kaum vermeidbar sind, als auch eine Beschränkung auf InformantInnen, die sich anbieten, weil sie eine große Mitteilungsbereitschaft haben, vermieden wurden. (Auf die Bitte einer Institution, mit der bereits eine Zusammenarbeit bestanden hat, entgegenkommend zu reagieren, ist relativ niederschwellig.) In der milieuspezifischen Vielfalt liegt ein wesentlicher Unterschied zu den meisten vorliegenden qualitativen Studien über Alleinlebende. Für einen minimalen kontrastiven Vergleich (zweite Sozialisation in der Protestbewegung der 68er) wurde eine Interviewpartnerin durch "Hören-Sagen" gewonnen.

2.3 Das Erhebungsinstrument "narrativ-biographische Interviews"

Das narrativ-biographische Interview gliedert sich in mehrere Phasen, in denen die InterviewerInnen ihre Interventionen auf planvolle Weise ändern.

Die Haupterzählung: Die erste Phase des Interviews ist auf das Ziel hin ausgerichtet, dass der Biograph sein Leben als ein sinnvolles Ganzes erzählt. Die Interviewerin muss sicherstellen, dass dem Informanten Raum gegeben wird zur Gestaltung seiner Lebenserzählung. Um den Erzählfluss entlang des *eigenen Relevanzsystems* nicht zu unterbrechen, habe ich in diesem Teil der Eingangserzählung keine Zwischenfragen gestellt. Mimische oder parasprachliche Äußerungen, wie "hm", oder eine einfühlende Bestätigung, wie "dann war das für Sie auch nicht ganz leicht"¹⁹ haben die Aufmerksamkeit und die Einfühlungsfähigkeit der Interviewerin bekundet und geholfen, den Erzählfluss aufrecht zu erhalten. Ich habe gelegentlich auch Fragen entlang des Erzählfadens gestellt, um die Erzählung in Gang zu halten, wie: "Wie ging es dann weiter?" oder Fragen zur Förderung des Erinnerungsprozesses, wie: "Können Sie sich noch an die Situation erinnern?"

¹⁸Im Anhang befinden sich Kurzportraits dieser InterviewpartnerInnen.

¹⁹ Bei solchen bestätigenden Äußerungen habe ich die emotionalen Erlebnisinhalte aufgegriffen und in meiner eigenen Formulierung zurückgespiegelt. (Vgl. Aktives Zuhören bei Rogers 1972)

oder, um ein szenisches Erinnern zu unterstützen: "... an das Haus erinnern?"

Eine Erzählung kommt dann zustande, wenn es dem Biographen gelingt, sich erneut in die damalige Erlebnissituation hineinzusetzen, d.h. die meist reflektierte Perspektive der Gegenwart zu verlassen zugunsten der damaligen Erlebnisperspektive (siehe Rosenthal 1987). Es ist deshalb von entscheidender Wichtigkeit, die Aufforderung zum Erzählen so zu wählen, dass sie auf das Handlungsschema "Erzählen" einstimmt; Warum- und Weil-Fragen müssen, weil sie keine Erzählungen, sondern Argumentationen, Rechtfertigungen etc. hervorrufen, vermieden werden. Unser Erzählstimulus hat nach der gesamten Lebensgeschichte unserer InformantInnen gefragt und gleichzeitig das Thema unserer Forschungsfrage angesprochen. Er lautete: "Unser Forschungsinteresse sind die Lebensgeschichten von Frauen und Männern. Uns interessiert besonders die Geschichte *Ihrer persönlichen* Beziehungen, d.h. welche Erfahrungen Sie in Ihrer Familie, mit ersten Freundschaften, mit späteren Partnerschaften und in Zeiten des Alleinlebens gemacht haben."

Unsere Kontaktaufnahme zu den Alleinlebenden über eine Jahre zurückliegende Fragebogenerhebung hatte, wie bereits angedeutet, einen unerwarteten Effekt: Trotz des Hinweises in unserem Anschreiben "Sie haben die Möglichkeit, Ihren Lebensweg und das, was Ihnen persönlich wichtig ist, aus Ihrer Sicht zu erzählen." und dem Vorgespräch bei der telefonischen Terminabsprache, bei der ich betont habe, ich würde keine vorbereiteten Fragen stellen, sondern bäte darum, dass sie mir ihre Lebensgeschichten erzählten, bin ich im Aushandlungsprozess unmittelbar vor dem Interview verschiedentlich - nicht immer - der Erwartung einer vorstrukturierten Befragung begegnet. Ich habe auf diese unvermutete Schwierigkeit mit Hinweisen auf das Expertentum meiner InterviewpartnerInnen reagiert. Es gäbe so viele Vorurteile über Alleinlebende, und wir seien deshalb an ihrer Lebensgeschichte interessiert; nur ihre Erfahrungen seien wichtig. Ohne diese zu kennen, würde ich vermutlich Fragen stellen, die an ihren eigenen Erfahrungen vorbeigingen. Im Anschluss an ihre Erzählung würde ich dann konkret nachfragen können. Dennoch begannen einige Interviews mit einem Aushandlungsprozess, während dem meine InterviewpartnerInnen wiederholt darum baten (oder kämpften), ich möge doch "konkrete Fragen" stellen; das mache es einfacher. Diese Vorgeschichte wurde bei der Auswertung dieser einleitenden Passagen mit berücksichtigt. Bemerkenswert ist, dass nur solche BiographInnen angesichts der beschriebenen Vorgeschichte zunächst eine Erzählung zu vermeiden suchten, die - wie sich dann jeweils im Verlauf der Interviews herausstellte - ihr Leben als belanglos oder ereignislos einschätzten - "es ist nicht viel passiert".

Ich erkläre mir die verzögerte Bereitschaft einiger InterviewpartnerInnen, sich einem Erzählfluss zu überlassen, damit, dass die schriftliche Einladung zur Beteiligung an dem Forschungsvorhaben die Angesprochenen zwar zur Mitarbeit motiviert hat, aber ohne sie hinreichend zu überzeugen, dass es auf ihre besonderen und einzigartigen Erfahrungen ankommt. Oder anders ausgedrückt, der in die Haupterzählung verlängerte Aushandlungsprozess in einigen Interviews ist ein Hinweis darauf, dass sich auch Alleinlebende an der Untersuchung beteiligt haben, die bei üblichen Verfahren zur Gewinnung von InformantInnen (wie Schneeballverfahren, Aushänge, Annoncen etc.) außen vor geblieben wären, weil sie nicht das Gefühl haben, Bedeutsames mitteilen zu können, eine Botschaft zu haben. Damit wären aber Alleinlebende, die ihr Leben als statisch und belanglos erleben, systematisch ausgegrenzt geblieben. Dieser Gedankengang trägt m.E. dazu bei zu erklären, warum die Alleinlebenden, die in dieser Studie zu Wort kommen, ihre Lebensform insgesamt weniger euphorisch vertreten (und auch weniger über Diskriminierungen klagen), als Befragte vergleichbarer Studien zum Alleinleben dies tun.

Unter methodischen Gesichtspunkten hat sich gezeigt (oder bestätigt), dass die Überzeugung, für das Forschungsthema wichtige Informationen zu haben, die in den besonderen eigenen Lebenserfahrungen begründet sind, eine ebenso wichtige Voraussetzung für die Erzählbereitschaft von BiographInnen ist, wie ein eindeutiger Erzählstimulus. Es bleibt noch zu sagen, dass auch diejenigen InterviewpartnerInnen eine "geschlossene Erzählung" ihres Lebens gegeben haben, die das beschriebene anfängliche Zögern gezeigt haben, und dass nach meiner Einschätzung die Aushandlungsprozesse zu Beginn dieser Interviews die Qualität ihrer Erzählungen nicht nachhaltig beeinträchtigt haben.²⁰ Wie die BiographInnen ihrer Erzählung einen eindeutigen Anfang - z.B. "Also: Ich bin ..." - und eine nachvollziehbare Gestalt geben - wie eins zum andern kam und sich auf die gegenwärtige Lebenssituation hin entwickelt hat - signalisieren sie auch ein klares Ende ihrer Geschichte, z.B.: "Im Groben war's ungefähr so gelaufen. Jetzt müssen Sie Fragen stellen." Einen solchen Aufbau haben (mit der genannten Ausnahme) alle Haupterzählungen. Ihre Dauer und Detaillierung weichen dagegen stark voneinander ab; es gibt sehr knappe Eingangserzählungen, wie die im Stil eines Lebenslaufs gehaltene eines kommunalen Beamten (AMW-06), die von ihm selbst entsprechend so kommentiert wurde: "Ja, das war eigentlich so in Kurzform ((lachend)) mein bisheriges Leben." (Dieser Informant konnte mit einer zweiten Erzählaufforderung zu einer ausführlichen Lebenserzählung motiviert werden.) Und es gibt, als anderes Extrem, eine über mehr als zwei Stunden sich erstreckende, ununterbrochene Haupterzählung. Diese Biographin (AFW-11) war seit ca. drei Jahren in einer Psychoanalyse und sehr daran interessiert (und darin geübt), die Stationen ihres ereignisreichen Lebens reflektierend aufeinander zu beziehen, um so eine für sie selbst erstaunliche Entwicklungsgeschichte zu verstehen.

Die Nachfragephase: Nach dem eindeutigen Abschluss der Haupterzählung habe ich meine Zurückhaltung aufgegeben und um Detaillierungen gebeten, sowie gegebenenfalls Nachfragen zum Verständnis gestellt. In dieser Phase des Interviews, der *erzählinternen Nachfragephase*, ging es darum, bereits angedeutete Erzählungen und Informationen ("tangentielles Erzählpotenzial") aufzugreifen und auszuschöpfen, etwa: "Sie haben vorhin erzählt, ... Wie ging es weiter, als Sie ...?" (oder) "Können Sie sich noch an die damalige Situation erinnern, als ...?" In einer dritten Phase, der *erzählexternen Nachfragephase*, (wobei die Übergänge gelegentlich auch fließend waren) wurden die Nachfragen von unserem Forschungsinteresse gelenkt. D.h. ich habe mit Hilfe meiner Erinnerungen an die Haupterzählung und meiner während des Interviews gemachten Notizen in Gedanken überprüft, über welche Lebensphasen, bzw. Themenbereiche, von denen wir angenommen haben, dass sie für den Weg in ein Alleinleben Relevanz besitzen könnten (z.B. Herkunftsfamilie und Berufslaufbahn²¹) meine Gesprächspartnerin oder mein Gesprächspartner noch nichts oder sehr wenig erzählt hat. Soweit dies nicht der Fall war, wurden zu diesen noch fehlenden Bereichen wiederum erzählgenerierende Fragen formuliert. Es hat sich erwiesen, dass

²⁰ Nur eine Alleinlebende hat sich keinem Erzählfluss überlassen. Ihre Lebenserzählung unterscheidet sich von allen anderen darin, dass diese Interviewpartnerin (AFW-09) keine Erzählungen miteinander verbunden hat, sondern auf jeden Erzählstimulus mit einem kurzen Bericht oder, selten, einer sehr knappen Erzählung geantwortet hat. Dahinter verbirgt sich das Schicksal einer Frau, die bis ins mittlere Erwachsenenalter in extremer Unmündigkeit gehalten wurde und bis in die Gegenwart ein äußerst monotones Leben führt. Dieses Interview bestätigt in extremer Form die Aussage von Rosenthal: "Während Lebenssituationen mit vielen Wechseln in der Lebensführung sowie Lebenssituationen, in denen dem Individuum biographische Entscheidungen abverlangt werden, regelrecht Autobiographien generieren, verhindern Lebenssituationen, in der die Handlungsautonomie des Subjekts in erheblichem Maße eingeschränkt und der Lebensalltag hochgradig routinisiert ist, eher Autobiographien." (Dies. 1995, 113)

²¹ Siehe die thematischen Felder zum zweiten Nachfrageteil im Anhang.

dieser dritte Teil mit erzählexternen Nachfragen oft ganz entfallen konnte und selten mehr als ein bis zwei Fragen umfasste. Abschließend habe ich, sofern nicht bereits beantwortet, noch einige Fragen zu möglicherweise "kritischen" Lebensbereichen für Alleinlebende gestellt, von denen nicht unbedingt angenommen werden konnte, dass sie in der Lebenserzählung thematisiert worden waren, die aber im Forschungsinteresse liegen. Es sind dies z.B. Fragen, die sich auf die gegenwärtige Lebenssituation beziehen, vor allem auf die soziale Einbindung und die Gestaltung des Alltags (z.B. "Wie haben Sie Ihr letztes Weihnachtsfest verbracht?"). Diese vorab ausgewählten Fragen (siehe Anhang) haben wir an alle InterviewpartnerInnen gerichtet.

Während die Einleitung der Haupterzählung, die sie begleitende aufmerksam unterstützende, aber (möglichst) nicht intervenierende Haltung, die anschließenden Nachfragen, die "das tangentielle Erzählpotenzial" der Eingangserzählung ausschöpfen, den etablierten Regeln für die Durchführung narrativ-biographischer Interviews entsprochen haben, weist meine Durchführung des erzählexternen Nachfrageteils Modifikationen auf. Abweichend von Schütze, bei dem in diesem dritten Teil "die Nutzung der Erklärungs- und Abstraktionsfähigkeit des Informanten als Experten und Theoretiker seiner selbst" (ders. 1983, 285) im Vordergrund steht und der seine Fragen in dieser Phase auf die vorangegangenen *eigentheoretischen Kommentare* lenkt, also vom Erzähl- zum Argumentationsschema wechselt, habe ich bis zum Schluss des Interviews erzählgenerierende Fragen gestellt, habe jedoch zunehmend auch um Vertiefung vorangegangener Argumentationen gebeten. Dies war deshalb sinnvoll, weil ich im Auswertungsverfahren die Erzählungen nicht von den argumentativen Teilen bereinigt habe. (Dazu unten mehr)

Im Anschluss an das narrative Interview wurde den BiographInnen noch ein Kurzfragebogen mit einigen "*objektiven*" *biographischen Angaben*, wie z.B. Alter der Eltern, Schulbildung usw., und ein *zeitliches Ablaufschema über ihre Partnerschaften* (siehe zu beidem Anhang) vorgelegt. Diese standardisierten Erhebungsinstrumente haben die Rekonstruktion der "Ereignisdaten" unterstützt. Die InformantInnen konnten sie wahlweise unmittelbar ausfüllen oder per Post nachsenden.

2.4 Die Auswertungsschritte

Aus 13 transkribierten Lebenserzählungen von Alleinlebenden der mittleren Altersgruppe (d.h. der Geburtsjahrgänge zwischen 1942 und 1947) habe ich - die Frage nach Gewinnern und Verlierern auf dem Hintergrund von Singularisierungsprozessen im Blick - zwei ausgewählt, die sich maximal voneinander unterscheiden, um sie einer ausführlichen Fallrekonstruktion zu unterziehen: eine Frau, die sich biographisch früh von einer an einen Lebenspartner und eine Familie gebundenen Lebensplanung verabschiedet hat und eine hohe Zufriedenheit mit ihrer Lebensform ausdrückt, und einen Mann, der bis in die Gegenwart an dem Ideal eines in eine Ehe und Familie eingebundenen Lebens festgehalten hat und sein Leben als verfehlt bewertet, weil es ihm nicht gelungen ist, diesen Lebensentwurf einzulösen. Zu einem späteren Zeitpunkt habe ich eine dritte Fallrekonstruktion durchgeführt und um eine möglichst große Varianz abzudecken: die Lebensgeschichte eines zweifach geschiedenen Familienvaters, dessen Lebenskonstruktion hochindividualisierte Merkmale *und* eine starke Familienorientierung aufweisen.

In die Hypothesenbildung im Verlauf der Fallrekonstruktionen - und in die weitere Untersuchung -

ist die unterschiedlich intensive Kenntnis von 51 Interviews²² mit Alleinlebenden eingegangen. Das heißt im Einzelnen: Von den 13 Lebenserzählungen, auf die ich mich im Wesentlichen in der vorliegenden Arbeit beziehe, habe ich Kurzportraits (Chronologie und Besonderheiten des Lebenslaufs, sowie eine knappe Charakterisierung der Fallspezifik) angefertigt, denen unterschiedlich intensive Analysen vorausgegangen sind, jedoch in jedem Fall so ausführlich, bis sich die Fallstruktur in großen Umrissen herausgeschält hat. Von all diesen Lebensgeschichten wurden zuvor die Lebensereignisse in ihrer Chronologie rekonstruiert. Zudem standen mir Kurzportraits von weiteren 30 Interviews und drei Fallrekonstruktionen, allesamt von Kolleginnen durchgeführt, zur Verfügung. Zusätzlich habe ich quer durch alle 54 Interviews Auswertungen für die Bearbeitung von Einzelfragen durchgeführt,²³ wodurch mir alle diese Lebensgeschichten mehr oder weniger vertraut geworden sind und mir - wenn ich mich nicht ausdrücklich auf sie beziehe - als Hintergrundwissen gedient haben, die Varianz oder den "Möglichkeitsraum" erweitert haben.

2.4.1 Die Fallrekonstruktionen

Wenn ein Mensch sein Leben erzählt, dann tut er dies rückwärts blickend. Er präsentiert nicht einfach eine Chronologie, sondern fügt die Geschichte(n) so zusammen, dass sie für sein gegenwärtiges Erleben - d.h. nachdem er alle Erfahrungen gemacht hat, die Folgen erlebt hat - für ihn einen Sinn ergeben. Dieses planvolle Erzählen auf die Gegenwart hin kommt oft in der abschließenden Bemerkung direkt zum Ausdruck: "Wie gesagt, mit Partnerschaften und so, festen Partnerschaften, dazu habe ich es also bis heute nicht gebracht - *deshalb*." (AMW-04, 4/33; Hervorh. J.S.) Er erzählt also, wie aus seiner Sicht alles so kam, dass es heute so ist, wie es ist. Dazu fügt er viele kleine Geschichten aneinander (z.B. die Geschichte des Kennenlernens einer Freundin: Liebe auf den ersten Blick; das überraschende Angebot einer günstigen Wohnung: großes Glück gehabt; die Geschichte der Heirat: eine nicht sehr ernst genommene Zeremonie, den Schwiegereltern zuliebe; die Trennung: Versöhnungsversuche und Resignation), erwähnt manche Ereignisse nur am Rande (z.B. den Abschluss der Berufsausbildung) oder stichwortartig (z.B. das Datum seiner Geburt). Die Heirat schmückt er zu einer lustigen Erzählung aus, die deutlich machen soll, dass er sie nicht ernst nehmen konnte, und gibt über die Wohnungssuche nur einen kurzen Bericht, damit die ZuhörerIn versteht, warum er zu jenem Zeitpunkt geheiratet hat. (AMW-06) Er verbindet also die kleinen und größeren Geschichten mit Erklärungen, Begründungen und Bewertungen, macht Einschübe und Rückblenden und dies alles, damit die gesamte Geschichte für die ZuhörerIn verstehbar wird.

Wichtig ist nun, dass der Biograph - wie jeder Mensch - seine Lebensgeschichte auch für sich selbst verstehbar machen muss(te). In unserem Beispiel erklärt der Informant sich seine Heirat nicht aus der Absicht des Paares, eine Familie gründen zu wollen oder auch nur eine Ehe zu

²² Diese setzen sich zusammen aus den 13 in die vorliegende Arbeit aufgenommenen Interviews, 33 von den Kolleginnen durchgeführten (von zwischen 1953 und 1962 Geborene in den alten Bundesländern und Alleinlebenden beider Altersgruppen in den neuen Bundesländern) und vier nicht explizit einbezogene "Pretestinterviews".

²³ Es handelt sich um Fragestellungen und Auswertungsarbeiten im Rahmen des vorangegangenen Projektes - u.a.: Partner- und Familienwünsche, die sozialen Netze, das Hineinwirken von kriegsbedingten Belastungen in die Konstellation der Herkunftsfamilien, die Berufskarrieren, Alleinlebende aus Dreigenerationenfamilien und aus besonders tabubelasteten Herkunftsfamilien.

wünschen, sondern aus dem Zusammentreffen von mehreren äußeren Umständen: der Einstellung seiner damaligen Schwiegereltern, keine Sexualität außerhalb einer Ehe zu tolerieren, einer sozialen Umgebung, die diese Haltung damals unterstützt hat, einem zufälligen Wohnungsangebot. Folglich hat er das Ende der Ehe zwar als schmerzlich, aber nicht als Scheitern eines Lebensplanes (Ehe und Familie) erlebt wie ein anderer geschiedener Biograph (AMW-08). So gibt die Art, wie Ersterer Ereignisse im Kontext seiner Ehe berichtend, erzählend und argumentierend aneinander reiht, Auskunft über seine subjektive Geschichte einer gescheiterten Ehe, in der die Trennung einen ganz anderen Stellenwert hat als sie für den geschiedenen Alleinlebenden mit dem Lebensplan Familie gehabt hat. Beide Männer haben das Scheitern ihrer Ehe nicht nur subjektiv sehr verschieden erlebt; sondern es hat, wie aus den Fortsetzungen der Erzählketten hervorgeht, auch für jeden eine andere biographische Konsequenz gehabt - Getrenntleben und Transformation der ehelichen Beziehung in eine wichtige freundschaftliche Bindung und wenig später Eingehen einer nichtehelichen Lebensgemeinschaft mit getrennten Haushalten im einem Fall und Scheidung mit völligem Kontaktabbruch, sowie ein lang anhaltender Rückzug von Frauen im anderen Fall.

Obwohl die Fakten - eine Beziehung auf Distanz, der die Auflösung einer Ehe vorausgegangen ist - in diesem Beispiel gleich sind, lautet die eine Geschichte, die der Informant der Zuhörerin (und sich selbst) erklärt, verkürzt: So ist es gekommen, dass ich heute eine Freundin habe, meine, von mir getrennte, Frau noch zu den wichtigsten Menschen in meinem Leben gehört und es mir mit all dem gut geht. Und die Geschichte des anderen Biographen lautet: So ist es gekommen, dass mein Traum von einer Familie nicht wahr geworden ist und ich auch von der Zukunft nicht mehr viel erwarte. Die Analyse der Lebensgeschichten, die die Vielfalt der gelebten Muster einschließlich der positiven Gefühle und der Leidenserfahrungen, die mit ihnen verbunden sind, sowie die sozialen Regeln, die diese Muster erzeugen, aufzeigen will, darf also die Gesamtgestalt der Erzählungen nicht zerstören. Sondern sie wird sich im Gegenteil, um die Regeln zu rekonstruieren, die "die Mannigfaltigkeit seiner Teile organisieren" und "den Fall erzeugen" (Rosenthal 1995, 210), ihr kunstvolles Gerüst - das Ineinander Fügen von verschiedenen Textsorten (Berichten, Erzählungen, Argumentationen etc.) und Ordnungselementen (Rückblenden, Hintergrundinformationen, Rahmungen etc), die Wechsel der Themenfelder, die die jeweilige Hintergrundfolie bieten, und die wechselnden Zeitperspektiven - zu Nutze machen.

Die Zeitstruktur der Erzählung: Gerade eine retrospektive Datengewinnung wirft Fragen nach der Zuverlässigkeit dieser Informationen auf und führt zu oft geäußerten Bedenken gegen eine Methode, die auf Erinnerungen (und deren subjektive Auswahl) angewiesen ist. Die sequenzielle Analyse narrativ-biographischer Interviews fragt aber nicht nach einem absoluten (und isolierten) Wahrheitsgehalt, sondern nach der Funktion, die die jeweiligen Aussagen für die Konstruktion einer Biographie haben. Jede Lebensgeschichte wird, wie bereits gesagt, rückblickend erzählt und zwar so, dass sie auf dem *gegenwärtigen* Erfahrungshintergrund einen Sinn gibt. Dennoch wechselt die Zeitperspektive immer wieder im Laufe der Erzählung. Manches wird aus der Gegenwart kommentierend berichtet ("das war damals noch so") oder der Biograph unterscheidet explizit zwischen seinem damaligen Urteils- und Handlungsvermögen und seiner gereiften heutigen Sicht ("später wird man klüger"). Die Gegenwartsperspektive wird auch dann deutlich, wenn sie nicht ausdrücklich kenntlich gemacht wird. Wenn der Biograph sich seinen Erinnerungen überlässt, gelingt es ihm zunehmend, sich erneut in die damalige Erlebnissituation hinein zu versetzen. Dabei können die emotionalen Erlebnisinhalte von damals wieder lebendig werden. Räumliche Erinnerungen können auftauchen ("Wir hatten da so einen schönen Holzküchentisch mit so Schubfächern. Und er saß da hinten in der Ecke..." ist die szenische Rahmung einer dramatischen Begegnung). Auf der sprachlichen Ebene beobachten wir nicht selten, dass der

Biograph auch grammatikalisch die Zeitform wechselt und unvermittelt das Präsens benutzt ("... ich geh so auf ihn zu" ((demonstriert))).

Bei der Auswertung der Interviews habe ich mich weitgehend an die Verfahrensweise von Gabriele Rosenthal angelehnt, die auf der strukturellen inhaltlichen Beschreibung von Fritz Schütze und der "objektiven Hermeneutik" von Ulrich Oevermann basiert. Die Bedeutung der "nicht zerstörten Gestalt", ein zentrales Element der Arbeit von Rosenthal, gründet in der Gestaltphilosophie. Da die Verfahren zur Auswertung narrativ-biographischer Interviews an anderen Stellen ausführlich begründet und dargestellt sind, werde ich hier nur auf drei Aspekte eingehen, durch die mein Vorgehen, in Anlehnung an Rosenthal, von der in weiten Kreisen der Biographieforschung etablierten Arbeitsweise von Schütze abweichen: die Hypothesenbildung und -überprüfung im Verlauf der sequenziellen Analysen; die Kontrastierung der erlebten Lebensgeschichte (also der chronologischen Aufschichtung der Erfahrung) und der erzählten Lebensgeschichte (die auch die Eigentheorie, sowie die Selbstdarstellungsbemühungen des Biographen enthält) und die Behandlung der eigentheoretischen Anteile.

Sequenzielle Hypothesenbildung und -überprüfung: Forschungslogisch impliziert die Biographieanalyse auf der Basis von narrativen Interviews eine abduktive Hypothesenbildung, die der von Glaser und Strauss entwickelten Grounded Theorie entspricht. (Glaser/Strauss 1979; Strauss 1991). Diese theorieerzeugende, nicht -überprüfende, Forschungsstrategie verlangt nach einer sorgfältigen Hypothesenüberprüfung, die durch ein experimentelles Setting im Verlauf des Forschungsprozesses, die sequenzielle Analyse sicher gestellt wird: In einer ausgewählten Analyseeinheit werden alle dem Biographen in der gegebenen Situation prinzipiell offen stehenden Interpretations- und Handlungsmöglichkeiten in Thesenform formuliert; d.h. es wird aufgelistet, welche *Optionen* die Person hatte, unabhängig davon, ob sie dem Bewusstsein des Informanten zugänglich (gewesen) sind; denn das Sammeln von Informationen und das Abwägen von Alternativen können selten erschöpfend zu Ende geführt werden, ohne dass die Handlungsfähigkeit verloren ginge. Ebenso unterliegt jede handelnde Person verschiedenartigen sozialisationsbedingten Begrenzungen, die zu eingeschränkten Wahrnehmungs- und Reflexionsmöglichkeiten führen. Also erst die Summe der Interpretations- und Handlungsmöglichkeiten, die einer Person prinzipiell in einer vorgegebenen Situation offen stehen, entsprechen ihren hypothetischen Möglichkeiten.

Es wird nun in der fortschreitenden sequenziellen Analyse überprüft, welche dieser Möglichkeiten zutreffend sind, beziehungsweise welche ausgeschlossen werden müssen. An welchen Stellen einer Biographie engten sich die Möglichkeiten ein, wurden wichtige Weichen gestellt? So wird fallspezifisch an den Texten eine systematisch kontrollierte Hypothesenfindung und Überprüfung durchgeführt. "Im Analyseverfahren der objektiven Hermeneutik wird also danach gefragt, was der Biograph alles hätte tun können ... Die Analyse einer Handlung wie auch eines vollständigen Falles impliziert immer die Frage, was die Handlung bzw. der Fall nicht ist, d.h. Oevermanns Kunstlehre der sequenziellen Analyse ist nichts anderes als ein methodisch kontrollierter Interpretationsschritt, den jeder Interpret - auch der Alltagshermeneut - vornimmt" (Rosenthal 1987 S. 146). Es geht also darum, methodisch zu kontrollieren, dass nicht bereits von vornherein solche Möglichkeiten ausgeschlossen werden, die sich erst im weiteren Verlauf als nicht zutreffend herausstellen, sondern dass alle zu einem bestimmten Zeitpunkt der Analyse plausiblen (nicht voraussetzungsreichen) Thesen in der fortschreitenden Analyse verworfen oder zunehmend plausibilisiert werden können. M.a.W.: die Möglichkeit der Falsifizierung von Thesen aufgrund der zunehmenden Informationen über den Fall arbeitet die Besonderheiten der Fallstruktur heraus, das, wovon er sich von anderen vergleichbaren Fällen unterscheidet. Eine

Beschränkung auf solche Thesen, die unter Verwendung der Kenntnis der gesamten Lebensgeschichte gemacht werden können, birgt andererseits die Gefahr eines Zirkelschlusses.²⁴ Hypothesen, die innerhalb einer Lebensgeschichte immer wieder auftauchen ohne falsifiziert zu werden, gelten als wahrscheinlichste. Sie drücken die Regelmäßigkeit der Selektionen aus. Im weiteren Fortschreiten engen sich die Möglichkeiten immer mehr ein, d.h. nur noch bestimmte Strukturhypothesen werden als wahrscheinlich angesehen und bleiben am Schluss der Analyse übrig.

Um ein möglichst großes Spektrum von Optionen herauszuarbeiten und möglichst viele Hypothesen zu einem Ereignis beziehungsweise einer Erzählsequenz zu entwickeln, sollten die Interpretationsarbeiten - zumindest zu großen Teilen - in einer Gruppe durchgeführt werden. Die Interpretationen unterschiedlicher InterpretInnen neutralisieren zudem systematische Verzerrungen aufgrund eigener Persönlichkeitsfaktoren der ForscherInnen. Wenn die Organisation der Forschungsarbeiten nur sehr begrenzte Möglichkeiten zur Interpretation in einer Gruppe von KollegInnen zulässt, mildert nach meiner Erfahrung ein konsequentes sequenzanalytisches Vorgehen unter Beachtung der oben beschriebenen Regeln den Mangel, weil es das systematische Entdecken von Thesen unterstützt. Die sequenzanalytische Auslegung wurde in mehreren Arbeitsschritten mit einer jeweils unterschiedlichen Sorte von Daten durchgeführt: dem chronologischen Lebenslauf (Analyse der Ereignisdaten), der aufbereiteten Lebenserzählung (Themenfeldanalyse) und ausgewählten Textstellen (Feinanalyse).

Sequenzielle Auslegung der Ereignisdaten: Es ist bereits angesprochen worden, dass die Erzählung einer Lebensgeschichte nicht durchgehend der Chronologie der erlebten Geschichte folgt. Wenn jemand seine Lebensgeschichte erzählt, ordnet er die Ereignisse und Erlebnisse so zueinander, wie sie aus seiner gegenwärtigen Perspektive miteinander zu tun haben; er verfolgt den Fortgang einzelner Stränge in seinem Leben, z.B. die Geschichte einer wichtigen Partnerschaft oder die berufliche Karriere, macht Rückblenden und greift vor. Im ersten Schritt der Analyse interessiert dagegen die erlebte Lebensgeschichte, also der *Aufbau der Erfahrungen*, und noch nicht, mit welchen subjektiven Interpretationen uns der Biograph bzw. die Biographin die Ereignisse erzählt. Deshalb wurden wichtige Lebensereignisse, die relativ unabhängig von der subjektiven Deutung des Biographen sind (wie Geburt, Schuleintritt, ein langer Krankenhausaufenthalt, Scheidung der Eltern, Wohnortwechsel), aus dem Kontext gelöst, in dem sie berichtet wurden, und in ihre zeitliche Abfolge gebracht. Es wurde danach gefragt, welche Handlungsmöglichkeiten ein Mensch normalerweise in dieser Situation unter den gegebenen Bedingungen (z.B. als Sohn einer Flüchtlingsfamilie in einer Kleinstadt zu Beginn der 70er Jahre) hatte. Neben der historischen Zeit gilt die Aufmerksamkeit dabei auch der Lebenszeit, dem Entwicklungsalter. Um sich nicht frühzeitig auf eine Interpretationslinie festzulegen (beispielsweise aufgrund einer Strukturähnlichkeit mit einem bereits analysiertem Fall) und damit evtl. andere Erklärungsstränge zu früh auszublenden, sollen die einzelnen biographischen Daten nicht aufgrund von vorherigem Wissen über die konkrete Lebensgeschichte ausgelegt werden, d.h. die InterpretInnen sollten möglichst vergessen, was sie über die Person schon wissen.

Themenfeldanalyse: Bei diesem Analyseschritt ist die subjektive Verarbeitung der Leben-

²⁴ Der Logik dieses quasiexperimentellen Thesenüberprüfungsverfahrens entspricht, dass keine globale Ersteinschätzung eines Interviews vorgenommen wird, wie dies in der Forschungswerkstatt von Schütze praktiziert wird. Die Thesenfindung soll vielmehr unabhängig vom Wissen der InterpreteInnen über den Verlauf der Fallgeschichte geschehen, um die Möglichkeit ihrer Falsifizierung, die die Besonderheit des Falles aufdeckt, in einer quasiexperimentellen Anordnung offen zu halten.

sereignisse, die Präsentation der Lebensgeschichte Gegenstand der Analyse. Zunächst wurde der Interviewtext entlang der zeitlichen Abfolge der Präsentation in Analyseeinheiten gegliedert, deren Inhalt kurz paraphrasiert wurde. Nicht-narrative Teile wurden bei der Sequenzierung des Textes *nicht* eliminiert, sondern die Wechsel von Textsorten, die für jede Sequenz bestimmt wurden (z.B. epische oder geraffte Erzählung, Bericht, Argumentation und Evaluation), gingen in die Hypothesenbildung ein. Dieses Vorgehen erweiterte nicht nur die Hypothesenbildung, sondern auch die Auslegungsmöglichkeiten von Interviews mit einer mageren Hauptidee und schloss so InformantInnen, die kein hohes Maß an Selbstreflexion haben, bzw. wenig "biographische Arbeit" leisten, nicht notwendigerweise aus. Im Anschluss an die Sequenzierung wurde, immer noch in der Reihenfolge der zeitlichen Präsentation, Sequenz für Sequenz ausgelegt und Hypothesen formuliert. Die leitenden Fragen waren: Weshalb wird das Thema in dieser Länge präsentiert? Weshalb in dieser Textsorte? Warum wird es an dieser Stelle thematisiert? Warum im Kontext dieses thematischen Feldes? Wie geht es weiter? Welche Geschichten sind kopräsent? So zeigt sich im Fortgang der Analyse, welche Themen der bzw. die BiographIn ausführlich ausgestaltet oder abgebrochen hat und welche Themen er bzw. sie mit welchen verknüpft hat. Bei diesem Arbeitsschritt wurden die Hypothesen aus der Analyse der Ereignisdaten nicht berücksichtigt.

Kontrastierung der erlebten und der erzählten Lebensgeschichte: Und schließlich wurde die Auslegung der erlebten Lebensgeschichte, die danach gefragt hat, welche Bedeutung die Ereignisse damals für den Informanten gehabt haben (Sequenzanalyse der Ereignisdaten), und die Auslegung der erzählten Lebensgeschichte unter der leitenden Fragestellung: Welche Bedeutung haben die Erfahrungen heute für den Biographen? (sequenzielle Themenfeldanalyse) miteinander kontrastiert. Dieser Arbeitsschritt entspricht der "pragmatischen Brechung", wie Schütze sie in der "strukturellen Beschreibung" durchführt. Nicht nur Widersprüchlichkeiten, sondern auch Verschiebungen in der Chronologie stehen in diesem Auswertungsschritt im Blickpunkt der Aufmerksamkeit. Wenn z.B. ein Biograph, der in seiner Kindheit zahlreiche Operationen erlitten hat, diese erst erwähnt, als er über gesundheitliche Probleme in der Gegenwart spricht (AMW-08), dann ist diese zeitliche Verschiebung in der Präsentation seiner Lebensgeschichte auslegungsbedürftig. In diesem Beispiel bedroht eine Zusammenschau seiner sportlich erfolgreichen Kindheit und seiner damals geschwächten Gesundheit seine lebenslanglich verfolgte und lange erfolgreiche Strategie, die durch schwere körperliche Züchtigungen erlittenen Demütigungen durch körperliche Überlegenheit über die Peers, Jungen in seiner Umgebung ihrer vernichtenden Bedeutung zu berauben. In der unmittelbaren Vergangenheit ist er dagegen gezwungen gewesen anzuerkennen, dass er mit Rücksicht auf seine Gesundheit seine Lebensführung umstellen musste, und kann deshalb seine gegenwärtigen gesundheitlichen Einschränkungen mit seinen damaligen Gesundheitsproblemen in Verbindung bringen. Die Kontrastierung der beiden Zeitachsen deckt (ebenso wie die Kontrastierung der subjektiven Selektionen mit den objektiven Möglichkeiten in der Ereignis- und der Themenfeldanalyse) die Struktur der Fallgeschichte somit auch in solchen Aspekten auf, die den Befragten nicht notwendigerweise bewusst sind, ohne gleich psychische Verdrängungsmechanismen zur Erklärung heranziehen zu müssen und damit in die Nähe einer pathologischen Argumentation zu kommen.

Feinanalyse ausgewählter Textpassagen: Bei der abschließenden Formulierung von Strukturhypothesen werden noch Fragen an den Fall offen geblieben sein. Zu ihrer Klärung, zur weiteren Verdichtung oder auch zur Kontrolle der vorhandenen Thesen habe ich schließlich noch vereinzelte Textstellen ausgewählt, die sich nicht in meine bisherigen Thesen einfügten, um sie einer *Feinanalyse* zu unterziehen. (vgl. Oevermann u.a. 1979) Diese ist ein sehr aufwendiges Verfahren, bei dem sich die InterpretInnen eng an die Darstellungsform der BiographInnen halten,

sehr kleine Analyseeinheiten wählen (gelegentlich auch Wort für Wort) und auch parasprachliche Phänomene wie Pausen, Lachen, Stottern u.s.w. berücksichtigen, bietet aber die Möglichkeit, aus relativ kurzen Textpassagen ein Maximum an Informationen zu gewinnen. Deshalb wurden für sie gezielt und sparsam Textstellen ausgewählt, die aufgrund ihres Inhaltes weitere Informationen zu wichtigen noch ungeklärten Fragen enthalten.

2.4.2 Über analytische Abstraktionen, Differenzierung und Kontrastierung zu Verallgemeinerungen und Ansätzen einer Theorie

Im Folgenden geht es nicht um einen Arbeitsschritt, der in einem zeitlichen Nacheinander nach der Fallrekonstruktion durchgeführt wird, sondern um ein *Arbeitsprinzip*, das während jeder Fallanalyse zunehmend an Bedeutung gewinnt. Untersuchen wir, wie Menschen das eigene Leben gestalten, dann richten wir den Blick auf die individuelle Verarbeitung der Möglichkeiten, die dem Individuum in seiner konkreten Situation zu Verfügung standen bzw. stehen. Eine Fallrekonstruktion, deren einzelne Arbeitsschritte ich kurz skizziert habe, arbeitet zunächst das Typische jeder einzelnen Fallgeschichte heraus. Welche Struktur zeigt die Lebensgeschichte dieses Menschen im Rahmen seiner ganz persönlichen Voraussetzungen, der ihm vorgegebenen (kontingenten und gesellschaftlich bedingten) Möglichkeiten? Uns interessiert letztlich aber nicht eine einmalige Lebensgeschichte, sondern unser Forschungsinteresse gilt einem, durch die Forschungsfrage umrissenen, Ausschnitt der sozialen Phänomene und Regeln. Es muss also das in jedem Einzelfall enthaltene Allgemeine und sozial Regelhafte sichtbar gemacht und zu dem in anderen Fällen in Beziehung gesetzt werden. Die Fülle der sozialen Realität (der Strategien, Optionen etc.) lässt sich dann aufspüren, indem die unterschiedlichen Phänomene innerhalb eines Falles auf der Folie denkbarer (bzw. aus anderen Fällen bekannter) Alternativen dimensioniert und kontrastiert werden, was analytische Abstraktionen voraussetzt.

Ich habe, anders als dies in ähnlichen Arbeiten eher üblich ist, analytische Kategorien großenteils erst zur Formulierung von Thesen oder "Theoriekernen" im Kontext thematischer Schwerpunkte (wie soziale Einbindung und geschlechtsspezifische Arbeitsteilung) gebildet und dazu jeweils, dem thematischen Fokus entsprechend, eine größere Anzahl von Interviews oder auch die Gesamtheit der Lebenserzählungen nach Prinzipien des Theoretical Sampling hinzugezogen, die so wiederum zu Eckfällen werden konnten. Dies hat meinem Vorgehen entsprochen, zunächst alle Lebenserzählungen soweit zu analysieren, bis sich ihre Fallstruktur zumindest in groben Zügen herausgeschält hat, d.h. weitere Auswertungen sie bestätigt, bzw. ihr nicht mehr widersprochen haben, ohne diese Analysen (abgesehen von den knappen Kurzportraits im Anhang) zusammenhängend zu dokumentieren.

Weiterführende Differenzierungen und Kontrastierungen habe ich erst themenspezifisch vorgenommen.²⁵ Greifen wir noch einmal das oben erwähnte Beispiel auf: eine Eheschließung mit der Absicht einer Familiengründung und eine Heirat, die als notwendiger formaler Akt gedeutet wurde, um eine sexuelle Beziehung leben zu können. Obwohl die formalen Daten sich gleichen (beide Alleinlebende sind geschieden/getrennt lebend und aktuell in einer Partnerschaft auf räumliche Distanz), verbergen sich hinter ihnen - wie die Fallanalysen ergeben haben - gegensätzliche Bewältigungsmuster im Umgang mit den Erwartungen des sozialen Umfeldes: Der

²⁵ Dies hat auch zur Folge, dass letztlich die Intensität der Auswertung von Interview zu Interview differiert.

eine Alleinlebende hat in voller Übereinstimmung mit diesen Erwartungen diese zunächst erfüllt. Und der andere hat sich innerlich distanziert, aber die Form gewahrt, um Provokationen zu vermeiden. Auf der Suche nach weiteren Kontrastfällen finden sich Alleinlebende, die keiner Provokation aus dem Weg gegangen sind, sondern noch heute mit Freude darüber berichten, wie sie damals mit ihren "illegalen Verhältnissen" auf den Widerstand von Vermieterinnen gestoßen sind. Nun lassen sich durch Kontrastierungen die Beziehungsformen, die Erwartungen der sozialen Milieus, die Übereinstimmung der BiographInnen mit deren Wertvorstellungen und ihre Bewältigungsstrategien im Umgang mit diesbezüglich gegebenenfalls bestehenden Gegensätzen weiter differenzieren. Aus diesem Vorgehen folgt, dass die Fallstrukturen möglichst vieler Lebensgeschichten im Wesentlichen herausgearbeitet werden, ehe Fälle zur Kontrastierung ausgewählt wurden, und dass die Ausdifferenzierungen der zentralen analytischen Kategorien überwiegend nicht entlang weniger Eckfälle erfolgt ist, sondern erst nach der Einbeziehung von Kontrastfällen. Diese iterative Vorgehensweise findet ihren sichtbaren Ausdruck in der Darstellungsform: Über weite Strecken der Arbeit werden Originalauszüge aus unterschiedlichen Lebenserzählungen präsentiert, die nicht die Funktion von aus ihrem Kontext isolierten "Belegstellen" haben, sondern vielmehr den Weg der Analyse nachzeichnen sollen.

3 **Drei Rekonstruktionen von Lebenserzählungen - ein Werkstattbericht**

Der empirische Teil beginnt mit der ausführlichen Darstellung von drei Lebensgeschichten. Damit verbinde ich mehrere Absichten: Gleich zu Beginn wird der Blick auf *Verschiedenartigkeit* gelenkt, darauf dass sich hinter einem, an äußeren Kriterien gemessen, ähnlichen Leben sehr unterschiedliche Einstellungen zum Alleinleben verbergen können. Deshalb wurden drei Alleinlebende ausgewählt, deren Haltungen ihrer Lebensform gegenüber sich maximal voneinander unterscheiden: Zwei von ihnen haben einen Partner bzw. eine Partnerin auf Distanz, sind beruflich gut integriert, ohne großes inhaltliches Interesse an ihrer Arbeit zu haben, und bewerten dennoch ihr Alleinleben extrem unterschiedlich. Der dritte Alleinlebende ist ein ausgesprochen familienorientierter Mensch, zweimal geschieden und zur Zeit des Interviews ohne Partnerin. Damit wird zugleich ein zentrales methodisches Vorgehen dieser Untersuchung veranschaulicht: der *"Kontrastvergleich"*. Die systematische Suche nach Gegensätzen schützt davor zu übersehen, was nicht in unsere Erwartungen passt, schärft den Blick für die Vielfalt, für unerwartete Lebenseinstellungen und -gestaltungen. Und schließlich unterstützt eine große Varianz das Anliegen, von individuellen Lebensgeschichten zu differenzierten und "gesättigten" Verallgemeinerungen zu kommen, Theorie zu generieren.

Die wiedergegebenen "Fallrekonstruktionen" sind bereits das Ergebnis eines mehrstufigen Auswertungsverfahrens. (Siehe dazu die Beschreibung des methodischen Vorgehens im vorangegangenen Methodenkapitel.) Im Interesse der Lesbarkeit wird nur die abschließende Rekonstruktion wiedergegeben, in der in einem iterativen Verfahren die vorangegangenen Arbeitsschritte aufeinander bezogen werden. Vor allem in diesem Arbeitsschritt werden auch solche Aspekte der Fallgeschichte aufgedeckt, die dem Befragten nicht notwendigerweise bewusst sind. Solche Auslegungen, die von den Selbstinterpretationen der BiographInnen²⁶ abweichen, werden aber in der Fallrekonstruktion weitgehend so belegt, dass sie nachvollziehbar werden. Damit erhalten die beiden ausführlichen "Fallrekonstruktionen" trotz der genannten Auslassungen den Charakter eines "Werkstattberichts", der die Arbeitsweise auch für die Auswertungen der übrigen Interviews veranschaulicht.

3.1 **Susanne Ebenholz: "Ich habe nie trautes Heim, Glück allein gesucht - eine Beziehung war schöner als die andere"**

Susanne Ebenholz ist eine schlanke, fast zierliche Frau, lässig, sportlich, aber vorteilhaft gekleidet. Sie vermittelt den Eindruck, dass sie sich in ihrer Haut wohl fühlt, und strahlt ein vitales, positives Lebensgefühl aus. Das Interview, das auf ihre Bitte hin an ihrem Arbeitsplatz stattfindet (sie könne sich an den Tagen, an denen ich in ihrer Stadt sei, keinen Abend frei machen) verläuft ausgesprochen entspannt. Dazu trägt auch die lebhafteste, "durchsichtige" Mimik meiner Gesprächspartnerin bei, so dass ein Teil der Verständigung zwischen uns nonverbal verläuft und ich das Gefühl von einem guten Kontakt habe. Ich bin auf ihr Angebot eingegangen, zu einem späteren Zeitpunkt ein zweites Gespräch mit ihr zu führen.²⁷

²⁶Ich verwende diesen Begriff für unsere InterviewpartnerInnen, weil er die Eigenleistung der Befragten zum Ausdruck bringt, ihre Lebens-"Erzählung" zu formulieren, ihrer Lebensgeschichte einen Sinn zu verleihen; eine herausragende, spezielle "biographische Arbeit" ist nicht notwendigerweise impliziert.

²⁷ Die Quellenangabe der Zitate ist im Folgenden mit I oder II, also erstes oder zweites Interview, gekennzeichnet.

3.1.1 Aufwachsen in der Herkunftsfamilie: "Nix Schönes, nur Angst in der Kindheit" und Entspannung in der Jugend

Susanne Ebenholz erzählt ihre Leben als Entwicklungsgeschichte von einem traurigen, von Angst überlagerten Leben in ihrer Herkunftsfamilie hin zu einem selbst bestimmten, glücklichen Leben in der Gegenwart. 1948 geboren, wächst sie in Berlin auf. Der Vater, 1917 geboren, machte das Abitur auf einem humanistischen Gymnasium, wurde aber dann durch nationalsozialistischen Zwang aus der beruflichen Bahn geworfen und verdiente seinen Unterhalt als Auslieferungsfahrer. Dabei lernte er Susannes Mutter, die Tochter eines Kneipenwirtes im proletarischen Milieu kennen. Der Vater von Susanne unterstützte die sieben Jahre jüngere Frau und deren kleinen Bruder im Krieg und schützte sie beim Einzug der Russen; sie heirateten 1945. Die Ehe ihrer Eltern war mehr eine Schicksalsgemeinschaft denn eine Liebesheirat und wurde geschieden, als Susanne, einziges Kind, 3 Jahre alt war. 2 Jahre später zieht der Freund der Mutter ein, 6 Jahre später heiratet die Mutter diesen Mann und beginnt kurz danach ein heimliches Verhältnis mit ihrem verheirateten Chef, der später ihr dritter Ehemann wird.

Susanne Ebenholz erlebt ihre Kindheit in Abhängigkeit von den wechselnden Partnerschaften ihrer Mutter. Diese bilden auch den Hintergrund, auf dem die Biographin ihre Lebenserzählung beginnt. Die Scheidung ihrer Eltern führt sie als Scheidung der Mutter ein, berichtet ihre eigene Lebensgeschichte noch heute aus der Perspektive der Mutter. Sie beginnt:

Ja! Ja. Ich bin 45 Jahre alt, also geboren im ((nennt Monat)) 1947 in Berlin West. Ahm ja, meine Mutter hat sich das erstmal scheiden lassen als ich drei Jahre alt war - also die haben wohl gleich schon zu meiner und gleich nach meiner Geburt, also meine Eltern im Klinsch gelegen. Dann ehm hat sie's zweite Mal geheiratet, da war ich ungefähr 11 Jahre alt, aber der Mann, den die damals geheiratet hat, der ist schon zu uns in die Wohnung gezogen als ich **fünf** Jahre alt war. Die kannten sich schon einigermäßen, dann hat sie sich kurz darauf in ihren Chef verliebt, sich wieder scheiden lassen und dann vor ungefähr, neh, vor genau 13 Jahren dann den den Mann geheiratet. Also sie ist dreimal verheiratet und ich bin das **einzige** Kind Tochter. (I: 1/13)²⁸

Die ersten zwölf Lebensjahre hat Susanne Ebenholz nur in schlechter Erinnerung:

Und ja hab also diese Zeit sagen wir bis zu meinem zwölften Lebensjahr als ah sehr unangenehm in Erinnerung. ... also ich kann mich da an kaum ein - also an nix Schönes erinnern. (I: 2/10)

²⁸ Für die Zitierweise der Interviews wurde ein Kompromiss zwischen der vollständigen Wiedergabe aller Transkriptionszeichen, die in den Originaltranskripten verwendet wurden, und einer flüssigen Lesbarkeit gewählt. D.h. Pausen, Versprecher und Abbrüche wurden ebenso wiedergegeben, wie parasprachliche Äußerungen, z.B. Betonungen, Lachen, Weinen, und Räuspern, (Siehe die Transkriptionszeichen im Anhang.), "Lautes Sprechen" aber unter "betontes Sprechen" subsumiert (die Unterscheidung erwies sich als sehr subjektiv), ineinandergezogenes schnelles Sprechen i.d.R. nicht gekennzeichnet. Parasprachliche Äußerungen der Interviewerin (z.B. der Aufmerksamkeitsmarkierer "hm") wurden innerhalb des Textes durch //...// abgesetzt. Die Zahlen in Klammern verweisen auf die Textstelle in den Tonbandabschriften. Die Seitenzahl steht vor dem Schrägstrich und die Zeilenzahl hinter ihm. Dies letzte Zeile wird nur angegeben, wenn das Zitat gekürzt wurde.

Sie berichtet, ihre ersten deutlichen Kindheitserinnerungen seien schreiende Eltern. Lebhaft erinnert sie sich, wie sie unter der Hektik der Mutter gelitten hat, wenn diese sie morgens ein Stück des Weges zum Kindergarten "geschleppt hat", bis die Mutter in den Bus zu ihrer Arbeitsstelle einstieg; sie hatte nach der Trennung eine Erwerbsarbeit aufgenommen.

Und wie sie dann 'n Mann hatte, ah - ((Räuspern)), hat sie wenig Zeit für mich gehabt. Das sind alles Sachen, die heute undenkbar sind, hat die dann mich sowieso immer schon als - von so nach so - abends alleine gelassen und ist dann in s Kino gegangen oder blieb die Nacht über weg und ich war alleine in der Wohnung. (I: 28/32)

Aus der Sicht des Kindes dominieren zu Hause Streit der Eltern - nach der Scheidung wird Susanne in die fortdauernden Streitereien der Eltern einbezogen -, eine wenig berechenbare Mutter und Ablehnung durch den Stiefvater. Die Mutter fühlt sich wenig in die Bedürfnisse des Kindes ein. Ihre Aufmerksamkeit wird einerseits absorbiert von einem anstrengenden Alltag - sie ist berufstätig, und trotzdem ist das Geld immer knapp, Spannungen in der Ehe (mit dem Stiefvater) und fortdauernde Auseinandersetzungen wegen der Besuche des leiblichen Vaters sind an der Tagesordnung - andererseits von ihrem heimlichen Liebesverhältnis.

Besonders schwierig ist die Situation für das Mädchen, weil der Stiefvater es ablehnt. In einer sehr detaillierten, langen Erzählung erinnert sich Susanne Ebenholz an die erste Begegnung mit ihrem zukünftigen Stiefvater, eine dramatische Situation, in der er sie brutal zurückweist:

Der zweite Mann, den sie geheiratet hat, wie gesagt, der hat mich ja gehasst ... Und geh' so auf ihn zu ((demonstriert)) also ich wollt' ihn gleich umarmen, hab ihn noch nie gesehen, ich wollt' ihn gleich umarmen, ne, weil ich dachte, jetzt hat sie endlich jemanden gefunden und da stößt er mich so vor die Brust, dass ich eh - eh - den Küchenfußboden hingefallen -, dass ich hingefallen bin. Er wollt' mich nicht. (3) Also er hat mich sonst nicht geschlagen, ne? - das nicht. Also wenn mich jemand verdroschen hat, dann war es meine Mutter. (I: 29/19-30/10)

Die Mutter nimmt das Mädchen ihrem Liebhaber und späteren Mann gegenüber nicht in Schutz; sie ist nicht nur aufgrund ihrer doppelten Arbeitsbelastung und einer sehr angespannten wirtschaftlichen Situation belastet, sondern sie gibt auch ihren Männerbeziehungen zeitlich und ganz offen auch emotional Priorität vor den Bedürfnissen ihrer Tochter.

Und dann hat - der hat die **ganze** Zeit ununterbrochen an mir rumgemäkelt. Und meine Mutter hat, in **meiner Gegenwart**, mich nie in Schutz genommen. Sie hat zu mir gestanden wenn er weg war. "Wär ja alles nicht so schlimm". Und irgendwann mal hab ich dann, so als ich so sechs oder sieben war, hab ich gesagt, ob der nicht wieder ausziehen könnte, ne? Und dann hat sie gesagt "Nö, du gehst ja mal aus'm Haus, aber der bleibt hier" ne?" Also ich war - ich kam nicht an erster Stelle, ne? (I: 30/11)

Vertraute Gespräche führt die Mutter mit dem Mädchen über ihre, der Mutter, Liebesangelegenheiten und wie sie verschwiegen ihren Liebhaber treffen kann. Aus heutiger Sicht sagt die Tochter:

Also ich war ihre Vertraute, musste herhalten für ihre Launen, sie hat nie 'ne Freundin gehabt. (I: 28/30)

Die Tochter muss für das Wohlergehen der Mutter zur Verfügung stehen; hier zeigt sich eine Parentifizierung, auf die weiter unten ausführlicher eingegangen wird:

Die Mutter ist dem Mädchen gegenüber gewalttätig, schlägt das Kind, wenn es seine Blase nicht kontrollieren kann. Es erlebt die Mutter als unberechenbar: Diese schreit oft und schlägt die Tochter aus Gründen, die für das Kind nicht immer verständlich sind, wie aus verschiedenen Kontexten des Interviews offensichtlich wird. Oder sie ist rücksichtslos Besitz ergreifend.

... und wegen irgendwas was ich ausgefressen hab, also - was dann aber, also zum Teil gar nicht stimmte, ich dann Dresche gekriegt hab, ne? (I: 19/1)
... also mit mir nur noch geschrien hat, so ja? Also entweder mich hergenommen hat und ah - so gedrückt oder so. Oder geschrieen hat. (I: 18/31)

Das Mädchen erlebt, dass es weder in den Augen seiner Mutter noch seines Stiefvaters "richtig" ist. Die offene Ablehnung durch den zweiten Mann der Mutter verschärft die Unsicherheit des Kindes. Für ihn war sie

das Hinterletzte, (wirklich) das Allerletzte. Also in jeder körperlichen, in jeder seelischen, in jeder Regung, eh, war alles Scheiße und wurde drüber gelacht. Und sie hat dem nichts entgegengesetzt. (II: 12/11)

Ich war der Meinung, dass ich **nichts** richtig mache, nichts. Also angefangen vom, vom Essen mit Bestecken, dann **wie** ich mich ausdrücke, wie meine Stimme ist, alles. Ich war zu dünn, also wie ich aussehe sowieso. Also jetzt zu dünn, und ich weiß nicht, was noch alles, zu klein und hier nichts und da nichts und überhaupt nichts. Dann, ehm, blass, ja unscheinbar. Wie ich laufe, ich würde unmöglich laufen. Jede Bewegung wurde kritisiert, also das Essen, alles. (II: 11/37)

Wie reagiert Susanne auf dieses häusliche Klima? Sie ist ein *sehr verunsichertes Mädchen* und hat sich als braves, überangepasstes und immer ängstliches Kind in Erinnerung:

Ich habe mich ja auch in eine Ecke setzen lassen, eh, mit einem Zeichenblock und einem Malstift oder Bilderbuch, und da habe ich dann stundenlang gegessen, und die hat da mit ihren Frauen geklönt. Und das fanden alle auch ganz toll, dass eben, ehm, und sie auch, dass sie mich mitnehmen kann, weil ich habe mich nie bemerkbar gemacht, durch keinerlei Bedürfnisse. (II: 3/10)

Die Ruhe des Kindes, die die Erwachsenen so bequem finden, hat dramatische Hintergründe. Die Rekonstruktion der zeitlichen Abfolge von Erlebnissen, die die Biographin in unterschiedlichen thematischen Zusammenhängen erinnert, verweist auf einschneidende Ereignisse, auf die das Kind mit Sprachlosigkeit reagiert, gegen die es aber mit schweren psychosomatischen Störungen protestiert.

Ich hab zu **der** Zeit mit drei Jahren, (3) ständig Blasenentzündungen gehabt und hab bis 8, 9 mir in die Hosen gemacht, neh? Hab das nicht kontrollieren können. Also hatte auch dadurch öfter nasse Hosen und wenn ... meine Mutter das noch mitgekriegt hat, wenn sie von der Arbeit kam und ich meine nassen Schlüpfer hatte, dann hab ich auch eh - den Hintern voll gekriegt. ... Mit fünf Jahren hab ich dann - eh - ja quasi da Sprechen verlernt

oder wie immer, bin die Kellertreppe runtergefliegen und hab aufgrund dessen ein Jahr furchtbar gestottert, dass gar nicht klar war ob ich überhaupt ein- also eingeschult werden konnte. (I: 19/2-20)

Als Susanne Ebenholz drei Jahre alt war, ließen sich die Eltern scheiden und sie bekam Blasenentzündungen. Als sie fünf Jahre alt war, zog der Stiefvater ein und sie begann, schwer zu stottern. Mit diesen beiden Lebensereignissen, auf die das Kind mit verzweifelter Heftigkeit, aber buchstäblich wortlos reagiert hat - auch das Einnässen suchte sie zu verbergen -, hat die Biographin die Erzählung ihrer Lebensgeschichte begonnen und damit deren entscheidende Bedeutung für ihr Leben markiert, obwohl diese ihr selbst bis heute nur ansatzweise deutlich geworden ist. Ein dreijähriges Kind muss den Auszug des Vaters bei der Scheidung auf sich beziehen, annehmen, der Vater habe es seinetwegen verlassen. Susanne Ebenholz hat den Schmerz über die Trennung vom Vater nie bewusst zugelassen. Sie bedauert lediglich, als Kind nicht in einer "normalen Familie mit Vater, Mutter, Kind" aufgewachsen zu sein. Bis heute leugnet sie, den Vater zu vermissen. (Dazu ausführlich im folgenden Abschnitt.) Auch stellt sie keine direkte Verbindung zwischen ihren körperlichen Symptomen und dem Auszug des Vaters bzw. dem Einzug des Stiefvaters her. Sie zweifelt allerdings daran, dass der Treppensturz die Ursache für das Stottern gewesen sein soll: Im zweiten Interview wirft sie ihren Eltern, besonders ihrem Vater, vor, dass sie nicht miteinander nachgedacht haben über die Gründe ihres Stotterns, das nicht normal gewesen sei.

... dass ihnen vielleicht mal auffällt vielleicht, dass ich mal anfangs zu stottern, was ja nun auch nicht eine, eh, normale Kindesentwicklung ist oder sonst irgendwas. ... Was ist eigentlich mit meinem Kind los? Wieso stottert das jetzt mit fünf Jahren? Warum macht sie mit sieben tagsüber - warum hat die eine nasse Buxe, ja? (II: 9/32-10/1)

Auch aus dieser Erwachsenenperspektive wird keine Trauer über den Verlust des Vaters spürbar, sondern die Biographin belegt, indem sie dem Vater ein Versäumnis vorwirft, warum der versagt habe. Sie hat die Perspektive ihrer Mutter beibehalten, deren Ablehnung des Mannes übernommen.

Beherrschend in ihren Kindheitserinnerungen ist eine diffuse Angst:

... und kann mich wirklich nicht - und das ist nicht übertrieben - an keine glückliche Minute in meiner Kindheit erinnern, sondern ich habe **Angst** gehabt, ich habe **immer nur** Angst gehabt. ... Vor allem, wirklich. ((gedrücktes Lachen)) Ich habe wirklich Angst vor allem. (II: 11/23-33)

Susanne spürt noch heute so intensiv die Ängste ihrer Kindheit, dass sie in der Schilderung ihrer Vergangenheit unversehens ins Präsens wechselt. Als sie mit drei Jahren auf die Scheidung ihrer Eltern mit Einnässen reagiert, muss das Kind seine Not vor der Mutter verbergen, oder es bekommt Prügel. Mit "Dresche" muss das Mädchen immer rechnen, denn die Gründe für Mutters Schläge sind ihm oft nicht klar. In der Schule hat Susanne Angst, von Mitschülern verhauen zu werden. Als Jugendliche traut sie sich nicht, alleine U-Bahn zu fahren:

... und dann war nur noch Panik, neh. (II: 12/23)

Wenn die Mutter abends ausgeht und ihr einen Uhrzeiger aufmalt, wann sie zu Bett gehen soll, überlagert das entspannende Gefühl, in Ruhe gelassen zu werden, die Angst des kleinen Kindes,

allein zu sein: Susanne genießt das Alleinsein als eine besonders kostbare Zeit, in der sie gegen die Anordnung der Mutter möglichst lange wach bleibt.

Hab ich nie gemacht. (zur angegebenen Zeit zu Bett gehen, J.S.) Ah, - hab dann noch ne Stunde Radio gehört, was ich nie durfte ja, und - also hab mir so - dass - so bald sie weg war, mir 'ne schöne Zeit gemacht. Ich hab die Stullen gegessen oder auch nicht und ((Räuspern)) war mit einem Ohr am Radio und mit dem andern so draußen auf'm - ob sie wiederkommt, ne? Und hab später dann, als ich älter war, heimlich gelesen. Also hatte eigentlich immer, wenn **keiner da war**, hatt ich ne schöne Zeit dann. (I: 29/11)

Susanne möchte - und dieses Reaktionsmuster auf das häusliche Klima zieht sich durch die gesamte Erzählung ihrer Kindheit und verfestigt sich - vor allem in Frieden gelassen werden. Das versucht sie als Kind, durch ihr braves und überangepasstes Verhalten zu erreichen. Sie entwickelt verschiedene unauffällige Ausweichstrategien, aber keine offensiven, expressiven Verhaltensweisen auf ihre beklemmende Situation zuhause, aber auch in der Schule.

Susannes Situation entspannt sich, als sie mit zwölf Jahren ins Gymnasium, eine Mädchenschule, kommt. Jetzt gibt es keine prügelnden Jungen mehr; sie verliert ihre Angst vor den Mitschülerinnen, schließt zum ersten Mal Freundschaften. Von der Mutter erfährt sie jetzt weniger Einmischung, da diese mit einer neuen Liebesgeschichte befasst ist. Ihre Erfahrung wird wieder bestätigt: Das Leben bessert sich, wenn sie in Ruhe gelassen wird, niemand sich einmischt.

Die hohe Bedeutung, die die Mutter ihrem Liebesleben sehr offen vor ihrer Tochter und auch auf deren Kosten einräumt, hat auch eine positive Seite für die Entwicklung des Mädchens: Susanne erlebt, dass Sexualität (für die Mutter) beglückend ist. Ihre Mutter gibt ihr diese Einstellung auch unmittelbar mit; das sei

Aber alles ganz wahnsinnig toll, ja? ((lacht)) //mhm// Und machst du nur, wenn du jemand liebst usw. ... Und da hat sie mir das so erklärt. Also da ist ein Mann, und wenn du den siehst, dann kriegst du Herzklopfen, und dann findet bei dem auch was statt. Also das war - das war aber so eher, ehm, das - also das war so - Nacktheit war kein Tabu. (II: 13/18-25)

Mit 17 wurde Susanne Ebenholz von ihrem ersten Freund, der sehr viel Geduld mit ihren vielfältigen Ängsten aufgebracht habe, "Stück für Stück an alles rangeführt". Die Beziehung ist wie ein sicherer Schonraum für sie. Sie fühlt sich ernst genommen. Sie kann Entwicklungen nachholen und gewinnt zunehmend an Sicherheit. Und sie erlebt bei dem verständnisvollen Freund eine geduldige einfühlsame Zärtlichkeit. Ihr erstes Miteinander- schlafen, für das sie sich ein dreiviertel Jahr Zeit lassen, hat sie als angenehme Erfahrung in Erinnerung. So bestätigen ihre ersten eigenen sexuellen Erfahrungen ihre positive Einstellung gegenüber Sexualität. Vier Jahre nach ihrem Kennenlernen ziehen sie zusammen.

Drei zentrale Erfahrungen, die Susanne Ebenholz in ihrer Kindheit und Jugend gemacht hat, seien hier noch einmal zusammengefasst:

- Die Familie ist kein Raum der Geborgenheit, sondern der Angst. Auf menschliche Bindungen, insbesondere auf die Beziehungen zwischen Mann und Frau, ist kein Verlass. Aus der Sicht des Kindes hat der Vater sie verlassen; ihre Mutter und ihr Stiefvater sind ihr gewalttätig begegnet.

- Ein gutes Lebensgefühl kann Susanne Ebenholz sich dann herstellen, wenn sie sich von Einmischungen möglichst freimachen kann. Alleinsein bedeutet, eine schöne Zeit haben. Ihre persönlichen Entwicklungssprünge seit der Pubertät führt die Biographin darauf zurück, dass sie plötzlich in Ruhe gelassen wird.
- Sexualität erlebt sie bei ihrer Mutter hoch besetzt: zum einen über die Wahrnehmung der Mutter als beglückend, andererseits als konkurrenzhaft und, im Verhältnis von Mutter und Tochter, mit Unzuverlässigkeit verbunden

Neben diesen bewusst gemachten Erfahrungen erlebt Susanne Ebenholz eine *Ambivalenz der Mutter ihrer Tochter gegenüber*, deren Hintergründe die Tochter damals zunächst nicht und später nur ahnungsweise durchschauen kann. Das Kind erfährt ein Wechselbad von offener Ablehnung und Besitzer greifenden Überfällen durch die Mutter.

... also mit mir nur noch geschrien hat, so ja? Also entweder mich hergenommen hat und ah - so gedrückt oder so. Oder geschrien hat. (I: 18/31)

Zu diesem Wechselbad gehört auch, dass die Mutter einerseits dem Kind das Gefühl vermittelt, "nichts Wert zu sein", die Tochter andererseits parentifiziert. Sie überfordert Susanne, indem sie sie in der Pubertät zu ihrer Komplizin in ihren komplizierten Liebesgeschichten macht, sie missbraucht als Vertraute wie eine erwachsene nahe Freundin.

Und dann hatte sie ja, weil es ihr Chef war, niemanden, dem sie, dem sie das erzählen konnte, also was sie jetzt für eine neue Liebe hat, und das hat sie **mir** dann alles erzählt ... (wirklich) im Detail auch erzählt, dass die beiden - die konnten sich ja nirgendwo treffen. Dann war da in der Nähe von ihrem Arbeitsplatz war ein Puff, Stundenhotel, und da haben sie sich dann getroffen. Aber das - wenn Sie das einer 13jährigen erzählen, die in dieser Zeit - also das war dann - das war '65, da war man noch, ehm, (Interviewerin: mhm) großgeworden mit als Jungfrau in die Ehe, und deine eigene Mutter geht in den Puff, um um sich mit ihrem Chef zu treffen, ja? Also das war für mich, eh, nicht (erklärbar). Hat mich maßlos verwirrt. (II: 13/1-10)

Ich denk, sie hat mich hoffnungslos überfordert. Also ich war ihre Vertraute, musste herhalten für ihre Launen, sie hat nie 'ne Freundin gehabt, und wie sie dann 'n Mann hatte, ah ((Räuspern)) hat sie wenig Zeit für mich gehabt. (I: 28/30)

Was können wir in der Lebenserzählung über die Gründe erfahren für diese starke Ambivalenz im Verhalten der Mutter ihrer Tochter gegenüber? Diese Ambivalenz ist nicht nur ihren Interessenkonflikten im Beziehungsgeflecht geschuldet, erinnert sei an die unverarbeitete Wut ihrem geschiedenen Mann, dem leiblichen Vater des Kindes, gegenüber, an Loyalitätskonflikte zwischen dem zweitem Ehemann und der Tochter, an ihr anstrengendes heimliches Liebesverhältnis. Sondern diese Ambivalenz hat tiefer liegende Ursachen, die vermutlich in einem Familientabu gründen: Nebenbei hört Susanne Ebenholz von ihrer Mutter, dass sie ein abstoßend hässliches Baby gewesen sei, das Gegenteil von einem Kind, wie die Mutter es sich gewünscht habe. Die Biographin selbst bringt die Ablehnung des Kindes durch die Mutter in Verbindung mit der Einstellung der Mutter zu derer eigenen jüdischen Abstammung.

An dieser Stelle muss ausführlicher auf die Geschichte der Eltern eingegangen werden, auf die Situation, in die die Biographin hineingeboren wurde. Es fällt auf, dass die jüdische Abstammung

der Eltern und vor allem deren Thematisierung in der Familie widersprüchlich und voller Tabus ist. Bei der Analyse der vorliegenden Interviews bleiben Fragen offen. Es ist aber nötig, dass wir uns einigen möglichen Lesarten annähern, um besser zu verstehen, woher die heftigen Ressentiments der Mutter ihrer Tochter gegenüber kommen können und warum die Familie so stark von einer Atmosphäre der Tabus belastet ist, was es Susanne Ebenholz schwer macht, die Beziehung zu ihren Eltern zu klären und die traumatischen Verletzungen aus der Kindheit zu verarbeiten.

Die Biographin berichtet, beide Eltern seien "Halbjuden". Der Vater sei, weil er sich nach dem Abitur ohne Arierausweis in die Armee geschmuggelt habe, nach dieser Entdeckung unehrenhaft entlassen worden. Anschließend war er bei der Organisation TODT, wahrscheinlich als Zwangsarbeiter. Nach dem Krieg erhielt er als Opfer des Faschismus eine größere Entschädigung, ebenfalls seine Mutter. Völlig im Dunkeln bleibt dagegen die Geschichte der Mutter und ihrer Familie unter dem Nationalsozialismus und dieses, obwohl Susanne Ebenholz diese Informationen fast ausschließlich über die Mutter bekommen hat. Diese kommt aus einer armen und problembelasteten Familie.

Vater (der Mutter, J.S.) war Quartalsäuffer ehm aus'm tiefsten ... (unterprivilegiertes Stadtteil, J.S.) so in 'ner Souterrain zwei - Zweiraumwohnung, also Klo auf'm Hof, also Küche und Zimmer, und haben da zu viert gewohnt. (I: 21/22-25)

Von der Großmutter mütterlicherseits wird nur berichtet, dass sie 1944/45 ausgebombt gewesen sei; sie wohnte offensichtlich nicht in ihrer Familie, zu der noch ein sechs Jahre jüngerer Bruder der Mutter gehörte, für den sich Susannes Mutter, selbst noch nicht erwachsen, verantwortlich fühlte. Der alkoholranke Vater - "Der Vater hat nur noch gesoffen." (I: 22/4) - führte eine Kneipe. Die Gäste der Kneipe nennt die Biographin einmal die Freunde ihrer Mutter, die damals 17, 18 Jahre alt war. Wie trifft der gebildete junge Mann mit altsprachlichem Abitur auf das junge Mädchen aus diesem ihm fern stehenden Milieu? Gegen Ende des Krieges hat er als Bierfahrer gearbeitet und die Kneipe von Susannes Großvater beliefert. Der junge Mann findet die Tochter des Wirtes attraktiv. Er sei wie jeder Mann von ihrer Mutter begeistert gewesen. Seine erste Annäherung an das Mädchen war vielleicht aus rein sexuellem Interesse, aus dem dann eine Mischung aus Zuneigung, Mitleid und Verantwortungsgefühl entstand. Er kümmert sich um das junge Mädchen und dessen kleinen Bruder. Als die russische Armee einmarschiert, ist er, weil das Mädchen Angst vor Vergewaltigung gehabt habe, auf Drängen bereit, beide zu sich an einem geschützten Ort zu bringen. Noch im Frühsommer 1945 heiraten sie. Der Bruder der Mutter bleibt bis zu seiner Heirat in der Familie. Für Susannes Mutter war die Heirat eine Chance, aus ihrer elenden Familien- und Lebenssituation zu kommen.

Die hatte dann einen Garten, also hatten - hatten auch was zu essen. (3) Und dann haben sie eben gleich geheiratet. (I: 22/21)

Susannes Vater bot der Mutter, die keine schützende Familie im Hintergrund und zu dieser Zeit keine eigenen Voraussetzungen für ein selbständiges Leben hatte, Sicherheit und Halt durch seine Arbeit, seine Bildung, seine Cleverness; geliebt hat sie ihren Mann nach eigenen Angaben nie.

Die Biographin stellt an mehreren Stellen der beiden Interviews einen Zusammenhang her entweder zwischen der Heiratsmotivation ihrer Mutter und dem Verbot, Kinder zu bekommen, dem sie aufgrund der nationalsozialistischen Gesetzgebung unterlegen gewesen sei, oder zwischen den Minderwertigkeitsgefühlen der Mutter und ihrer jüdischen Herkunft.

Und dann haben sie schon gleich ein paar Wochen später geheiratet. Also so schnell wie möglich. Ich denke, ... das wurde den Mädchen damals ... eingebläut, die Erfüllung der Frau liegt im Kinderkriegen und den Gatten versorgen. Und da sie die ganze Zeit jetzt, also 12 Jahre ihres Lebens ja damit verbracht hatte, eh, dass sie also nicht heiraten durfte und nie Kinder kriegen darf. (I: 4/36-2/4)

- I: Sie haben auch mal von so einer - Da lag so eine Bedrohung im Raum, sterilisiert zu werden. Oder irgendwas erwähnt von nicht heiraten dürfen?
- E: Ja, nein, nicht heiraten dürfen, neh, das war ja dann, eh, rassistisch, rassistisch nicht wertvoll oder rassistisch - ich weiß nicht was //ja//. Also da gab es ja die Nürnberger Rassegesetze, und da war ja genau drin abgestuft, also ab wann du wieder an der, eh, Fortpflanzung usw. teilnehmen kannst. (II: 3/28)

Hier irrt die Biographin; bzw. sie übernimmt eine Argumentation der Mutter, die den historischen Tatsachen nicht standhält. Zwei Menschen mit je einem jüdischen Elternteil durften nach den Nürnberger Gesetzen einander heiraten. Zudem klingt diese Passage verwirrt; bereits die Interviewerin stellt ihre Frage auf konfuse Weise. Offenkundig ist, dass es in der Familie Geheimnisse gibt: Die Tochter erfährt die jüdische Abstammung des Vater über die Mutter. Der Vater habe da nie drüber gesprochen; es sei ihm eher peinlich. Von einem Bekannten der Familie hört Susanne Ebenholz, dass auch die Mutter einen jüdischen Elternteil habe. Das will diese aber nicht bestätigen.

Und meine Mutter hat ihre eigenen (jüdischen Vorfahren, J.S.) immer verleugnet. ... Und, eh, da (als die Tochter die Mutter auf ihre jüdische Herkunft anspricht, J.S.) ist sie dann immer drauf aus - drüber ausgewichen und hat das nicht weiter erwähnt. (II: 2/10 -20)

Die Biographin gibt verschiedene Hinweise dafür, dass das Thema jüdische Herkunft in der Familie tabuisiert wird und dass das Verbot, Kinder zu bekommen, in Verbindung mit der jüdischen Abstammung der Mutter für diese mit starken Schamgefühlen verbunden war. Andererseits hat die Mutter eine jüdische Herkunft auch nie bestätigt; diesbezüglichen Fragen der Tochter "ist sie dann immer drauf aus - drüber ausgewichen." (II: 2/19) Hatte die Mutter vielleicht keine jüdischen Vorfahren? Ihre Schamgefühle über die Verletzung, dass sie unter dem Nationalsozialismus unter ein Verbot der Mutterschaft gefallen sei, ihre Minderwertigkeitsgefühle in diesem Zusammenhang sind dagegen vielfältig belegt und plausibel; es gibt keinen Grund anzunehmen, dass ihre quälenden Minderwertigkeitsgefühle nicht auf einer realen Erfahrung beruhen. Deshalb ist es auch wenig plausibel, dass die Mutter sich 1945 eine nicht vorhandene jüdische Identität zugelegt hat, um eine nationalsozialistische Vergangenheit ihrer Familie oder eine eigene Verstrickung z.B. durch Mitgliedschaft beim BDM zu verbergen. Die Erzählung über die jüdische Abstammung der Mutter wirft Fragen auf, die der vorliegende Text nicht eindeutig beantworten kann.

Mit aller Vorsicht möchte ich dennoch eine Vermutung aussprechen, die die Minderwertigkeitsgefühle der Mutter und den Widerspruch über die deren verbreitete, aber nicht belegte jüdische Abstammung erklären könnte. Im Nationalsozialismus gab es viele verschiedenartige Begründungen für ein Verbot, Kinder zu bekommen; es gab zahlreiche Ettiketierungen für sog. "schlechtes Erbgut". Unter ein solches Verdikt konnten u.a. Personen fallen, die der öffentlichen Fürsorge "bekannt" waren, z.B. Männer und Frauen, die als Alkoholiker abgestempelt waren, und Frauen, die der Prostitution verdächtigt wurden, oder Menschen, die aus anderen Gründen mit

dem Etikett "asoziale Elemente" belegt wurden.²⁹ Die Mutter von Susanne Ebenholz kam aus einer Familie, die leicht Gefahr lief, der Fürsorge aufzufallen: Den Vater der Mutter, ein Kneipenwirt, nennt die Biographin einen Quartalsäufel, "der nur noch soff." Die Mutter, also die Frau des alkoholkranken Wirtes ist abwesend, ohne dass dafür im Interview eine Erklärung gegeben wird; die Biographin sagt nur, sie sei ausgebombt gewesen. Um den etwa elfjährigen Sohn kümmert sich die sechs Jahre ältere Schwester. Die Wohnverhältnisse der Familie sind problematisch. Es gibt verschiedene Hinweise, dass der Umgang von Susannes Mutter mit Männern in der Nähe zur Prostitution war: Die Biographin bezeichnet die Mutter einmal - diese war damals ein etwa 17 Jahre junges Mädchen - als Freundin von Kneipengästen. Sie bricht dann den Satz ab, vermutlich um nicht mehr preiszugeben. Die Mutter hat, wie verschiedentlich deutlich wird, viele Liebhaber gehabt; alle Männer seien von ihr begeistert gewesen. Einen ihrer späteren Liebhaber trifft sie in einem "Puff". Wenn die Mutter von Susanne Ebenholz zwar aufgrund von nationalsozialistischen Verordnungen über "minderwertiges Erbgut," aber nicht wegen jüdischer Herkunft sondern im Kontext der sozialen Lebensverhältnisse ihrer Familie keine Kinder bekommen durfte oder sogar von einer Sterilisation bedroht war, dann war es für diese Frau *nach* 1945 sehr viel leidvoller und problematischer, darüber zu sprechen; denn diese "Erbtheorien" haben sich auch nach 1945 noch zäh gehalten, die Opfer sind nur sehr zögerlich oder gar nicht rehabilitiert worden, allzu oft mit Minderwertigkeits- - und Schamgefühlen allein geblieben.

Sollte diese Deutung zutreffen, dann wird verständlich, warum die Mutter von Susanne Ebenholz, die mit einem Mann mit jüdischer Mutter befreundet bzw. verheiratet war, die Information gestreut hat, sie sei unter die Nürnberger Gesetze gefallen, gleichzeitig aber ihrer Tochter gegenüber ihre vermeintliche jüdische Herkunft nie bestätigt hat, sondern dem Thema regelmäßig ausweicht. Es muss hier betont werden, dass diese Lesart des Familiengeheimnisses in den beiden Interviews nicht zwingend belegt ist, sondern nur durch verschiedene Informationen nahe gelegt und plausibel wird. Es kann deshalb nur festgehalten werden, dass es in dieser Familie ein Geheimnis in Verbindung mit Verfolgungen im Nationalsozialismus gibt, das eine offene Kommunikation in der Familie verhindert und es allen Beteiligten schwer macht, die traumatischen Erfahrungen zu verarbeiten.

Kommen wir darauf zurück, dass Susannes Mutter ihre Tochter bereits als Baby abgelehnt hat. Die Biographin stellt selbst einen Bezug her zwischen der konflikthaften Einstellung der Mutter zu ihrer jüdischen Abstammung - die Mutter habe sich noch über Jahre minderwertig gefühlt - und ihrer Ablehnung der Tochter.

Es war für sie immer ein **Wahnsinns**-Geständnis, wenn sie irgendeinem Liebhaber erzählt hat, dass sie jüdischer Abstammung war. Und, eh, wenn die sie dann nicht missachtet haben, fand sie das also menschlich ganz toll, ja? ... Und dann hat sie sich ja auch gewünscht, ein Kind, einen blonden, blauäugigen Sohn. (2) Und gekriegt hat sie eine kleine, braunäugige, schwarzhaarige Tochter, ja?

I: Wann haben Sie das erfahren?

E: (3) Das weiß ich jetzt nicht, aber das auch wieder - So in dem Zusammenhang hat sie erzählt, wie ich geboren wurde, hätte ich den Kopf voller Talg gehabt und den Rücken voller schwarzer Haare. Und das wäre so schrecklich, und dann wäre ich so spindeldürr gewesen, und das wäre so schrecklich gewesen, weil sie hat sich also ganz was anderes gewünscht, neh? Und da wäre da so ein ganz zerknautschtes, eh, affenähnliches, eh, ja,

²⁹ Vgl. Christiane Rothmaler; Evelyn Glenk (Hg.) 1992

muss ja wirklich so aus - ja, noch sozusagen Fett auf dem Kopf, neh, oder Talg auf dem Kopf, und dafür dann den Rücken voller schwarzer Haare - ja, eh, muss so eher wie so ein Schimpansenbaby wahrscheinlich ausgesehen haben. **Wo sie sich doch** immer einen blonden, blauäugigen Jungen gewünscht hat. (II: 2/23-37)

Wenn die These zutrifft, dass die Mutter die Information von einem jüdischen Elternteil gestreut hat, um eine andere, für sie schwerer erträgliche Schmach zu verbergen, gerät sie in einen besonders starken Konflikt mit ihrer antisemitischen Einstellung, über die sie sich niemandem mitteilen kann. Sei es, dass sie den Anteil ihrer eigenen jüdischen Wurzeln nicht annehmen konnte, wie die Tochter es darstellt, sei es, dass sie als Nichtjüdin, identifiziert mit nationalsozialistischen "Erbtheorien", aus anderen, o.g. Gründen Angst vor eigenem "schlechtem Erbgut" hat und sich vor schwächlichen, kranken Nachkommen fürchtet, in jedem Fall wünscht sie sich ein kräftiges Kind von arischer Erscheinung.

Der leibliche Vater von Susanne, der einen jüdischen Elternteil hat, ist in den Augen der Mutter (mit)verantwortlich für dieses "Schimpansenbaby". Das kann teilweise den unversöhnlichen Hass der Mutter ihrem Exehemann gegenüber begründen. Bei dieser Lesart wird aber vor allem zweierlei verständlicher, zum einen, dass Susanne auch bei eher alltäglichen Zurechtweisungen ein so starkes Gefühl von Ablehnung erlebte; denn sie spürte, dass sie "nicht richtig" war, die Ablehnung ihrer Person jenseits ihrer Einflussmöglichkeiten lag. Zum andern konnte sie sich auch später in der Adoleszenz und als Erwachsene nicht entsprechend mit der Mutter auseinander setzen; denn die wahren Gründe für Kritik und Ablehnung waren in dieser Familie nicht kommunizierbar, ein eisernes Tabu.

Die Biographin teilt damit das Schicksal vieler Töchter und Söhne dieser Elterngeneration.³⁰

3.1.2 Die Politisierung oder "die Feigheit des Vaters"

Ein entscheidender Anstoß außerhalb ihrer Familie, im politischen Raum, verhalf Susanne Ebenholz, sich ansatzweise mit ihren Eltern auseinander zu setzen und eine für sie wichtige Distanz zur Herkunftsfamilie zu finden. Mit den Demonstrationen, die 1967 auf Benno Ohnesorgs Erschießung folgen - Susanne Ebenholz ist 20 Jahre alt und lebt noch bei ihrer Mutter - beginnt sie, sich politisch zu engagieren. Bereits bei ihrem ersten, sehr emotionalen Kontakt mit der Politik - sie gerät auf eine große Demonstration und hört eine Rede Rudi Dutschkes - spürt die Biographin eine zunächst noch diffuse Verbindung zwischen ihrer Familiengeschichte, ihren "privaten" Gefühlen und politisch gesellschaftlichen Vorgängen.

Ein für ihr Leben entscheidender Prozess beginnt: Sie interessiert sich für Politik, engagiert sich und begreift sich zunehmend als Mensch in einem größeren politischen Zusammenhang. "Ich als Person, als Teil der Gesellschaft" (I: 48/29), drückt sie sich einmal aus. Ihre Identifizierung mit dem gesellschaftlichen Ganzen findet auch in einer Veränderung der Erzählstruktur ihren Ausdruck: Fast alle Veränderungen in ihrem privaten Leben präsentiert sie von diesem Zeitpunkt im Kontext eines historischen Ereignisses oder von gesellschaftlichen Entwicklungen. Wie sie

³⁰ Vgl. dazu auch die Lebensgeschichte von Herbert Fest, dem seine Familie "schlechtes Erbgut" zuschrieb und der von seiner Mutter auf sehr aggressive Weise abgelehnt wurde, ohne dass die Hintergründe ihm zugänglich werden konnten.

ihre Kindheit entlang den Beziehungen ihrer Mutter erzählt hat, so strukturiert sie ihr anschließendes Leben entlang zeitgeschichtlicher Daten.

Und dann eh hatten wir 67, ja 67, hab ich's Abitur gemacht. Ein paar Monate drauf is' ja hier Benno Ohnesorg erschossen worden. Ich selber war auch schon bei diesen Demonstrationen dabei, 68. Bei der ah Vietnam-Demonstration, wo Rudi Dutschke noch gesprochen hat. **War an der Uni eh - hab mir des angehört, überhaupt nix verstanden,** aber hab des irgendwie richtig - als richtig empfunden, ne? Ehm jetzt also - mit der Lebensgeschichte also warum ich mich jetzt so für diese Studentenbewegung oder diese Jugendrevolte interessiert hab, das war, dass meine Eltern sind beide Halbjuden. ... also hat ihr Leben auch schon entscheidend bestimmt. Und damit dann eben meins auch. Und ich hab das als irgendwie ungerecht empfunden, ne? Und - eh - also dieser Ras- dieser Rassismus, aus'm Faschismus, der sich in der in die Familie ausgewirkt hat. Also das hab ich nicht analytisch so, war mir klar, ich fand's irgendwie nicht richtig. Also dass - und hab mich deshalb für irgendwas interessiert, was da außen - kam, also was laut war, was rebellisch war und was ... irgendwas aufgebrochen hat, ne? Das hat wahrscheinlich auch so meiner inneren Situation entsprochen. ... Hab überhaupt nix kapiert, was sie eigentlich wollten, fand's einfach alles ganz **toll**. ... war ich bei all den Demonstrationen dabei und eh - **alleine** ... Also wollte was verändern an dieser Gesellschaft, dass so was einfach nicht mehr möglich ist eh - also wie Rassismus oder KZs oder sonst irgendwas. (I: 5/13-6/11)

Wo sieht die Biographin eine Verbindung zwischen ihrem unglücklichen Leben in der Herkunftsfamilie und ihrem aktiven Engagement in der Studentenbewegung? Der laute Protest, die Hoffnung, etwas aufzubrechen habe ihrer "inneren Situation" entsprochen. Gleichzeitig verknüpft sie den Beginn ihres politischen Interesses mit der traumatischen, tabuisierten Familiengeschichte im Nationalsozialismus, die sie verharmlosend als "irgendwie ungerecht" bezeichnet. Sie benennt damit zwei wichtige Aspekte, die sie zur Studentenbewegung geführt haben, die wiederum einen entscheidenden Einfluss auf ihre weitere Entwicklung genommen hat. *Enttabuisierung* war in der Protestbewegung der Achtundsechziger Mittel und Bedürfnis zugleich und hat auf Susanne, auf die die Glocke des Verschweigens und die Umdeutungen beklemmend in der Familie gewirkt haben müssen, sicherlich eine befreiende Wirkung gehabt. Susannes Kindheit und Jugend waren durchdrungen mit Tabus, Heimlichkeiten und Verdrehungen: Das Liebesleben der Mutter, eine Belastung für die Tochter, basierte auf Heimlichkeiten, bei denen das Mädchen früh zur Komplizin gemacht wurde. Die Mutter verdrehte die Gründe für das Scheitern der elterlichen Ehe: Der Vater traf während seiner Ehe seine Jugendliebe wieder. Diese Frau hatte während des Nationalsozialismus aufgrund seiner jüdischen Abstammung die Beziehung mit ihm beendet. Während Susannes Mutter schwanger war, begann er mit dieser ehemaligen Freundin eine Beziehung. Die Mutter bestand nach Entdeckung des Verhältnisses auf einer Scheidung, obwohl der Mann bereit war, seine Jugendliebe nie wieder zu treffen. In den Augen der Tochter nahm die Mutter den ehelichen Seitensprung ihres Mannes als willkommenen Anlass, sich von dem ungeliebten Ehepartner gegen dessen Willen zu trennen, und machte anschließend die Tochter glauben, der Vater habe die Familie böswillig verlassen.

Dass sie ihn gar nicht mehr wollte und noch nie geliebt hat, stand dann - das, das sind die Sachen, die ich mir dann erst sehr viel später habe, zusammen - also zusammenreimen können, dass da sehr viel Widersprüchliches drin ist, was sie mir erzählt hat. Das hast du so als Kind - da kriegst du es ja nicht mit. Da war dann also der Erzeuger, war der ganz Böse, der Unzuverlässige ... Und da sie aber alles getan hat, damit er sich auch gar nicht ordentlich kümmern kann oder so, das habe ich nicht ge- durchschaut, neh? (II: 4/4-10)

Entscheidend aber ist, dass das zentrale und zugleich unausgesprochene Familienthema, um das sich die Tabus, Heimlichkeiten und falschen Rechtfertigungen in ihrer Familie drehten - der Vater verschwiegen seine jüdische Herkunft, die Mutter davon unabhängig die ihre oder, wahrscheinlicher, andere Gründe für ihre Verfolgung im Nationalsozialismus - eng verknüpft war mit den Beweggründen für den Studentenprotest. Dieser erhob den Anspruch, *Bewältigung der faschistischen Vergangenheit* zu leisten. Die jüdische Herkunft ihrer Eltern wird für Susanne Ebenholz reflexiv bedeutsam. Nach und nach begreift die Tochter, dass die missglückte Ehe ihrer Eltern - die Vorgeschichte der Ehe und ihr Ende - und damit auch ihr eigenes Leiden in der Familie eng verknüpft waren mit dem Unrechtssystem des Nationalsozialismus, ahnt auch, dass die Beziehung der Mutter zu ihr antisemitisch belastet war.

Sie nimmt teil am lauten Protest auf Demonstrationen. Schon bald, während sie eine Ausbildung zur Bibliothekarin macht, eignet sie sich historische Zusammenhänge durch Schulungskurse und intensives Lesen an, "Marx, Lenin, Engels, sonst was." (I: 8/11) Sie streitet mit dem Vater über dessen Parteizugehörigkeit. Diese Art der politischen Auseinandersetzung wurde in der Studentenbewegung, ihrem sozialen Umfeld, gefördert und ersparte ihr, sich den Eltern direkt und emotional zu stellen, ist für sie weniger bedrohlich als eine differenzierte emotionale Auseinandersetzung mit der eigenen Familie. Auf diese Weise gelingt es ihr, zur Überzeugung zu kommen, sie habe sich mit dem Faschismus auseinander gesetzt. Ihre Lebenserzählung macht aber deutlich, dass sie die Traumatisierungen ihrer Eltern weiter abwehren muss; die Auswirkungen des Nationalsozialismus auf deren Leben empfindet sie als "irgendwie ungerecht." Wie diese verharmlosende Ausdrucksweise zeigt, kann sie nicht nachempfinden, dass ihr Vater, bzw., wie sie annehmen musste, beide Eltern und deren Familienangehörige bis 1945 mit der Gefahr der Ermordung leben mussten. Statt dessen greift Susanne Ebenholz ihren Vater an, glaubt, in seinem väterlichen Verhalten ihr gegenüber eine allgemeine, politische Haltung zu erkennen. Eine markante Kindheitserinnerung von ihr, die mehrmals in den beiden Interviews auftaucht, ist die Situation nach den Besuchen beim Vater, die diesem gerichtlich einmal im Monat zustanden.

Ja, bin zu der Familie (des wieder verheirateten Vaters, J.S.) gekommen und abends hat er mich nach Hause gebracht. Und dann war Polen offen bei uns, ne?! Dann hab' ich alles abgekriegt. Weil, **er** hat - war zu **feige** sich ihr zu stellen, ne? (I: 24/29)

Die Biographin benutzt eine Redewendung aus dem Krieg, um die Reaktionen der Mutter auf ihre Beziehung zum Vater zu beschreiben. Die Mutter macht ihr, immer wenn der Vater sie zurückbringt, ein schlechtes Gewissen, weil sie sich in der neuen Familie des Vaters wohlfühlt.

"Wie kannst du nur. Und dein Vater hat dich verlassen. ... Und ich tue **alles** für dich und man kann doch etwas Dankbarkeit erwarten" (2) ((lacht)) Und (3) ja - Und denn, wie gesagt, hab ich mich ja politisch - hab - bin meiner Familiengeschichte auch nachgespürt und hab dann meinen Vater damit konfrontiert, mit seiner Abstammung. Und der war damals CDU-Anhänger, ne? Und des war für mich also eh - undenkbar. ... Und ja mein Vater war auch in 'ner Organisation TODT also dieser - Arbeitslager, ne? Die mussten da schanzen, hier in Berlin herum. Und ah ja und dann wie er dann zur Union kam ne? Also da war ich, eh - wo ja nun Herr Globbke wieder bei Adenauer eingestellt war, der mit diese Wannsee-Konferenz - also das war für **mich** undenkbar neh. Und es **war** mit ihm nicht zu **diskutieren**. Ja? ... Ich fänd ihn zum Kotzen, zum Erbrechen und eh - ich wollt' ihn **nie, nie** wieder sehen. Und daran hat er sich dann auch gehalten bis vor zwei Jahren. (I: 25/12-26/6)

Der Vater, der nicht studieren durfte und sich als Fahrer durchschlug, war eine Zeit lang bei der Organisation TODT, wahrscheinlich als Zwangsarbeiter, Gefangener. Vermutlich wurde er deshalb als Opfer des Faschismus anerkannt. Die Biographin lässt hier, wie an anderen Stellen der Interviews, keine Empathie für diese leidvollen Erfahrungen ihres Vater spüren, kommentiert sie ausschließlich mit dem Vorwurf an ihn, dass er die CDU wähle. Feigheit ist für sie der Schlüsselbegriff, um sich das Verhalten ihres Vaters verständlich zu machen. Sie übernimmt die Anklage der Achtundsechziger gegen die Väter und übersieht, dass ihr Vater Opfer ist. Sie hatte ihn sehr gerne, sie empfand ihn als ruhenden Pol, immer voll guter Laune und "wahnsinnig kinderlieb". (II: 7) Es kränkt sie um so mehr, dass er trotzdem nicht verhindert hat, dass sie unter der Familiensituation so leiden muss. Dies ist die Perspektive des Kindes, die die Biographin im Verlauf ihrer Auseinandersetzung mit ihren Eltern nur sehr begrenzt und widersprüchlich revidiert; darauf werde ich später noch eingehen. Darin, dass er seine jüdische Abstammung bis heute tabuisiere und sich nie mit der mangelnden Vergangenheitsbewältigung in der Bundesrepublik auseinander gesetzt habe, sieht sie die gleiche Feigheit.

Und ich finde, dass dass man halt darüber schon mal nachdenken sollte, besonders, wenn man davon Opfer geworden ist, und nicht eine Partei wählen, wo der Erfinder dieser Wannsee-Konferenz - eh - schon der persönliche Staatssekretär ist. ... dass die sich mal unterhalten haben über mich oder so, das - oder dass ihnen vielleicht mal auffällt vielleicht, dass ich mal anfangs zu stottern, was ja nun auch nicht eine, eh, normale Kindesentwicklung ist oder sonst irgendwas. Nie. Und **das** ist diese Feigheit halt, die ich ihm übel nehme, also wo ich auch denke, dass er da seine Sorgspflicht - und eben auch nicht **nachgedacht** hat darüber, neh? Was ist eigentlich mit meinem Kind los? Wieso stottert das jetzt mit 5 Jahren? Warum macht sie mit 7 tagsüber - warum hat die eine nasse Buxe, ja? ... da, eh, würde jeder denken, da musst du mal mit der Mutter drüber reden, neh, in irgendeiner Form. ... Dann weicht er aus. ... Und ich denke schon, dass sich das entspricht, neh, diese **persönliche und politische Haltung**. (2) Und das nehme ich ihm letzten Endes übel. (II: 9/10-10/11)

Die kleine Susanne war enttäuscht über den Vater, der sie nach einem schönen gemeinsamen Nachmittag wieder allein der Mutter überlässt, für die dann "Polen offen ist". Zudem hatte sie der Vater in ihren Augen mit der Scheidung absichtlich verlassen; das ist allgemein die Phantasie von Kindern geschiedener Eltern und wird zusätzlich von Susannes Mutter so dargestellt. Aber die Biographin drückt hier ihre Kritik an der Feigheit des Vaters aus der Erwachsenenperspektive aus. Heute weiß sie rational, dass die Mutter "alles getan hat, damit er sich auch gar nicht ordentlich kümmern kann". (II: 4/9) Aber emotional hat sie sich noch nicht von der Perspektive der Mutter, der Vater habe die Tochter im Stich gelassen, getrennt. Susanne Ebenholz kann in einer späteren Lebensphase dennoch wichtige Aspekte der Beziehung zu ihrer Mutter klären.

In anderer Hinsicht hat die Biographin eine eigene, von der Mutter unabhängige und teilweise versöhnliche Sicht des Vaters gefunden. Sie betont, dass nicht der Vater die Ehe der Eltern beenden wollte, sondern die Mutter. Sie spricht in warmen Worten von der Familie, die der Vater nach der Scheidung gegründet hat. Und sie zeichnet ein ausgesprochen sympathisches Bild davon, wie ihr Vater, der in den siebziger Jahren Theologie studiert hat, heute lebt: "Wirklich ein munterer alter Herr", "aufgeschlossen", kontaktfreudig",

Der hilft viel, ist noch aktiv in der Kirche. Wenn 'ne Sekretärin krank ist, macht er Telefondienst, besucht Leute aus'm Haus, versorgt die mit Einkaufen, also fährt Auto wie'n

Weltmeister, ... angemessen, wirklich angemessen ja. Ruhig. Und sieht alles und reagiert auch entsprechend. Also er führt ein für sich zufriedenes Leben. Kann man so sagen. Ausgeglichen. (I: 28/13-23)

Ihre intensive Auseinandersetzung mit politischen Inhalten der Achtundsechziger-Bewegung und ihr heftiges emotionales Engagement in den Studentenunruhen hilft Susanne Ebenholz also in mehrfacher Hinsicht:

- Sie kann einen Teil ihrer Wut auf ihre Eltern, vor allem auf den Vater zulassen, weil die Auseinandersetzung auf Distanz und zunächst politisch versachlicht geschieht.
- Sie kann gleichzeitig (für den Vater teilweise erst später) mehr Verständnis für die Eltern entwickeln aufgrund dessen, wie der Nationalsozialismus in ihr Leben eingegriffen hat; das entlastet die Auseinandersetzung.
- Sie überwindet ihre eigene Angst, die sie bis dahin selbst in ihrer Alltagsbewältigung stark einschränkte, und erlebt sich auf neue Art handlungsfähig.
- Ihre Einbindung in das soziale Milieu der Achtundsechziger bestärkt sie in ihrem lustvollen Verhältnis zur Sexualität und hilft ihr gleichzeitig, ein unabhängigeres, weniger unterwürfiges Verhältnis in der Beziehung zum Mann zu finden, als die Mutter es hatte.

Doch obwohl der Faschismus auf dem Hintergrund ihrer Familiengeschichte und ihrer Teilnahme an seiner kollektiven Thematisierung in den Achtundsechzigern zu einem zentralen Lebensthema von Susanne Ebenholz geworden ist, bleibt sie letztlich - in der Attitüde der selbstgerechten Linken (die vorzugsweise linke Klassiker studiert, sich aber nicht ernsthaft intellektuell mit dem Faschismus auseinandersetzt) - in der kollektiven Vorwurfshaltung der Achtundsechziger den Vätern gegenüber gefangen und überträgt sie blind auch auf ihren rassistisch verfolgten Vater.

3.1.3 Die ersten Beziehungen im Kontext der Achtundsechziger: Wie man sich wünscht, erwachsen zu werden

Mit 21 Jahren zieht Susanne Ebenholz von zuhause aus zu ihrem Freund. Die Beziehung, die ihr über Jahre einen wichtigen Halt gegeben hat, um altersgerechte Entwicklungsschritte zur Selbständigkeit nachzuholen, findet genau an dieser Entwicklung des ehemals hilflosen, ängstlichen Mädchens zu mehr Selbstbewusstsein ihre Grenze. Susanne kann Alltagsängste abbauen, sie verdient mittlerweile in ihrem erlernten Beruf das Geld und beginnt die Führung in der Beziehung zu übernehmen. Der Freund bleibt "ewiger Student" und reagiert auf den Rollenwechsel durch kleine Fluchten. Langsam beginnt die Beziehung zu kippen:

Ja, das war als ich siebzehn war, also es war ja mein erster Freund, ne? Und hat sich - ((Räuspern)) - und ich hab mich nix getraut, und er hat mich Stück für Stück an alles herangeführt. Also wirklich betreut, auch so ja? Sozusagen bis ich alles konnte, ja. Und dann hat hat sich das - hat sich das umgedreht. (I: 34/15)

eines Tages findet sie einen Zettel vor, dass er zwei Wochen verreist sei, ihr 80 Mark auf dem Konto gelassen habe. Heute vermutet sie

... das war Ausdruck dessen, dass er mit mir überhaupt nicht mehr zurecht gekommen ist.
(I: 35/6)

Das Ende der Beziehung wirft noch einmal ein Licht darauf, wie sehr Susanne Ebenholz Politik und Gefühle für einen nahen Menschen vermischt. Politische Differenzen zu benennen, fällt ihr auch in der Beziehung zu ihrem Partner (wie zu ihrem Vater) leichter als Gefühle auf der Beziehungsebene anzusprechen. Deutet Susanne heute das Ende der Beziehung auf dem Hintergrund ihrer beider ungleichzeitigen Entwicklung zur Selbständigkeit, so greift sie in der Trennungssituation ihren Partner wegen seines Parteibuches an, wie sie ihrem Vater seine Parteizugehörigkeit vorgeworfen hat. Beide Male kann sie nicht ausdrücken, wie sie sich im Stich gelassen fühlt.

Also vordergründig stand, dass ich es **unmöglich** fand, wie **er** sich politisch entwickelt, vordergründig. Also daran hab' ich das festgemacht. Also wie - wie konnte man nur zur SPD gehen ... Hintergründig war das dass ... ich ein anderes Selbstbewusstsein hatte - dadurch, dass ich das Geld rangeschafft hab. Und dann hat auch alles nach meiner Pfeife zu tanzen... Waschen und Abwaschen und Haushalt und ich seh gar nicht ein, dass **ich** das machen muss oder soll oder wo ich ja sowieso schon arbeiten gehe und ah. ... Und wieder vordergründig haben wir aber im Wesentlichen über Politik diskutiert, ne? (I: 38/8-39/3)

Nach insgesamt sieben Jahren und zweijährigem Zusammenwohnen trennen sie sich. Ein paar Monate vorher hat Susanne eine Beziehung zu einem anderen Mann, einem Familienvater, begonnen. Zur Abwesenheit ihres Freundes äußert sie sich auf den ersten Blick widersprüchlich. Seine zweiwöchige, nicht angekündigte Reise kommentiert sie so:

Ich fand das gar nicht so schlimm, ich war ganz froh, dass ich mal alleine war. Also weil die Zeiten, wenn ich **allein** bin, ging's mir immer gut. Schon immer. Von so an, ne? (3) Hat keiner an mir gemäkelt, keiner an mir gezerrt, keiner Forderungen an mich gestellt, und da konnt' ich mich entfalten, da konnt' ich das machen, wozu ich Lust hatte und mich auf'n - einfache Sachen ne? So essen wie ich wollte, so mich auf'm Sessel flezen. Lesen - Radiohören. Ja oder irgendwas anderes machen, mit meinen Puppen spielen, was man so alles so macht, Häkeln, Handarbeiten, dies, das, wann immer - also ich hab' eigentlich dieses Alleinsein wirklich schon von so an ne? geschätzt. Weil da war, das war dann ne Zeit, ohne Belastung. Das war die Zeit der Entspannung, der Freiheit. (I: 35/13)

Sie wiederholt im Alleinsein eine zentrale Erfahrung aus ihre Kindheit, die sie zunächst wieder positiv deutet: "Wenn ich **allein** bin, ging's mir gut. Schon immer." (I: 35/15) Sie weicht einer Klärung des Beziehungskonfliktes aus und bezieht aus dem Alleinsein Stärke. Nach der endgültigen Trennung erlebt sie die Abwesenheit eines nahen Menschen dagegen schmerzlich:

Und des erste Jahr, ist mir **sehr schwer** gefallen. Da ist mir wirklich die - da war ich so 23 - da is' mir wirklich die Decke auf'n Kopf gefallen. Da war ich todunglücklich! und ah verzweifelt. Da konnt' ich abends auch nicht einschlafen ohne ne halbe Flasche - was hab ich denn damals gesoffen? - 'nen furchtbaren Aperitif ... so'n Bitterzeug, um einzuschlafen, ja? ... Und das war - aber das hat sich dann auch wieder - nach einem Jahr, war's einfach vorbei. Dann hab ich mich wohl gefühlt. (I: 9/24-10/1)

Wie bereits in ihrer Kindheit ist sie zwar ausgesprochen gerne allein in der Wohnung. Aber nicht nur vorübergehend allein zu sein, sondern die Beziehung verloren zu haben, fällt ihr zunächst sehr

schwer. Das Verhältnis mit dem Familienvater kann den Verlust der Beziehung nicht füllen. Eine Balance zwischen eigenem Raum und Nähe zu finden, wird sie noch länger beschäftigen. Es beginnt eine Zeit, in der es "hoch her ging", "die alten Lebensformen aufgesprengt und infrage gestellt wurden": Ihr neuer Freund ist ein Familienvater, der der Ideologie der Achtundsechziger gemäß Eigentumsansprüche in Beziehungen ablehnt und neben seiner Ehefrau und Susanne Ebenholz zwei weitere Geliebte hat. Die vier Frauen treffen sich häufiger, wollen solidarisch sein; meist enden die Begegnungen in Tränen. Susanne hat auch noch andere Liebhaber nebenher. Heute resümiert sie, glücklich seien sie damals auch nicht gewesen. Trotzdem hat sie den Freund als "wahnsinnig faszinierend" und die Zeit als "unbefangen", "ungebremst", "so wie man sich wünscht, erwachsen zu werden", in Erinnerung. Hier klingt bereits an, dass eigenes Experimentieren, Veränderungen im Leben positive Erfahrungen für sie sind.

Susanne Ebenholz übernimmt nur einen Teil vom weiblichen Selbstverständnis ihrer Mutter - die hohe Bedeutung von Liebesbeziehungen und Sexualität - einen anderen lehnt sie vehement ab, nämlich deren Fixierung auf den Mann und ihre Unterordnung. Sie merkt, dass das Vorbild ihrer Mutter sie nicht auf eine *echte* Partnerschaft vorbereitet hat.

Und eh hab dann unter anderem von meiner Mutter so strenge Ratschläge gekriegt, so für'n ersten Besuch. Also ich müsste gar nix sagen, ich müsste nur drei Fragen stellen, die Männer würden sich sowieso am liebsten reden hören und zwischendurch müsst' ich nur mal interessiert gucken und noch ne Frage stellen, wär der Abend gelaufen. Stimmt! ((Lacht)) Also es stimmt wirklich, ja? ((Lachen)) Und eh ja, aber ich konnte es halt so von mir aus nix eh - zu dieser Freundschaft beitragen. Aber wie gesagt, er hat sehr viel Geduld mit mir gehabt. (I: 4/33)

Fassen wir *wichtige Erfahrungen* zusammen, die Susanne Ebenholz gemacht hat, gestützt durch das soziokulturelle Klima der Studentenbewegung, in das sie eingebunden ist:

- Sie lernt, dass die wirtschaftliche Unabhängigkeit der Frau ein wichtiger Faktor ist, um innerhalb einer Partnerschaft aus der weiblichen Unterlegenheit herauszukommen. Anders als ihre Mutter, die ohne Ehemann als allein erziehende Mutter ein noch kärglicheres Einkommen gehabt hätte, ist sie ökonomisch nicht auf einen Mann angewiesen und weigert sie sich aus dieser Position, die Hausfrauenrolle zu übernehmen, kann schließlich die Verbindung verlassen.
- Eigene Außenaktivitäten vor allem im politischen Bereich sind ihr in einer Liebesbeziehung wichtig. Sie versucht, durch eigene Kompetenzen und Interessen einen eigenständigen Beitrag zum Gelingen der Partnerschaft beizutragen. (Es sei daran erinnert, dass die Neue Frauenbewegung mit ihrer zentralen Forderung nach weiblicher Autonomie entsteht. Susanne Ebenholz beteiligt sich intensiv an den politischen Diskussionen im Umfeld der Universität, und so ist anzunehmen, dass sie bereits zu dieser Zeit am Diskurs der Frauenbewegung teilhat.)
- Zwei zentrale Erfahrungen, die Susanne Ebenholz in ihrer Herkunftsfamilie gemacht hat, werden bestätigt, als sie Anfang Zwanzig ist und ihre eigenen prägenden Beziehungserfahrungen macht: Erstens hat die schlechte Ehe ihrer Eltern, die zweite gescheiterte Ehe ihrer Mutter, die Vernachlässigung und die Gewalt durch ihre Mutter und ihre mit der Scheidung der Eltern verbundene subjektive Wahrnehmung, von ihrem Vater im Stich gelassen worden zu sein, sie gelehrt, dass kein Verlass auf Ehe, Familie und dauerhafte

Beziehungen ist. Der Zeitgeist der Achtundsechziger untermauert ideologisch ihre Skepsis gegenüber Ehe und Dauerhaftigkeit von Beziehungen.

- Zweitens hat die Lebensweise ihrer Mutter ihr vermittelt: Verliebtheit und sexuelle Leidenschaft sind "wundervoll". Die Studentenbewegung propagiert eine "befreite Sexualität", wertet sexuelle Treue ab. (Ihre Mutter musste ihren Liebhaber noch im Stundenhotel treffen; die vier Partnerinnen ihres Liebhabers sprechen sich immer wieder gemeinsam aus.)

So wird ihre Strategie zur Bewältigung ihrer Kindheitserfahrungen, nämlich Bindungen zu misstrauen und gleichzeitig Liebesbeziehungen hoch zu bewerten, durch die gesellschaftlichen Rahmenbedingungen verstärkt oder erst möglich gemacht.

3.1.4 Junges Erwachsenenalter: auf dem Weg zur Selbstfindung

Mit 27 verliebt Susanne Ebenholz sich in einen "ruhigen, verlässlichen" Mann, einen Akademiker, der, politisch motiviert, als Facharbeiter arbeitet und ein führender Theoretiker in einer linken Splitterpartei ist. Sie zieht mit ihm 1975 in eine westdeutsche Großstadt; sie hat Lust auf Neues. Ihre sozialen Kontakte findet sie über ihre Mitarbeit in der Partei, der auch ihr Partner angehört. Trotzdem bewahrt sie sich ihre politische Eigenständigkeit und verhält sich häufiger gegen die Richtlinien der Partei. Dabei schützt sie sich mit Hilfe listiger Manöver gegen Parteikritik. In ihrem neuen Wohnort fühlt sie sich nicht wohl.

Also es lief alles so wunderbar glatt (vor dem Umzug in Berlin, J.S.), ja? Ich hatte 'nen großen Freundeskreis oder Freundinnenkreis ... ich wollte hier einfach mal raus, wollte mal was anderes eh erleben. ... (die westdeutsche Stadt war, J.S.) ein verschlafenes Nest. Eine riesen Industriestadt, des schon, auch mit 'ner entsprechenden Arbeitertradition sozialdemokratisch überwiegend. Aber los war da nun wirklich //hm// **überhaupt** nix. (I: 10/28)

Auch hier wird wieder sichtbar, wie eng Susanne Ebenholz ihr Lebensgefühl mit ihrer politischen Umgebung verknüpft. Ihren neuen Arbeitsplatz erlebt sie, die bisher nur Erfahrungen mit dem zu dieser Zeit antiautoritären Arbeitsklima an ihrem früheren Arbeitsplatz gemacht hat, als einen Schock:

... die Hierarchie, die hat mich fast - also hat mich auch verrückt gemacht. Also man musste die Leute mit'm Titel anreden und wenn 'ne Kolleginnengruppe war von vier technischen Assistentinnen, war eine die Leitende und eine die stellvertretende Leitende und die nächst Dienstälteste wurde dann eingesetzt, wenn die beiden in Urlaub oder krank waren, das war wirklich hier neh? Und kam mir montags immer wirklich vor, wenn ich da zur Zeit gegangen bin, als ginge ich in den Knast und freitags, ah, Freigang ja? (I: 11/14)

Von ihrem überarbeiteten und verschlossenen Freund fühlt sie sich im Stich gelassen. Er sei zwar äußerlich für sie da gewesen.

Aber er war innerlich nicht da. (4) Also er war nicht erreichbar. Konnt man nix machen. (I: 42/16)

Nach einer dramatischen Eifersuchtsnacht beschließt sie, zurück nach Berlin zu ziehen. In der ersten und ausführlichen Erzählung des Interviews - ein Hinweis darauf, wie bedeutsam dieses Erlebnis für sie ist - schildert sie, wie ihr Freund mit einer beiden bekannten Genossin in ihrem gemeinsamen Bett schläft, während sie in der Wohnung ist. Wahrscheinlich erlaubt sie sich zum ersten Mal ohne Schuldgefühle ein heftiges Gefühl von Eifersucht.

Also ich hab **eine** Stunde an der (verschlossenen Schlafzimmer - J.S.) Tür gestanden, hab dagegen geschlagen, ja? - war so wütend und dann hab ich - in der Nacht konnt' ich überhaupt nicht mehr schlafen. Mir lief die ganze Nacht der Schweiß in Strömen den Körper runter, und ich hab gestickt! Ein Nadelkissen ((lacht)). Blümchen, ja? petit point, also klein und - Also ich war überwach, also ich musste irgendwas machen. Und ah - hab dann in der Nacht mich entschlossen wieder zurück nach Hause ah zu gehen (neh) nach - wieder hierher. (I: 13/16)

Nach wenigen Wochen hat sie Wohnung und Arbeitsstelle in Berlin. Seit dieser Zeit, 1979, lebt sie allein in einer Zwei-Zimmer-Wohnung. Diese Rückkehr nach Berlin, wo sie einerseits wieder an ihre vertrauten sozialen und politischen Beziehungen anknüpft und andererseits zum ersten Mal freiwillig und langfristig alleine lebt, erlebt sie, wie sie mehrmals im Interview sagt, als die entscheidende *positive Wende* in ihrem Leben. Was ändert sich? Zunächst einmal hat sie den Schmerz der Eifersucht zugelassen und die Erfahrung gemacht, daran gereift zu sein. Aus heutiger Sicht sagt sie, die Erfahrung (mit der Eifersuchtsnacht) habe sie gelehrt,

dass es viele Sachen gibt, die sind ganz schrecklich und ganz scheußlich und bergen den Keim für was Neues und was Gutes in sich. Insofern hätt' ich auch nicht mehr vorn - Angst, dass jetzt irgendwas passiert, weil das sind einfach Erfahrungen die ich mache, die auch andere machen, ne? Und ich **weiß**, es geht vorbei, andere wissen des auch und ((Schnaufen)) ja. Und ist immer gut zu lernen. (I: 51/16)

Sie hat sich verändert. In der vorangegangenen Beziehung mit dem verheirateten Freund, der zwei weitere Geliebte hatte, hat sie sich noch abgekämpft mit den allgemeinen Normen ihrer damaligen sozialen Umgebung, die sexuelle Treue für reaktionär hielt, und "zerfleischende, tränenreiche" Diskussionen geführt. (I: 40/30) Jetzt zieht sie unmittelbar die Konsequenzen durch räumliche Trennung von ihrem Freund, ist nicht mehr bereit, sich auf diese Art von ihrem Partner verletzen zu lassen. Sie befreit sich ein Stück weit von den (neuen Anti-)Normen und stellt sich Lebensbedingungen her, die ihr Schutz vor ähnlichen neuen Verletzungen bieten, indem sie, ohne die Beziehung zu lösen, das räumliche Zusammenleben mit ihrem Partner aufgibt. "Ich leb' endlich **mein** Leben." (I: 31/27) Warum kann sie jetzt ihre eigenen Eifersuchtsgedühle zulassen, ohne sich verteidigen zu müssen? Warum hat diesmal das rigide Verbot in Teilen der Studentenbewegung, sexuelle Treue vom Liebespartner zu wünschen, ihre Wirkung auf sie verloren? In dieser westdeutschen Zeit, in der sie nicht nur ihren Arbeitsplatz wie ein Gefängnis erlebt, ist sie auch abgeschnitten von dem Milieu, das sie in dieser Hinsicht so sehr geprägt hat. Und, während sie grundsätzlich Anregung und Erlebnisse vermisst, kaum Zugang zur "verschlossenen Mentalität" dieser Menschen findet und sich nicht wohl fühlt, setzt sie sich intensiv mit ihrer familialen Vergangenheit auseinander, denkt über ihr Leben nach. Wichtig ist für sie dabei eine intensive Frauenfreundschaft.

Und ich denk, ich hab - dadurch, dass ich mich eh - sehr viel auch damit beschäftigt habe mit meiner Kinderzeit und diesem - was ja schon in (Westdeutschland, J.S.) angefangen hat mit der Freundin und dann später mit den ganzen Büchern sich weitergeführt hab. Also

arbeitet das ja, und ich will ja - also - ich will mich ja auch verändern. Will ja mal was dazulernen, was Neues ausprobieren, also mit - ein sozialerer Mensch werden. So. Ja? Also will immer noch mehr mehr Spaß haben im Leben ((lacht)). Und des probier ich halt. (I: 36/36)

In Susanne Ebenholzs Biographie taucht durchgehend die Verbindung von Lernen, Veränderung und Lebensfreude auf. Wie wichtig für sie lebenslängliches Lernen ist, spricht sie verschiedentlich im Interview an; nicht nur in Bezug auf Selbstreflexio. Für ihren Ruhestand plant sie zu studieren.

Im Zentrum der Auseinandersetzungen, die in dieser westdeutschen Zeit beginnen, steht die *Beziehung zu ihrer Mutter*. Wie oben herausgearbeitet wurde, richtet die Biographin einen Teil der Vorwürfe, die mit ihren Problemen in der Kindheit in Zusammenhang stehen, über eine Kritik am Vater indirekt an die Mutter. Dies war ein Hinweis darauf, dass sie noch mit ihrer Mutter emotional verstrickt ist. Unmittelbar wirft sie der Mutter vor, sie vor dem Stiefvater nicht in Schutz genommen zu haben und sie benutzt zu haben für ihre Interessen: als niedliches Vorführkind, auf dessen Kosten die Erwachsenen sich lustig machten, als Vertraute und Komplizin in ihren Liebesdingen. Damals hat sie keine Wut auf die Mutter entwickeln können.

Sie war ja meine einzige Bezugsperson. Mein Vater war ein Feigling. Wen hatt' ich denn? Ich hatte niemand. Ich hab mich natürlich geklammert an sie, ne? Und dass ich - ich hab Jahrzehnte gebraucht um da drüber hinwegzukommen ... (I: 30/23)

Bis heute kämpft Susanne Ebenholz darum, dass die Mutter ihre, der Tochter Sicht nachvollziehen kann, was so langsam möglicher wird. In einer Auseinandersetzung, die erst vor einen dreiviertel Jahr stattgefunden hat, sagt sie zu ihrer Mutter:

"Pass mal auf, ich habe die letzten Wochen auch hier zuhause mal wirklich gesessen und gegrübelt und kann mich wirklich nicht - und das ist nicht übertrieben - an keine glückliche Minute in meiner Kindheit erinnern, sondern ich habe **Angst** gehabt, ich habe **immer nur** Angst gehabt. Ich weiß nicht, wann und wo ich wirklich - also kein Weihnachtsfest oder was auch immer, ist mir alles ein **Horror**, ja, in meiner ganzen Erinnerung. Und also verstehst, das bilde ich mir nicht ein, also ich wüsste nicht, warum ich mir so was ausdenken sollte, neh"? Und, ehm, das hat sie ja dann erst mal sowieso alles abgestritten, und das wäre nicht wahr. (II: 11/22)

Die ständige Angst von Susanne Ebenholz in ihrer Kindheit ist verständlich, wenn man daran denkt, dass sie in den Augen ihres Stiefvaters "nichts richtig machen" konnte, dass die Mutter, für das Kind aus unberechenbaren Anlässen, gewalttätig wurde. Dennoch muss vermutet werden, dass dieses beherrschende Gefühl der Angst darüber hinaus seinen Ursprung in der Familiengeschichte hat: Unter dem Nationalsozialismus mussten beide Eltern mit Angst vor Verfolgung oder sogar - zumindest Vater und Großmutter - mit Todesangst leben, was aber in dieser Familie nicht kommuniziert werden konnte, sogar geleugnet werden musste. In dieser Atmosphäre der unterdrückten Angst ging diese auf die Tochter über und war, da tabuisiert, der aktiven Bewältigung nicht zugänglich. Dass die Wahrheit in der Familie nicht ausgesprochen werden durfte, stört tief greifend das Vertrauen, dass die eigene Wahrheit Gültigkeit hat, eine schwere Belastung für Beziehungen. Ich komme darauf zurück.

Sie hat also meine Realität als gelebte Realität überhaupt nicht anerkannt. Wenn man sie,

ehm, gehört hat, dann hat man wirklich gedacht, ich, eh, bin in Freuden und Glück groß geworden. (II: 11/1)

Wie wichtig es Susanne Ebenholz ist, dass die Mutter, aber auch andere Menschen einschließlich der Interviewerin ihre "gelebte Realität" in ihrer Kindheit anerkennen, bzw. wie sorgsam Susanne zu verhindern sucht, noch einmal durch Nicht-Anerkennen verletzt zu werden, macht auch eine Auffälligkeit in der Erzählstruktur der beiden Interviews deutlich. Erst im zweiten Interview, als die Biographin mehr Vertrauen zur Interviewerin hat, beschreibt sie liebenswerte Seiten ihrer Mutter.

Jeder, der meine Mutter kennen lernt oder kennen gelernt hat, ist **völlig** hingerissen von dem Charme und ich weiß nicht was allem, ja? Also jetzt, also jetzt, wo sie 68 oder 69 ist, jeder, der sie kennen lernt: "Toll, toll, wahnsinnig tolle Frau", ja? Und "ist ja wunderbar" und "das Temperament" und, eh, ist - Stimmt auch alles, neh? Begeisterungsfähig und geht mit und diskutiert mit dir über Gott und die Welt ... toll, ja?

I: Das finde ich schön, dass diese liebenswerte Seite jetzt auch noch rauskommt. Die war so im ersten Gespräch

E: Ach so!

I: gar nicht da, nein.

E: Ja, das ist aber dann schwierig, sich jemandem anzuvertrauen ... Wenn ich jemandem erzähle, wie sie mich als Kind also benutzt hat, neh? "Das kann mir nicht vorst - ach, **die** doch nicht! ... Also wirklich, nein! Überhaupt nicht, ne? Kann nicht sein!" Wenn Sie sie kennen lernen würden, würden Sie auch sagen "Glaube ich Ihnen nicht." (3) Ist aber so, ja? (II: 6/22 -7/3)

Susanne Ebenholz will sich heute nicht mehr von der Mutter benutzen lassen, will sich so lange nicht mehr um sie kümmern müssen, bis diese vielleicht ein Pflegefall würde. Bitten der Mutter, ihr Gesellschaft zu leisten, kommentiert sie so:

Das geht nicht mehr, ne? Des ist ne **gesunde** Frau, die - die ist Ende 60, also Mitte 60, Ende 60, die ist **kerngesund**, die hat Nichts, die ist verrentet, die hat zig alte Schulfreundinnen, die sie neulich - also die sie besucht hat, wieso schmeißt sie sich auf mich? Die kann, ehm, jemand Neues kennen lernen, die kann selber was tun, Heilandsblitze ja. Und dann hab ich des selber abgekriegt, also so'ne Auseinandersetzung, neh? ... Und ich war nur noch so dagesessen und hab - du lässt dich nicht wieder also von so was kirre machen. Es reicht jetzt, es reicht wirklich! Ich will - mit 45 Jahren ((lacht)) leb ich **mein** Leben. Ich werd' **sowieso** nicht lange erst mein Leben können, weil ich nehm an, dass sie in ein paar Jahren ein Pflegefall sein wird. (I: 31/2 -18)

Es reicht. Später, wenn sie dann hilflos ist, gut, dann muss man sehen, wie man's macht, ne, aber jetzt bin **ich** dran. (I: 33 -35)

Die teilweise gelungene Auseinandersetzung mit ihren Eltern gestattet ihr, eine bessere Balance von Nähe und Distanz in ihren Beziehungen zu finden. Susanne Ebenholz kann heute kritische und positive Seiten der Mutter in ihrer Sicht miteinander verbinden. Und sie kann sich vor allem in ihrem Alltagsleben von ihr abgrenzen, kann Ansprüche an sich abwehren, soweit sie sie als ungerechtfertigt ansieht. Dies gelingt ihr, obwohl sie weiterhin - gleichsam im Auftrag der Mutter - den Vater anklagt, sich ihr, als sie ein kleines Mädchen war, entzogen zu haben, verstandesmäßig wissend, dass die Mutter den Rückzug erzwungen hat. Diese rational erkannte aber emotional noch unaufgelöste Verschiebung der Schuldzuweisung zwischen den Eltern wirkt

vermutlich noch heute in Susannes Männerbild, in dem (wie unten noch deutlicher wird) Männer generell keine Familienverantwortung übernehmen.

Die Biographin stellt selbst keinen Zusammenhang her zwischen ihren Reflexions- und Verarbeitungsprozessen in Bezug auf ihre Kindheit und ihren Entschluss, aus der gemeinsamen Wohnung mit dem Freund auszuziehen, der zur positiven Wende hin zu einem zufriedenen Leben führt. Wenn wir im Folgenden genauer anschauen, wie Susanne Ebenholz die libertinären Beziehungsmuster der Achtundsechziger übernimmt, wird aber erkennbar, dass sie sich selbst so schützt vor Beziehungserfahrungen, denen sie auf dem Hintergrund ihrer Erfahrungen in ihrer Herkunftsfamilie noch immer misstraut.

Die Ablehnung jeder verlässlichen Beziehung in der Umgebung der Achtundsechziger bestärkte sie zunächst darin, an einen Liebespartner keine Ansprüche zu stellen, die nach ihren Erfahrungen mit den Eltern und vor allem der Mutter unerfüllbar schienen. Wenn Treue und Verbindlichkeit nicht wünschenswert waren, brauchte sie sich ihre Hoffnungslosigkeit in Bezug auf einfühlsame Nähe und Verlässlichkeit in Partnerbeziehungen nicht einzugestehen. So begab sie sich mit dem Ende ihrer ersten Beziehung aktiv in ein "Chaos der Liebe" (wie es für die meisten Frauen und auch Männer ihrer sozialen Umgebung Rhetorik blieb), ohne ihre eigenen Sehnsüchte nach Liebe, soweit sie ihr damals zugänglich waren, aufgeben zu müssen. Erst die, auch schmerzhaften, Auseinandersetzungen mit ihren Erfahrungen in der Herkunftsfamilie erlauben ihr, sich von dem rigiden verbalen Verzicht der Achtundsechziger auf jede Verbindlichkeit in Partnerbeziehungen, der für sie ja auch die Funktion einer unbewussten Abwehr unerfüllbarer Bedürfnisse hatte, zu lösen und neue Balancen für ihre Nähe- und Distanzwünsche zu finden. Für diese Auseinandersetzung mit ihrer Familie war ihre Politisierung durch die Studentenbewegung, insbesondere ihre Beschäftigung mit dem Nationalsozialismus, wiederum eine Voraussetzung. Mit dieser Wende in ihrem Leben, die sie mit dem plötzlichen Umzug einleitet, verbindet sie keine plötzlichen Veränderungen, sondern sie beginnt im Kleinen, ihre Bedürfnisse besser wahrzunehmen. Sie erwartet allerdings von ihren Partnern immer noch wenig Einfühlungsvermögen in ihre Gefühlswelt. Eine ihrer Strategien, in ihren Liebesbeziehungen nicht verletzt zu werden, bleibt, dass sie von ihren Partnern nicht erwartet verstanden zu werden, wenn ihre Vergangenheit sie einholt, alte Erinnerungen sie noch bedrücken. Sie beschreibt ein "Selbstheilungsritual", das sie für solche schwierigen Phasen entwickelt hat und das wieder die Elemente Flucht, In-Ruhe-gelassen-werden-wollen, Selbstreflexio enthält. In solchen, vermutlich seltenen, Phasen wünscht sich Susanne Ebenholz keine Gespräche mit ihrem Partner. Sie ist ihrem Freund vielmehr dankbar, dass er diese gelegentlichen extremen Verhaltensweisen von ihr nicht mit seiner Person oder ihrer Beziehung in Verbindung bringt, sondern sie einfach ohne Nachfragen hinnimmt.

Das ist heute auch immer noch, wenn ich anfangs, ganz viel zu lesen, dann weiß ich, ich habe ein Problem. Weil das ist - meine erste Reaktion ist Flucht. ... Gehe nach Hause mit so einem Buch, lese nach Möglichkeit noch auf Arbeit und lesen, lesen, lesen, lesen. Solche Schinken. Abenteuer, Krimi, was auch immer, alles. Und bin dann auch da drin in diesem Buch, ne? ... Ich brauche dann auch so drei bis vier Wochen, dann denke ich "Sag mal, wieso liest du eigentlich wieder wie eine Bekloppte, neh, und lässt hier alles liegen bei dir?" Neh? Und dann kommt meistens auch irgendwas, dann kommt - dann muss ich auch viel alleine sein, das ist immer ganz gut, und dann fange ich an, sehr, sehr selbstzerstörerische, eh, Lebensmuster aufzubauen, also so für 14 Tage. Dass ich - also ich fange an zu lesen bis morgens um 3, 4, muss aber eigentlich so um 7 aufstehen, ... Da trinke ich dann auch eine Flasche Wein und rauche wie eine Bekloppte. ... und das Buch vor der Nase. Und habe ein Buch aus und das nächste liegt schon wieder da.

- I: Das sind so die () wenn irgendwas nicht stimmt für Sie?
- E: Ja, wenn irgendwas, irgendwas nicht stimmt, wenn ich irgendwas nicht klarmache, ja. //mhm// Und dann fällt mir auf: "Sag mal, was machst du denn hier eigentlich für (wieder) Scheiß? Was hast du denn hier für - was hast du eigentlich für ein Lebensmuster? Willst du Alkoholikerin werden oder was?" Neh? Und dann, eh, so beim letzten Mal habe ich dann Alice Miller noch mal gelesen, dann lese ich die Alice Miller noch mal. Also alle 6 Bände inklusive ein siebtes Buch, darin stehen, den (Stetdbacher). Und dann kommt meistens ein Erlebnis rauf, wo ich den ganzen Sonntag plötzlich auf der Couch sitze und heule, und dann ist es vorbei. Dann kann ich wieder normal leben ((lacht)). Also irgendwie kommen da irgendwelche Gefühle oder Verletzungen oder so, neh? Das ist dann so meine Art, da mich da wieder //mhm// so umzugehen. (II: 20/17-21/9)

Das war jetzt vor 14 Tagen, wo ich das Gefühl hatte, also bei mir ballt sich wieder was zusammen, hab ich dann- war ich auch zwei Wochenenden zuhause, habe gesagt, ich muss jetzt allein sein. ... Vielleicht finde ich irgendwann noch mal einen besseren Weg, ((lacht leicht)) nicht gerade über - weiß ich - 20 Liter Wein und 500 Zigaretten. ... ich fühle mich nach wie vor, eh, sehr wohl (in der Nähe des Partners, J.S.). Dass, also dass er mich dann alleine lässt, ist auch okay, ne? Weil ich - ich habe versucht, ihm mal zu erzählen, was in mir vorgeht. Das kapiert er überhaupt nicht. Aber das habe ich sowieso noch nicht erlebt, dass das ein Mann kapiert. (2) Die sagen dann immer "Ach, lass doch, also das war doch vor - ist ja über 30 Jahre her. Ach komm, ach hör doch auf, das kann doch gar nicht sein!". Neh? So was verstehen nur Frauen, also wenn du denen erzählst, dass du da Probleme hast oder dass dir da irgendwas wieder hochgekommen ist und so, dann - wenn überhaupt. (II: 21/15-35)

Die "Überlebensstrategie" von Susanne Ebenholz, sich zurückzuziehen, wenn bedrückende Gefühle aus ihrer Vergangenheit in der Herkunftsfamilie sie einholen, sich mit einer Übermenge von Alkohol und Zigaretten zu dämpfen und in ihre Bücherwelt zu versinken - teils Romane zur Ablenkung, teils psychologische Sachbücher, bei denen sie Hilfe zur Selbsterkenntnis sucht -, lässt die Gefahr einer negativen Verlaufskurve nicht übersehen. Andererseits zeigt der Lebensverlauf von Susanne Ebenholz seit ihrer Jugend eine durchgehende Entwicklung hin zu einem positiven Lebensgefühl und einer stabilen sozialen Vernetzung. Krisen konnte sie für sich nutzen. Auch ihre äußere Erscheinung (frisches, gesundes Aussehen und eine klare Haut) zeigt keine zerstörerischen Folgen ihrer - vermutlich seltenen - Exzesse.

Das Gefühl, von der Mutter (bis heute) nicht wahrgenommen und "real" anerkannt worden zu sein - "Sie hat meine Realität als gelebte Realität überhaupt nicht anerkannt." (II: 11/1) -, ist als zentrale, tiefe Verletzung geblieben. Auch die Vehemenz, mit der sie dem Vater - ungerechtfertigt - vorwirft, dass er sich nicht bei der Mutter nach den Hintergründen ihres Stotterns und ihres Einnässens als Kind erkundigt habe, deutet auf die Stärke der Verletzung, nicht wahrgenommen zu werden. Heute schützt Susanne Ebenholz sich präventiv davor, dass ihr Liebespartner ein solches Desinteresse an ihrer "Wahrheit", ihrer Person zeigen könnte. Einerseits spricht sie generell der Gattung der Männer die Fähigkeit ab, "zu kapiern", andererseits signalisiert sie durch ihren Rückzug, dass sie nicht gefragt werden möchte, und ist ihrem Partner dankbar, dass er das respektiert. Damit hat sie eine Lösungsstrategie entwickelt, bzw. verfeinert und verfestigt, die sie vor Verletzungen schützt, ihr eine oberflächlich unbeschwerte Beziehung möglich macht, die aber gleichzeitig Nähe in der Beziehung begrenzt und letztlich, weil sie keine neue Erfahrung zulässt, eine Heilung ihrer alten Wunden nicht möglich macht.

Susanne Ebenholz hat gelernt sich zu schützen. Sie sieht jetzt auch ihr Verhalten in der alten Beziehung zu dem verheirateten Freund in anderem Licht.

... weil ich ja auch sehr unzufrieden war natürlich immer, dass mer dann nie weiß, wann der Mann abends oder nachts einen noch mal beehrt und wann er überhaupt Zeit hat. Weil er war ganz "frei" und bei so'nem "großen Geist" war natürlich jede Frau, jederzeit- (I: 41/19)

Wir (seine vier Frauen, J.S.) hätten uns zusammenschließen sollen. Und **dem** Typen 'nen Tritt in Hintern geben und uns ne schöne Zeit, ja? (I: 41/7)

Kontinuität und Sicherheit sucht Susanne Ebenholz immer noch nicht primär in ihren Liebesbeziehungen, sondern Erlebnisqualität, erotische Spannung. Vorstellungen "mit traurem Heim, Glück allein" habe sie nicht entwickelt, Mann und Kinder hätten nicht im Vordergrund gestanden. Susanne bleibt verliebt in das Verliebtsein. Über den Beginn von Beziehungen sagt sie:

Toll! **Aufregend!** Also ich **kann** Ihnen alle meine längeren Beziehungen eh erzählen, wie die entstanden sind. Ja? **Ist wunderbar, Schön.** ((Lachen)) Eine aufregender und schöner als die andere. Also, wirklich toll! Immer. (I: 54/31)

Diese erotische Seite ihrer Person drückt auch ihre körperliche Erscheinung aus; für mein Empfinden hat sie eine starke erotische Ausstrahlung.

Obwohl eine Familiengründung nie Teil der Lebensplanung von Susanne Ebenholz war, provozierte sie, als ihre äußeren Lebensbedingungen für eigenes ein Kind relativ günstig waren, eine Schwangerschaft, um quasi experimentell zu überprüfen, ob sie wirklich kein Kind wollte.

... hatte auch gute Voraussetzungen, weil ich hatte diese Zweizimmerwohnung, die ich auch jetzt noch habe, von der ich denke, dass sie auch - dass du mit Kind drin wohnen kannst. Ich habe an diesem ... (Name des Arbeitsplatzes, J.S.) gearbeitet mit einer Betriebs-Kita, wo allein stehende Mütter sofort auch einen Platz bekommen haben. (II: 16/12-15)

Und dann habe ich mich mit 34, als ich 34 war, richtig schwängern lassen, ohne dass ich eigentlich ein Kind wollte, ja? Und dann gedacht, also entweder ist jetzt - gewinnt jetzt dieser, ehm, Mutterliebe oder ich weiß nicht was - Auf jeden Fall will ich nicht mit 40 sagen können, ich habe was versäumt und hätte ich doch. ... Vielleicht überkommt mich dann das große Glück. II: 15/14-19)

Als sie wie erwartet mit Übelkeit reagiert, lässt sie die Schwangerschaft unterbrechen und sich sterilisieren. Mit ihrem damaligen Partner hatte sie darüber gesprochen, und der hatte erwartungsgemäß ihr die Entscheidung überlassen.

Und der hätte sich sicher auch ab und zu mal um das Kind gekümmert, also im Grunde nicht viel schlechter als andere Väter auch. Also das ist ja oft so, wenn du mit dem Mann zusammenlebst, darfst du dich dann zusätzlich noch um den Mann kümmern. Also es ist ja, weil Männer emotional und - und haushaltsmäßig und so übernehmen sie ja bei weitem nicht die Hälfte in einer Beziehung, sondern es ist ja eher so, dass, dass du dann zwei zu versorgen hast. ... Ich sage ja, ein oder zwei Paare kenne ich, wo der Mann sich, eh, verantwortlich, zuverlässig auch um die Kinder gekümmert hat, mehr nicht. (II: 16/16-29)

Susanne Ebenholz ist bei diesem Selbstexperiment von der Voraussetzung ausgegangen, dass Mütter immer quasi Alleinerziehende sind. Die verbindliche Einbeziehung des Vater ist für sie nicht vorstellbar.

Im Alter von 31-37 Jahren hat Susanne nacheinander drei Partnerschaften. Die Beziehung zu ihrem westdeutschen Freund hat sie nicht beendet; er bleibt ihre "Hauptbeziehung". Sie besuchen sich gegenseitig und machen gemeinsam Urlaub. Sie erlebte zwar durch die provokativ inszenierte Untreue ihres Freundes eine starke Kränkung und wehrte sich durch ihren Auszug. Aber sie verurteilt den Freund nicht grundsätzlich, schätzt an ihm weiter die Eigenschaften, deretwegen sie ihn liebt(e), lässt alles Gute, was sie mit ihm erlebt hat, bestehen und bleibt mit ihm befreundet. Sie ändert nur die Spielregeln so, dass die neue Distanz die Wiederholung solcher Verletzungen verhindert; sie schützt sich durch Erweiterung ihrer Autonomie, ohne die Freundschaft abzubrechen oder im Nachhinein abzuwerten. Keinen ihrer vergangenen Liebespartner wertet Susanne Ebenholz im Rückblick ab. Selbst über den Ehemann mit drei Geliebten spricht sie noch positiv; aus späterer Sicht hätte sie aber sein Spiel nicht mitspielen sollen. Diese Verarbeitungsstrategie - Selbstschutz durch Abgrenzung ohne vernichtende Vorwürfe - entwickelt die Biographin zunehmend ausgeprägt.

Verbunden mit ihrer liberalen Einstellung zur Sexualität, die sie beibehält, lebt sie so immer in einer oder auch zwei Liebesbeziehungen, ohne sich bedrohlich ausliefern zu müssen, aber auch ohne von sich das Selbstbild einer "leichtlebigen" Frau zu haben. Zu Beginn des zweiten Interviews sagt sie (sie bezieht sich dabei auf das Ausfüllen einer schematisierten Übersicht über die Partnerschaften nach dem ersten Interview):

Und da hätte ich mich ja fast wegschmeißen können vor Lachen, was mir so während der Zeit - Ich musste die (Partnerschaftsschema, J.S.) noch ausfüllen. Beziehung, neh, Männerbeziehung. Und da habe ich denn (wirklich) gesehen, dass ich - ja, bis, bis Ende 30 praktisch immer zwei parallele Beziehungen hatte, neh. Und zwar war, weiß ich noch, war eine dann meinetwegen in (der westdeutschen Stadt, J.S.) oder so, das war auch meine längste, also, aber trotzdem, immer zwei, die parallel gelaufen sind. Wobei das dann auch immer, denke ich, mit dem zusammengehangen hat, was ich mir immer ausgesucht hatte für Männer, die also so eine Bindungsangst hatten. Und das habe ich dann wahrscheinlich deren Bindungsangst damit kompensiert, dass ich mir dann gleich zwei von der Sorte an den Hals geladen habe. ((lacht)) (II: 1/3)

Sicher hat sie sich solche Partner gesucht, die selbst Distanz brauchten oder zumindest leben konnten; aber wie sehr diese Beziehungen ihrem eigenen Bedürfnis nach Liebe und Sexualität bei gleichzeitiger Distanz entgegenkommen, nimmt sie kaum wahr.

Nach insgesamt neun Jahren endet die Beziehung zu dem westdeutschen Freund. Danach hat Susanne vier weitere Beziehungen; die letzte seit eineinhalb Jahren mit einem ca. 15 Jahre jüngeren Kollegen dauert an. Nachdem sie noch zum Zeitpunkt des ersten Interviews trotz getrennter Wohnungen täglich zusammen waren, haben beide in der Zeit zwischen den beiden Interviewterminen festgestellt, dass sie zu viel an sozialem Leben vernachlässigt haben, und ihr Zusammensein reduziert. Sie will sich keine Gedanken über die Dauer der Beziehung machen, sondern sie "genießen". In all ihren Beziehungen versucht sie, um die Qualität, darum, dass der Mann "innerlich erreichbar ist", zu kämpfen. Ihr Wunsch nach Nähe ist allerdings sehr ambivalent, wie ihre gleichzeitigen Strategien der Distanzierung zeigen. Ihren Traum von einer Beziehung beschreibt sie so:

Also **mein** Traum ist eigentlich so auch von gegenseitigem Respekt, Achtung, aneinander Denken, füreinander auch ein bisschen Denken, den andern ein bisschen zu schützen und zu stärken. Und des Ganze möglichst gegenseitig. Das ist wahrscheinlich zu hoch gedacht. (I: 37/20)

Dauerhaftigkeit erwartet sie nicht, kann sie sich gar nicht vorstellen. Dabei gibt sie aus ihrer Sicht nicht früh auf. Sie gehe aus Verliebtheit sehenden Auges bis zum bitteren Ende. Danach fühlt sie sich ausgebrannt und geht, ohne noch zu trauern.

Ich hab's immer des - **für mich** bis zum bitteren Ende und dann ... Und dann irgendwann mal, ja war's dann vorbei. Für mich. Aber es hat selten länger als 10 Tage gedauert, bis ich dann den nächsten am Hals hatte. Oder ich ja ich mich ihm an'n Hals geschmissen hab. Oder also ich wieder verliebt war. ... Toll! **Aufregend!** Also ich **kann** Ihnen alle meine längeren Beziehungen eh erzählen, wie die entstanden sind. Ja? (I: 54/9-33)

Kontinuität und Geborgenheit findet Susanne Ebenholz in politischen Gruppen. Sie hat sich in der Phase, als sich die Studentenbewegung in verschiedene Flügel - u.a. auch Spontis und undogmatische reformorientierte Gruppen - differenzierte, einer K-Gruppe angeschlossen. Diese Gruppen zeichneten sich durch feste Strukturen und disziplinierte Verbindlichkeit aus und boten ihren Mitgliedern Orientierung und ein hohes Maß an Zugehörigkeitsgefühl, was z.T. durch "fürsorgliche" Einmischung in persönliche Belange unterstützt wurde. Susanne ist auch neuen Partnern immer in einem solchen Gruppenzusammenhang begegnet. Da fühlt sie sich geschützt, kann aktiv auf einen Mann zugehen. Da vermischen sich politische Arbeit und Privates aufs Engste wie beispielsweise auch in der oben erwähnten Frauenfreundschaft. Ihre Arbeit in der K-Gruppe, später bei den GRÜNEN bzw. der AL, in der Gewerkschaft, in einem gesundheitspolitischen Arbeitskreis sind bis heute - zwar etwas reduziert aber immer noch - wichtiger Bestandteil ihres Lebens. Über ihre politische Entwicklung sagt sie:

Ich hatte **einen gesellschaftlichen** Traum ... ich wollte die Gesellschaft freier und frei von Vorurteil, von Unterdrückung - eh - wollt ich helfen zu gestalten. Ja und das versuch ich heute immer noch, natürlich unglaublich zurechtgestutzt durch Erfahrung. Mit mir und mit andern. Also - was ich selber eigentlich in der Lage bin zu tun. ... Ich wollte Revolution machen - ernsthaft, wirklich, ja? Also das wollt ich **wirklich**. Ich **wollte 'ne Revolution**. ... Ich **ah distanzieren mich nicht** von meinen Vorstellungen in der Jugend, sondern ich find sie nach wie vor richtig ... und ich versuche immer noch mit **den** Kräften, die ich zur Verfügung habe und genauso wie's mir jetzt Spaß macht, also nicht mehr über die Maßen und nicht mehr verkniffen, das zu verwirklichen. (I: 48/33-49/19)

Sie hat gelernt, dass "die meisten Menschen hier" sich wenig nach Veränderungen sehnen, und geht gelassener damit um.

Man kriegt ja nicht mal die Leute dazu, dass sie aufhören mit Autofahren, obwohl jeder weiß, dass es 'ne Klimakatastrophe gibt. (I: 49/9)

Sie selbst fährt Fahrrad, hat kein Auto.

3.1.5 Arbeit und Freizeit: so wenig getrennt wie Politik und Privatleben

Es ist nicht zufällig, dass Ausbildung und beruflicher Werdegang von Susanne Ebenholz bisher in der Rekonstruktion ihrer Lebensgeschichte fast ausgespart blieben. Die Mutter hindert sie an ihrem Wunsch zu studieren - das gleiche Studium, das ihr Vater im Nationalsozialismus aufgrund seiner jüdischen Abstammung nicht machen konnte. Ein Studium sei, weil sie doch heirate, herausgeschmissenes Geld. Nach dem Abitur macht Susanne 1967-1969 eine Ausbildung zur Bibliothekarin. Sie sagt zwar, dass sie damals leider noch nicht selbständig genug war, um sich unabhängig von der Mutter um ein Stipendium zu bemühen, das ihr zugestanden habe, zeigt aber anschließend keine Bemühungen, berufliche Verbesserungen oder Veränderungen zu erreichen. Ihre verschiedenen Arbeitsplätze bewertet sie nach ihrem sozialen Klima und nach den Möglichkeiten, sich politisch betätigen zu können.

Also - die Arbeit hier macht mir sehr, sehr großen Spaß. Das heißt: nicht die Arbeit. Die Arbeit find ich nach wie vor genauso bescheuert, wie vor 25 Jahren, völlig überflüssig. Gesellschaftlich. Aber ich genieße es, dass die Arbeit mich nicht so involviert, dass ich nicht abends noch für irgendetwas Kraft hätte, oder auch jetzt tagsüber dass - wie gesagt, ich bin ÖTV-Vertrauensfrau, da haben wir einmal im Monat - und jetzt machen wir's jetzt schon alle 14 Tage so'n Frauenversammlungen hier aus dem Bereich, diskutieren darüber. Ich kann wenn mal absolut nix zu tun ist, auch einen Roman lesen, ich kann zur Betriebsgruppe gehen, so ne? Also das kann ich alles schon in der Arbeitszeit machen. Also hab ich hier schon ganz viele soziale Kontakte. Also ich lebe hier. // hm // ... Ich bin hier nicht entfremdet, ich kenn hier die ganzen Leute, die **mag** ich auch, mit denen ich mich **gut** austauschen kann. (I: 45/27-46/8)

Diese Gelassenheit über die unproduktive Arbeit, ja, die Bereitschaft, dem erzwungenen Müßiggang positive Seiten abzugewinnen, hat sie erst nach und nach entwickelt.

Ich bin von ... zum ... gewechselt, weil mir die Forschungsarbeit zu blöde war. Die war so Jux und Dollerei, gesamtgesellschaftlich völlig überflüssig, teurer und auch - also seh ich auch heute noch so, was ich hier mache, ist genau dasselbe, aber inzwischen schätz ich die Ruhe. ((lachen beide)) Es ist wirklich eh - Geldverschwendung, was hier betrieben wird. Es nützt niemanden. (I: 13/36-14/7)

Heute arbeitet Susanne Ebenholz - ohne Berufsunterbrechung - an ihrem fünften Arbeitsplatz, wieder wie die vorausgegangenen eine Forschungseinrichtung. Die Wahl ihrer Arbeitsplätze - politische Betätigungsmöglichkeit, angenehmes soziales Klima, zeitliche Freiräume für ihre politischen und sozialen Interessen - entsprechen ihren Prioritätensetzungen in ihrem Leben und ihrem Bedürfnis, die unterschiedlichen Bereiche ihres Lebens wenig voneinander zu trennen. Sie entschädigen sie für die Unterforderung, die sie auch wahrnimmt. Sie freut sich auf ein Studium mit Beginn des Ruhestandes.

Susanne liest "pro Woche zwischen 300 und 1000 Seiten": Psychologisches, Frauenliteratur, Romane, wenig Fachliteratur. Lesen hat für sie zwei sehr unterschiedliche Funktionen: Zum einen ist es ihr ein wichtiges Medium zur Orientierung - es sei an ihre politische Bildung über Bücher und an die intensive Lektüre psychologischer und therapeutischer AutorInnen erinnert. Daneben kennt sie aber auch einen suchtartigen Charakter ihrer Lesewut, wie die Schilderung ihres "Selbstheilungsrituals" zeigt. Susanne pflegt freundschaftliche Kontakte mit Leuten aus den politischen Gruppen, aber auch mit Frauen, mit denen sie regelmäßig Sport treibt und die sie interessant

findet, weil sie ganz andere Standpunkte haben.

Abschließend soll das gegenwärtige Lebensgefühl von Susanne Ebenholz, von ihr selbst zusammengefasst, wiedergegeben werden:

Also Kummer hat jeder, und hab seither wirklich - Seitdem ich wieder in Berlin bin, **weiß** ich zu schätzen, was ich hier habe, ge - und ich genieß das, ungebrochen und, und kontinuierlich. Und es wird mir auch nicht mehr zu viel, ja? Und ich möchte es gar nicht anders haben. Und, ah, also ich bin mit Vielem so nicht einverstanden, bin ja noch so ein bisschen - Da arbeit ich ja immer noch politisch, weil ich leb **gern** alleine in meiner Zweizimmerwohnung. Mach mir das so, wie ich mir das jetzt so denke, hab **damit** überhaupt keine Probleme. Ich glaub, ich hätte eher Probleme, mit jemandem zusammen zu ziehen, neh? Also um die nötige Distanz oder so zu haben. (I: 14/35)

Zusammenfassung und Verallgemeinerung

Susanne Ebenholz repräsentiert den Typus einer Alleinlebenden, die seit ihrer Kindheit sich in den Phasen des Alleinseins sicher fühlte und für die heute Alleinleben eine Strategie zur Konfliktbewältigung bedeutet. Sie vermittelt ihrer Umwelt ein positives Lebensgefühl, obwohl sie gelegentliche Krisen erlebt, in denen sie sich mit erhöhtem Alkoholkonsum zurückzieht. Nach ihrer Einschätzung hat sie eine gute Balance von Nähe und Distanz zu ihrem Partner gefunden, mit dem sie in einer Beziehung bei getrennten Haushalten lebt. Ihre Kindheit ist gekennzeichnet durch Verlassenheitsgefühle, gewaltsames Verhalten der Mutter, das ihr Angst erzeugt, Parentifizierung und ein allgemeines Familienklima der Tabuisierungen. Im Alleinsein, dem Rückzug vor Bedrohung und Überforderung, holt sie sich Sicherheit und Stärke.

Durch das soziokulturelle Umfeld der achtundsechziger Protestbewegung (Propagierung von freier Sexualität bei Ablehnung von "sexuellen Besitzverhältnissen") werden ihre Erfahrung aus ihrer Herkunftsfamilie bestärkt, dass menschliche Bindungen unzuverlässig, Liebesbeziehungen und Sexualität aber ein wichtiger und erfreulicher Teil des Lebens sind; ihre Bewältigungsstrategie, Sicherheit nicht in verlässlichen Bindungen zu suchen, wird in diesem Umfeld begünstigt oder möglich gemacht. Sie lehnt - in Übereinstimmung mit dem Gedankengut der Achtundsechziger - eine Familiengründung bewusst für sich ab. Über die in der Studentenbewegung und ebenfalls in der Biographie von Susanne Ebenholz zentral wichtigen Themen Antifaschismus und Tabubruch kann sie sich ihrer Familiengeschichte teilweise nähern, bleibt aber in der abstrakten Thematisierung der Faschismusdebatte der Achtundsechziger gefangen. Sie wehrt dabei die Traumatisierungen der Eltern ab. Die Beziehungen zu ihren Eltern kann sie aber soweit klären, dass ihr, nachdem sich ihre enge Einbindung in das subkulturelle Milieu der Achtundsechziger gelockert hat und der Anspruch dieses Milieus, frei von Eifersucht Mehrfachbeziehungen zu leben und zu dulden, sie in eine Krise gebracht ist, eine größere Autonomie in der Gestaltung ihrer Partnerbeziehungen möglich wird. In ihren Partnerschaften geht sie weiterhin emotionaler Nähe aus dem Weg, hat aufgrund der unaufgelösten Tabus ihrer Familie kein Vertrauen in die Einfühlungsfähigkeit ihrer Partner entwickeln können. Diese Selbstbeschränkung erlaubt ihr oberflächlich unbeschwerte Partnerschaften, in denen sie die erotische Seite von Beziehungen leben kann, die aber letztlich keine neuen Erfahrungen zulassen und nicht von Dauer sein können. Die Biographin hat einen Weg gefunden, Sicherheit und Kontinuität in beständigem politischen Engagement zu finden, sozial gut eingebunden zu sein und Lebensfreude aus ihren Partnerbeziehungen und Freundschaften zu schöpfen.

3.2 Herbert Fest: "Ein Haus und eine Familie will ja jeder - ich habe es nicht erreicht."

Herbert Fest hat das Interview bereitwillig zugesagt. Er ist ein eher kräftiger Mann, der mir durch Kleidung und Bewegung, ohne vernachlässigt zu wirken, den Eindruck vermittelt, dass er sich vermutlich wenig wohl in seinem Körper fühlt und keinen großen Wert auf seine Erscheinung legt. Seine Wohnung zeigt dagegen, dass ihr Eigentümer Sorgfalt auf ihre Einrichtung verwendet hat. Lange Zeit vermeidet Herbert Fest jede Anschaulichkeit in seinem Bericht. Später beim Bandwechsel bietet er Kaffee und Kuchen an und gibt seinem Erstaunen Ausdruck, "dass ich Ihnen so viel von mir erzähle." Ich bekomme den Eindruck, dass das Eis gebrochen ist und er sich nun gerne mitteilt.

3.2.1 Aufwachsen in der Herkunftsfamilie: Leiden unter der Mutter und sportliche Behauptung

Herbert Fest wird 1946 als einziges Kind in einer Kleinstadt geboren und wächst dort in einem festgefühten, konservativ orientierten familialen und sozialen Umfeld auf. Sein Vater, der im Jahr vor dem Interview gestorben war, arbeitete als Angestellter in einem altindustriellen Betrieb, dem größten Arbeitgeber der Region, und war eng mit dieser traditionell orientierten Arbeitswelt verbunden. Dieser Betrieb, in dem der Vater "seit Kind auf" gearbeitet und sein 50jähriges Dienstjubiläum erlebt hat, bildete auch die soziale Welt der Familie. Die einzigen sozialen Kontakte der Eltern, an die der Sohn sich erinnern kann, bestanden aus organisierten Freizeitaktivitäten mit Werksangehörigen: Die Männer spielten Skat und ihre Frauen trafen sich zum Kaffeeklatsch. Zudem war der Vater, "wie die ganze Verwandtschaft väterlicherseits" sportbegeistert, aktiver Fußballer. Die Mutter ist Hausfrau. Der Biograph sagt über sie:

Der **strenge** Teil meiner Eltern war also die Mutter, die war **wahnsinnig** streng. ... Meine Mutter war also **hundertprozentig** autoritär, so richtig der alte Stil. (10/16-21)

Sie legt einerseits sehr großen Wert auf Anpassung an ihre Umgebung, was nicht nur durch ihre Teilnahme an den Kaffeekränzchen zum Ausdruck kommt.

Und was - da was ich besonders zu **leiden** hatte, des kann mer wirklich sag'n, zu leiden hatte, war also die: Tatsache, dass also die Meinung: der Leute das A und das O war.

Andererseits steht sie dieser Welt distanziert gegenüber, lehnt den Sport, über den Ehemann und Sohn integriert sind, ab, verlangt von ihrem Sohn mindestens gute Schulnoten und will ihn, allerdings ergebnislos, zum Studium zwingen. Der Sohn beschreibt die Mutter als einengend und brutal strafend. Die Konfliktthemen sind der Sport, die Ablehnung der Mutter aller Symbole einer jugendlichen Subkultur, Beteiligung des Jungen an Schlägereien mit Gleichaltrigen, die Schulleistungen.

Und ich hab halt **wahnsinnig** den Sport geliebt. **Schon** von der Schule her, damals war Leichtathletik, Fußball, was mer als Kind halt so betreibt. Später dann in der Oberschul' sind, sind dann Basketball, Volley-Ball, Tischtennis, solche Sachen dazu kommen. Auch noch Leichtathletik. Und dann (2) hab ich mich vereinsmäßig angeschlossen, und zwar hab ich dann aktiv Handball gespielt. ... Ich hab also dann sozusagen, sieben Tage in der Woche vom Sport (gelebt), komplette Woche. Training, Training... Und dieses - **Interesse**

oder diese ganze Sache ist also **hundertprozentig** von meiner Mutter torpediert worden. Des ist **jedes Wochenende** einen **Riesenkraich**, wenn wieder auswärts zum spielen hab weg müssen, oder sonst was. Und natürlich is mer dann mit die dreckigen Klamotten, mit die Dresses heimkomma. Damals hat mer des daheim noch alles selber waschen müssen. Dann hat's **des** wieder torpediert, net da - Also des war, so **lang** ich denken kann, war des ein **ewiger** Kampf. (12/31-13/10)

Schallplatten, die er von seinem Taschengeld kauft, vernichtet die Mutter.

"Da war also - bei **jeder Platte** war der Teufel los." (11/16) Und des war natürlich alles Negermusik. Des war ja klar, des war damals die Zeit von Rock'n Roll. Und Beatles, Beach Boys und Rolling Stones. Und des Zeug halt. ... Und wenn **sie** also - wenn i da g'spielt hab, (muss i -) und **sie** hat da ihren Rappel g'habt, oder irgendwas. Die hat also des nächste Drum packt und hat's auf die Stereoanlag drauf g'schmiss'n. Beziehungsweise auf den Plattenspieler. Und irgendwann war's halt kaputt. Hat's mal a Kissen packt und hat's **voller** Wut auf'n **spielenden Plattenspieler drauf g'haut**. War also die Platte im Eimer und der Tonarm war brocha. (12/5-20)

Eine neue Hose "mit Schlag" zerschneidet sie.

Ach, du grüne Neune. Die hat mir die neue kreuzweise über's Kreuz g'haut, die Hose, hat's packt, Nähmaschine nauf und hat's mir **so** z'samm g'schnitt'n. Und hat's a so g'näht. **Ich** natürlich ((lacht)) Rotz und Wasser g'heult. Also in **der** Beziehung des war a Katastrophe. Natürlich a Spießerdorf, wie's im Buch steht, und wenn man dann mit so was daher komma is oder was, oder **bloß a Jeans, a Blue-Jeans**, wo heut' Gang und Gäbe is. Ich hab mir amal erlaubt a Blue-Jeans zum hab'n. Ja. Kruuzitirk'n. ((lacht)) Da war was (geboten). (18/13)

Seine Aggressionen lässt Herbert Fest an Peers aus: Er wird ein bekannter Raufbold. In Schlägereien, auch mit älteren Jungen, kämpft er um seine Selbstachtung und kann sich beweisen, dass er nicht nur Opfer (der Schläge seiner Mutter) ist und dass er körperlich keine Angst im Kampf gegen Stärkere hat. Er erinnert sich an die Prügeleien:

Die Nachfolgen (von Schlägereien mit anderen Jungen, J.S.), also die waren immer **fürchterlich**. Wenn dann die Leute komma sind, die Eltern und haben sich beschwert oder sonst was. Oder meine Mutter hat das zu hören kriegt, dass da a Rauferei war oder was. Also die hat mich **verdroschen**, auf eine solche'ne Art. Des war brutal. Ich hab nur noch Striemen und Flecken und blaue Flecken gehabt überall. Des war **brutal**. (20/24-32)

Die Mutter erhofft sich, dass der Sohn studiert, obwohl der lieber "was Handwerkliches," z.B. Schreinerei lernen möchte.

Die hat ja **gmosert** bei **jedem** Zweier. Also und dann komm i **einmal**, bin i mit nem Dreier heim - ich weiß net ((lacht)) in Religion oder, des war in der Volksschul. **Mein Gott, war da der Teufel los**. ((lacht)) Da hab i also Schläg kriegt, dass das nimmer besser ganga ist. (17/18)

Der Sohn fühlt sich dem Vater nah. Außerhalb der elterlichen Wohnung

hab ich mich wahnsinnig gut (mit dem Vater, J.S.) unterhalten können später, wenn wir z.B. miteinander zum Frührschoppen gang'n ist. Ich mein, als Jugendlischer hat er mi mitg'nommen usw. **Da** haben wir uns lange unterhalten könnä über d'Situation, über Zukunft, Schule, Beruf usw. Aber wenn's dann in den eigenen vier Wänden wieder war, dann war mit dem Ganzen wieder nix mehr los. (15/16)

Beide teilen auch die sportlichen Interessen.

Er war dafür. Aber er hat mi in solchen Situationen nicht unterstützt. Ja. Ich hab also nur des Einverständnis g'habt sonst nichts. (19/31)

In Konfliktsituationen entzieht sich der Vater, verlässt den Raum oder das Haus. Er habe vor der Mutter das Handtuch geworfen.

Ich werfe ihm Feigheit vor dem Feinde vor. (19/25)

Vieles deutet darauf hin, dass die Ehe der Eltern nicht nur lieblos war, sondern dass auch ihre Vorstellungen von einem wünschenswerten Leben auseinander gingen und dass sie zudem keine Möglichkeiten hatten, Differenzen und Konflikte anders zu begegnen als durch Ausweichen oder gewaltsames körperliches Ausagieren. In der Ehe der Eltern habe es "hie und da ganz gewaltig gescheppert." In dieser Familienkonstellation ist es nahe liegend, dass der Sport für den Biographen eine hohe Bedeutung bekommt: Der entscheidet sich mit ihm für die Welt des geliebten Vaters, und zudem bietet der Sportverein eine Gegenwelt zur unerfreulichen Häuslichkeit und zur Mutter.

Im Verein, da hab ich mich **unwahrscheinlich** wohl g'füht. Also da bin i ja **daheim g'wesen** sozusagen, gel? (Oder) damals war Bomben-Kameradschaft und alles. Also des hat mir **unwahrscheinlich** viel Spaß g'macht. (14/8)

Das extensive Trainieren und Stählen des Körpers und seine "Rauflust" helfen Herbert Fest auf doppelte Weise, mit den körperlichen Misshandlungen durch die Mutter umzugehen. Diese sind nicht nur schmerzhaft gewesen, sondern er muss sie auch als demütigend erlebt haben. Er beschreibt eine übliche Prügelaktion seiner Mutter:

Die hat also des nächstbeste Drum g'nomma, meistens war's a Kleiderbügel oder Kochlöffel. Und dann ist des Trommeln drauf einganga bis des Ding abbroch'n ist und dann hat mer's nächste g'holt und hat weiter g'macht. Bloß blind drauf eing'schlag'n. Ich bin halt irgendwie in 'ner Ecke gekauert, Händ' über'n Kopf z'samm. Und dann (alles) niederprasselt. Die als - die is' also schier ausg'flippt dabei. Bei jeder Kleinigkeit. (17/28-35)

Er erlebt die Aggression seiner Mutter so überwältigend, dass er sich nicht einmal symbolisch wehren, seinen Zorn zeigen kann, sich nur defensiv zusammenkauert. Wie empfindlich diese häusliche Situation sein Selbstwertgefühl bedroht, wird u.a. deutlich, wenn er von zwei Lehrern, zwei "antiautoritären Persönlichkeiten" erzählt, die ihm die Chance gegeben hätten, "selbstwertig zu sein." "Des war ne Ausnahme und des hat mer so positiv **empfunden**." (47/5) Er hat sich "die Werke an die mer uns ran g'führt hat, im wahrsten Sinne des Wortes" später "alle samt und sonders zug'legt" und bis heute aufgehoben. Er erzählt seitenlang von dieser Musik.

Seine Aggressionen lässt er an Jungen aus, bei ihnen beweist er Mut. Auf diesem Weg kann er sich, wie auch mit seinen sportlichen Leistungen, Achtung verschaffen.

Ich hab halt a bissl so, a aggressive Ader g'habt. Kann mer net sag'n. A **rauflustige Ader**. Ich hab also sehr viel gerauft dann. ... Mit Gleichaltrigen. Oder Älteren. Oder Älteren ja also. Die, wo einen gängeln wollten oder irgendwas. Da bin i sehr aggressiv worden. (20/3-12) ((Er erinnert sich an Prügeleien)) wo i selber ganz böse eingesteckt hab. Angst hab i ja keine g'habt. (20/24)

Auch auf diese Weise kämpft er indirekt wieder mit der Mutter, weil er von ihr, da die Eltern der verprügelten Jungen sich beschwerten, nach solchen Raufereien so brutal geschlagen wird, dass er diese "Nachspiele" in schlimmerer Erinnerung hat als die Raufereien.

Eine weitere biographische Bedeutung hat der exzessive Sport für Herbert Fest. Er berichtet erst gegen Ende des Interviews, nur im Blick auf seine Gegenwarts- und Zukunftsperspektive, von einer *lebenslänglichen Krankheitsgeschichte*.

Ich hab also schon im Krankenhaus ang'fangt, also net bloß ((lacht)) von Geburt her, sondern wirklich mit ernsthaften Sachen. (68/32) -,
Ich hab scho 14 Operationen hinter mir und allen Tod und Teufel immer wieder was anderes. Und einiges in Aussicht, also sichere Sachen, wo noch kommen. ... Da wird mer au unzufrieden und mer hadert a bissl mit'm Schicksal. (68/14-19)

Auf die Frage der Interviewerin, ob dies seine Kindheit beeinflusst habe, er Dinge nicht machen konnte, lehnt er die Verknüpfung der Themen Kindheit und Krankheiten ab und normalisiert seine Krankengeschichte:

Nein, nein. In keinster Weise. Ich hab Ihnen ja g'sagt, wie sportlich aktiv ich war. (69/10)

Nun können wir noch besser verstehen, warum das leidenschaftliche Training für diesen Jungen, der in seiner körperlichen Entwicklung immer wieder zurückgeworfen wurde, so wichtig war, warum sein ganzes Interesse darauf ausgerichtet war, sich körperlich zu beweisen.

Aber warum versucht er heute, seine Krankheiten aus seiner Kindheit auszublenden? Wir können vermuten, dass längere Krankenhausaufenthalte die Beziehung zwischen Mutter und Sohn zusätzlich belastet haben und dass er im Zusammenhang mit seinen Krankheiten besonders schmerzlich die Missachtung seiner körperlich-seelischen Bedürfnisse durch die Mutter erlebt hat. So bemüht er sich, diese traumatischen Erlebnisse "wegzustecken", wie er sich selbst ausdrückt, und löst seine Krankengeschichte, die akut sein heutiges Leben belastet, aus dem Kontext seiner Kindheit heraus, thematisiert sie ausschließlich als Vorgeschichte seiner aktuellen Einschränkungen. Ein Widerspruch in ihrer Thematisierung führt uns aber auf eine Spur, dass seine Krankengeschichte darüber hinaus ein heikles Thema für den Biographen ist. Er spricht im Zusammenhang mit seinen Krankheiten von erblichen Belastungen, was aber seine konkreten Äußerungen zu den Krankheiten unwahrscheinlich machen.

Ich hab' a wahnsinnig schlechtes Erbgut mitbekommen von zu Hause. Was sich im Nachhinein jetzt rausgestellt hat durch die Ärzte. Nachkriegszeit halt ... Es gibt halt **nichts**, was da im weiten Umkreis der Verwandtschaft, was da so auftaucht, was sich bei mir net niederschlagen würde. Ich hab also so - mir kommt's manchmal vor - so alles ((lacht))

eing'sammelt, was nur grad geht.

Ja, gut, des waren ja auch Sachen, die - die sind absolut normal. Ob mer jetzt da mal a - an Fuß bricht, oder ob mer an Blinddarm rauskriegt oder sonst was. Des is normal. Net? Wenn mer sagt, mer hat (Interviewerin: Hm) drei Leistenbrüche hintereinander, des is natürlich wieder a andere Situation. (68/35-69/6)

Vermutlich hat der Sohn die Deutung seiner Eltern oder seiner Mutter übernommen, wenn er für seine gesundheitlichen Probleme Erbfaktoren anführt. Was die Hintergründe für diese "Familientheorie" des schlechten Erbgutes sind, kann anhand des Interviews nicht geklärt werden. Dagegen liegt die Frage nahe, ob die vom Biographen und wahrscheinlich seiner Mutter unterstellte erbliche Belastung im Zusammenhang steht mit der aggressiven Zurückweisung, mit der die Mutter ihrem Sohn begegnet. Es ist möglich, dass die Mutter sich mit der nazistischen Ideologie "unwerten Lebens" identifizierte und ihren Sohn vor diesem Hintergrund ablehnte. Diese Auslegung würde auch erklären, warum sich das Paar auf ein Kind beschränkte, eine ungewöhnliche Familienplanung in diesem konservativ katholischen sozialen Milieu, zumal der Lebensentwurf der Mutter - Haushaltsschule und keine Erwerbstätigkeit - ganz auf eine Familie ausgerichtet war. Auch andere Hinweise auf die Mutter stützen die These, dass sie offen war für die Übernahme nazistischer Ideologie, so ihre aggressive Ablehnung von "Negermusik".

Wenn die Deutung zutrifft, dass die Mutter bei ihrem Sohn "schlechte Erbanlagen" vermutete und ihn deshalb gefühlsmäßig nicht annehmen konnte, bzw. ihre Abneigung sich selbst vor diesem Hintergrund verständlich machte, dann musste sie ihre Ablehnung des Kindes vor sich selbst oder zumindest der Familie gegenüber verbergen. Sie leitete sie dann um in ein aggressives, die selbstverständlichen Lebensäußerungen des Kindes verbotendes Verhalten. Der Sohn muss solange seine (vermeintlichen oder realen) Erbkrankheiten aus dem Kontext seiner Kindheit und vor allem seiner Beziehung zur Mutter heraushalten, bis er sich von der Mutter so weit gelöst hat, dass er ein eigenes Selbstwertgefühl entwickeln kann. Dies ist ihm aber bisher nicht gelungen. Er deutet heute die Gewalt seiner Mutter gegen ihn als überzogene Erziehungsmaßnahme, sagt aus der Erwachsenenperspektive:

Ich war natürlich **kein** Musterkind, des is ganz klar. Des hat natürlich auch gewisse Aggressionen g'weckt dann mit der Zeit, des is klar. Und ich war wirklich koa Musterkind. Des stimmt. Aber wenn man des, auf die damalige Zeit bezieht, für heute, also is ja harmlos, gelt. (10/31-36)

Seine Bemühungen, das Thema Krankheiten für seine Kindheit auszublenden, finden auch darin ihren Ausdruck, dass er seine Kindheit als einen ungegliederten Zustand ohne einzelne Ereignisse darstellt (ausgenommen die Zerstörung des Plattenspielers durch seine Mutter). Er durfte nicht ins Erzählen seiner Kindheit kommen, durfte sich nicht verfangen in Erzählungen, die zu seinen Krankheiten und den damit verbundenen Operationen hätten führen können. Denn diese waren mit Sicherheit beeindruckende und einschneidende Erlebnisse für das Kind, waren sie doch mit Krankenhausaufenthalten und Trennungen von den Eltern verbunden. Jetzt wird verständlich, warum er seine Erzählung mit der Präambel beginnt:

Was no da is, des is sehr lückenhaft, des Ganze. Des muss i scho sagen, des is wie durch'n Sieb durch. (1/19)

Die Ausblendung der Krankheiten und Krankenhausaufenthalte löscht mehr aus; sie zerstört ihm

eine Phase seiner erinnerten Lebensgeschichte, nimmt ihr die zeitliche Struktur.

Fassen wir zentrale Erfahrungen zusammen, die Herbert Fest in seiner Kindheit und frühen Jugend gemacht hat.

- *Extensiver Sport in Vereinen* wird zum einzigen Mittelpunkt seines Interesses, weil er auf diese Weise seine zentralen Lebensprobleme zu lösen versucht.
- Seine Mutter lehnt ihn auf aggressive und demütigende Weise ab, wobei körperliche, angeblich vererbte Beeinträchtigungen möglicherweise eine uneingestandene Bedeutung haben. Er versucht, seine körperliche Gefährdung durch Wettkampfsport zu überwinden. *Er bleibt auf diese Weise gefangen in einer Überbewertung eines sportlichen, gesunden Körpers, versperrt sich aber selbst den Zugang zu den Bedürfnissen seines Körpers, lernt nicht, achtsam mit ihm umzugehen.*
- *Er findet über den Sport soziale Kontakte in der Peergruppe.* Die Sportvereine ermöglichen ihm die *Flucht aus dem Elternhaus* und geben ihm ein *Heimatgefühl*.
- Über Angriffsbereitschaft und Mut in *Schlägereien* mit Peers leitet er Aggressionen, die der Mutter gelten, ab und kann sich gleichzeitig *Respekt* verschaffen *als Kompensation für sein beschädigtes Selbstwertgefühl*, macht sich aber durch seine "Rauflust" als Person unbeliebt, verstärkt die häusliche Erfahrung, nicht um seiner selbst Willen angenommen zu sein.
- Weder in seinem Elternhaus noch unter Gleichaltrigen hat er Lernerfahrungen machen können, Konflikte auszuhandeln. *Flucht oder aggressives körperliches Ausagieren sind die vorherrschenden Verhaltensmuster geblieben, die er für Konfliktsituationen kennen gelernt hat.*

3.2.2 Studentenzeit: Es war keine schöne Zeit

1968 zieht Herbert Fest in eine Großstadt, nicht weit von seinem Heimatstädtchen entfernt, um an einer technischen Fachhochschule zu studieren. Er setzt seinen Auszug gegen die Eltern durch. Während der Semesterferien wohnt er aber bei seinen Eltern, um das begonnene 2,5jährige Praktikum zu beenden. Ein Teil seines Studiums wird von den Eltern finanziert, zusätzlich arbeitet er in einem Ingenieurbüro. Zunächst zieht er mit einem Freund aus seinem Heimatort zu dessen Großmutter, anschließend in ein kirchliches Heim. Im Wohnheim hält er mehrere Jahre in einem Vierbettzimmer aus, später in einem Doppelzimmer. Diesen Wechsel in eine schwer erträgliche Wohnsituation macht er, nachdem er seiner Wirtin Lebensmitteldiebstähle vorgeworfen hat.

Zu dieser Zeit war die Studentenbewegung im vollen Gang. Sie beherrschte ebenso an den Hochschulen dieser Stadt den Ausbildungsbetrieb wie das subkulturelle Leben der Studenten und war unübersehbar im städtischen Leben. Herbert Fest verliert kein Wort darüber. Er spricht ausschließlich über die schlimmen Wohnverhältnisse - "a Loch, wie'n Kanonenofen" - und über eingeschränkte Konsummöglichkeiten - "und nix gehabt, als die Monatskarte von der Trambahn". Bei seinen Versuchen, sein Alltagsleben zu verbessern, verlässt er nicht eine vertraute, "geschützte" Umgebung - zunächst zusammen mit dem alten Schulfreund bei dessen Verwandter und dann in einem kirchlichen Heim, in dem er sich von einem Vierbett- in ein Doppelzimmer

"hochdienen" muss. Neugierde, Lust auf Neues, Protest gegen die Eltern(generation) und gegen Bevormundung bleiben ihm fremd. Er erwähnt keinen sozialen Kontakt außer dem Freund aus seinem Heimatdorf. Seine Forderungen haben nur die Konsummöglichkeiten seiner Altersgenosse, die nicht studieren und im Erwerbsleben stehen, zum Maßstab, obwohl er für studentische Verhältnisse einen relativ hohen Lebensstandard gehabt haben muss. Erinnern wir uns: In seiner frühen Jugend kaufte er von seinem Taschengeld die Symbole, die ihn mit seiner Peer-group verbanden und die ihm die Mutter zu verbieten versuchte.

Dass er kein Abitur machen wollte, begründete er mit Konsumwünschen, wobei die Peers sein Maßstab sind.

Ich wollt in'n Beruf und Geld verdienen. Ich wollt' in 'n Beruf und Geld verdiena und wollt da mir a bissl was leisten könnn. Und auf eigne Füß' stehn. Wie **andre** auch. **Die** haben **Geld g'habt, die haben Motorräder g'habt**, die haben teilweise schon die ersten scho - es erste Auto g'habt oder was, gelt? Und ich immer noch mit meinem **Fahrrad**. In hohem Alter noch. Ja. Nix anders kennt als Fahrrad. Und da ist natürlich der Wunsch natürlich da, wenn ich's schon net krieg, dann möchtest es dir selber wenigstens leisten können. Also Geld muss her. (21/24)

Auch jetzt während seines Studiums in der Stadt erreichen ihn keine neuen Orientierungen, bleibt die Welt der jungen Erwachsenen seines Heimatortes sein Bezugspunkt. Er weiß aus seiner Studienzeit nur Unangenehmes zu berichten.

Wo manche vom Studium träuma, i muss sag'n, i bin **froh**, dass's **weg** is. So **schön** war des au net. (5/8)

Wir können vermuten, dass Herbert Fest die Werte der 68er nicht aktiv ablehnte, sich mit ihnen überhaupt nicht auseinandersetzte, weil er mit ihnen gar nicht in Berührung kam. Dafür spricht zum einen, dass er weiterhin die Nähe zu seiner ihm vertrauten sozialen Welt aufrecht erhielt und suchte (Praktikum in seinem Heimatort, Heimfahrten am Wochenende, einziger Freund und einzige Freundin (s.u.) aus seinem Heimatort, Wohnsituation). Und dafür spricht, dass er, wenn er über diese Zeit spricht, mit keinem Wort das soziale Klima während der Studentenbewegung, das damals verbreitete Lebensgefühl von Aufbruch, Protest, Experimenten anspricht, das im starken Kontrast stand zu seinem bisherigen Erfahrungen. Er hat gegen seine Eltern durchgesetzt, in die Stadt zu ziehen, weil er es zu Hause nicht mehr aushielt, aber *er hat sich nicht innerlich lösen, die Werte relativieren und kaum neue Erfahrungen machen können.*

3.2.3 Scheitern der Ehe: Meine falsche Wahl

Auf seinem Abschiedsfest in seinem Heimatort ist Herbert Fest einem Mädchen näher gekommen, mit dem er kurz vor dem Examen zusammenzieht; sie kennen sich zu dem Zeitpunkt seit 6 Jahren. Bald nach seiner Prüfung heiraten sie. Der Ehealltag ist ein Drama. Sie will sich (noch) nicht durch ein Kind binden:

Und da hat's natürlich laufend **g'scheppert**. (26/37)

Sie will die Wohnung aufräumen, wenn er eine Sportsendung im Fernsehen sehen möchte:

Da hat's also öfter g'funk't. (28/19)

Er möchte am Sonntag ins Sportstadion, sie hat etwas anderes vor:

Ja also, da hat's auch g'scheppert. (28/25)

Sie bespricht ihre Eheprobleme am Telefon mit ihren Eltern:

Und wenn's halt dann wieder mal sehr extrem war oder was, dann mei, na hat sie's schon alle Mittel rauskehrt, was ganga is. Hat sie sich halt ins Bad nei g'hockt am Boden, alle Tablettenröhr'l um sich, und hat so getan, als ob sie Tabletten schluckt und so'n Zeug, also ((lacht)) des war - des war **Wahnsinn**. (32/5-11)

Die Vermutung liegt nahe, dass körperliche Gewaltanwendung sein Mittel auch in den ehelichen Auseinandersetzungen bleibt. Etwa 3 Jahre später wird er von ihrer Scheidungsabsicht überrascht. Seine Theorie für das Scheitern der Ehe ist, dass er eine falsche Wahl getroffen hat. Er hat - bis heute unverändert - sehr genaue und feste Vorstellungen über das zentrale Ziel seiner Lebensplanung und fühlt sich getäuscht, als er erkennen muss, dass seine Ehefrau diese nicht teilt.

Eigener Grund und Boden, eignes Haus, eigne Familie. Das große Ziel, was jeder Mensch hat in seinem Leben. (56/7)

Ich hab' also den großen Wunsch g'habt, eh, Kinder zu haben. Des war mei **großer** Wunsch. Und **des** hat sie strikt abgelehnt. Des hat's mir aber vorher net g'sagt. Sie wollt' also keine Kinder, zu mindestens net jetzt, **später** vielleicht amal. Sie wollt' des Leben genießen und net ang'hängt sei. Und da hat's natürlich laufend **g'scheppert**. (5) Des war also, muss i sagn, a **Riesenenttäuschung**. Weil des sollt' eigentlich - war für mich eigentlich verständlich, dass mer auch - da hat mer früher zwar scho redet drüber, oder - aber net **groß** diskutiert oder so. Des hab' i eigentlich in meinem jugendlichen Leichtsinn eigentlich ((lacht)) als selbstverständlich ang'sehn. Gelt? Dass mer a **Familie** gründet. (26/32-27/8)

Diese für ihn unhinterfragbare Selbstverständlichkeit drückt er in verschiedenen Zusammenhängen aus. Er hat vermutlich vor allem die Institution Ehe gesucht und dabei wenig Interesse an der Person seiner Frau gehabt. Das wird nicht nur darin deutlich, wie wenig er die Lebensvorstellungen und -gewohnheiten seiner Partnerin kennt, mit der er vor der Heirat immerhin bereits seit 6,5 Jahren liiert war, sondern auch an verschiedenen Stellen seiner Darstellung, so z.B. als er auf Nachfragen, was ihm an der *Frau* besonders gefallen habe, was die Anziehung zwischen ihnen ausmache, nur über seine enttäuschten Erwartungen in die *Ehe* und in das *Familienleben* spricht. Er klagt über das Desinteresse seiner geschiedenen Frau an der Hausarbeit:

((Seufzt)) Ich hab also erwartet g'habt, dass i also jemanden ja "find" ist schlecht g'sagt, dass ich jemanden hab oder dass jemand **da ist**. Der a a bissele Interesse zeigt. Fürs Hauswesen, für zu Hause u.s.w. ... Sie hat also immer Angst g'habt, ihr kommt was aus im Leben. Sie wollt' also nix versäumen. Und bloß jetzt in 'd Arbeit gehen und daheim den Haushalt machen, also da war absolut nix drin. Bloß des hab i vorher net g'wusst. (25/32-26/12)

Er kommt sich böse getäuscht vor. Seine Lebensvorstellungen sind eng an die seiner Eltern und

seines sozialen Herkunftsmilieus, aus dem er auch seine Ehefrau gewählt hat, geknüpft. Es bestätigt sich nicht nur, dass er von den Werten der 68er unberührt geblieben ist, er kann sich grundsätzlich nicht vorstellen, dass es unterschiedliche Lebensvorstellungen gibt, nimmt Verschiedenheit nicht wahr. So bleiben seine Bemühungen um ein besseres Leben

Des gemütliche Heim oder **des**, was i mer eigentlich vorg'stellt hab, so als Ersatz: oder als Entschädigung für **des**, was i früher's net g'habt hab. (30/17)

darauf beschränkt, eine Familie in den altvertrauten Mustern mit einer hohen Undurchlässigkeit nach außen und einer strengen Rollenaufteilung nach innen zu suchen. Seine Erwartungen stellt er auch nach dem Scheitern nicht in Frage, lastet das Misslingen seiner "unvorsichtigen Wahl" an und seinen mangelnden Erfahrungen. Letzteres trifft sicherlich zu; denn er hat in der geschlossenen Welt seines Elternhauses keine Erfahrung machen können mit einem achtungsvollen Umgang mit Differenzen. Und er hat keine sozialen Erfahrungen mit Frauen (außer seiner rigiden Mutter) und Mädchen gemacht, ausschließlich in einer wettkampforientierten männlichen Welt seine Jugend verbracht. Aber die Wahrnehmung seiner mangelnden Erfahrungen macht er m. E. erst im Zusammenhang späterer Ereignisse. Darauf komme ich noch.

3.2.4 Leben in der Kleinstadt: Seitdem sitze ich in der Provinz fest

Nach der Scheidung beschließt Herbert Fest, von der Privatwirtschaft in den Staatsdienst zu gehen, "weil ich eigentlich des ganze Vagabunden- und Zigeunerleben satt g'habt hab." Er sucht geregelte Arbeitszeiten ohne Außendienst. Ihm wird eine Stelle in der Provinz angeboten, in der Stadt werde vorläufig für ihn keine Stelle frei, da in dieser Behörde ausgebildete Bewerber warteten. Er sagt zu, obwohl es ihm "im Magen gelegen" habe, "in so ein Nest" zu gehen, u.a. auch weil das Leben in der Provinz billiger sei als in der Großstadt. In seiner kurzen Hauptpräsentation erzählt er lebhaft, dass er bei Bewerbungen benachteiligt gewesen sei, weil die "Eigengewächse" bevorzugt worden seien. *Er erlebt sich, wie in vielen anderen Kontexten, als Benachteiligter, als Opfer.* Er schließt seine Hauptpräsentation:

Und dann hab i also damals meine Koffer **gepackt**, nach reiflicher Überlegung, und bin also hier in die Provinz gegangen und seitdem sitz ich also hier fest. ((lacht)) Sozusagen. Ne. Des wär also im Großen und Ganzen. (5) Ja. Im **Groben wär's** ungefähr so gelaufen. (2/32-35)

Er ist zum Zeitpunkt seiner Übersiedlung in die Provinz erst 30 Jahre alt und betrachtet sein Leben bereits als abgeschlossen - und verfehlt. Er ist ohne Partnerin und will "von Frauen nichts mehr wissen." Sein Beruf interessiert ihn offensichtlich wenig; das Einzige, was er über seine Arbeit sagt, ist sein Bemühen, abends so schnell wie möglich den Arbeitsplatz zu verlassen. Neue Kontakte findet er lange Zeit nicht. Seine neuen Landsleute sind für ihn "eine eigene Rasse;" denn er kann mit ihnen

doch net **so** zurechtkomma, ((lacht)) wie man's eigentlich g'wohnt ist. Des is a ganz andre Mentalität. (7/9)

Die ersten eineinhalb Jahre in der Provinz erlebt er entsprechend als "fürchterlich". Seine Bemühungen, sein Leben erträglicher zu gestalten, sind rückwärts gewandt: Er fährt "ausnahmslos" jedes Wochenende in die Stadt zu Sport, Theater und Konzerten.

Sein Alltagsleben nimmt eine Wende, als er in einer Kneipe angesprochen und überredet wird, in einen Kegelerverein zu kommen. Er übernimmt den Vorsitz des Vereins und bringt 13 Jahre lang seine gesamte Freizeitenergie in das Vereinsleben ein, beteiligt sich an Turnieren, macht gemeinsame Auslandsreisen. Er bezeichnet diese Zeit als die schönste in seinem ganzen Leben. Er hat wieder eine Möglichkeit gefunden, über sportliche Aktivitäten und Vereinsleben soziale Kontakte zu finden. Drei Jahre ehe er den Verein verlässt, verliebt er sich in eine Kegelpartnerin. Bleiben wir aber noch beim Kegeln: Wieder holt ihn sein Körper ein: Ein Bandscheibenvorfall und zwei anschließende Operationen verbieten ihm, diesen Sport weiter auszuüben. Schlagartig verliert er alle sozialen Bezüge und "hadert" wegen seines kranken Körpers "mit dem Schicksal", ist "frustriert" und "sauer". Er hat wieder seine soziale Einbindung ausschließlich über sportliche Aktivitäten hergestellt, fühlt sich im Verein angenommen und wohl. Der Preis für diese einseitige Strategie über den leistungsfähigen Körper ist hoch, denn ein gesundheitlicher Rückschlag muss alles, was ihm wichtig ist - Kegeln "des is Kontakt, des Gesellschaft, des is ja Leben und so weiter." - bedrohen. Die folgende Erzählung über seinen dramatischen Versuch, seine sozialen Kontakte nicht durch den beschädigten Rücken tangieren zu lassen, enthüllt sowohl seine Angst um den Verlust von Zuwendung als Folge des körperlichen Gebrechens, als auch, wie er gegen seinen Körper kämpft, wie feindselig er mit ihm umgeht. Er hat einen schlimmen Hexenschuss mit einer Spritze behandeln lassen.

Und dann 's Wochenende drauf, hab i dann die große Reise angetreten. Hab dann im Flugzeug dann, war n' Glück, **anscheinend's** da den Bandscheibenvorfall, den Einbruch g'habt, den richtigen. Das heißt also, ich bin dann am Zielort aus 'm Flugzeug raus und ab den Ischiasnerv eingeklemmt g'habt und den hab i dann vier Wochen durch'n Dschungel zog'n. Des war a so a Expeditionsreise. Strapaziöser wie mer sich's net vorstellen kann. **Wahnsinnig tolle** Reise. ... Hab also vier Wochen da mit'm einklemmten Ischiasnerv durch die Gegend gezogen. ... Große Zeh, der Fuß, Ferse, Wade rauf bis zum Knie alles taub, alles **tot**. Ne? (Interviewerin: Aber weitergemacht?) Aber **weitergemacht**. War die Stimmungskanone von der ganzen Urlaubsgruppe. Ich hab' also nicht **einen Einzigen** nur eine Minute drunter leiden lassen oder irgend jemand da sein Urlaubsvergnügen mir inklusive da, verdorben. (45/25-46/8)

Herbert Fest hat sehr früh in seinem Leben ein Problemlösungsmuster entwickelt, um Selbstachtung und soziale Anerkennung unter Altersgenossen zu erreichen, das darauf basiert, seine körperlichen Schwächen mit extremem Zwang zu überwinden. Die Erfahrung, dass es ihm in einer "fürchterlichen" Lebensphase wieder gelingt, sich über den Sport zu integrieren und seinem Leben eine positive Wende ("die schönste Zeit in meinem Leben") zu geben, und dass er keine anderen Handlungsmöglichkeiten sah, sein freudloses Leben zu ändern, hat dazu beigetragen, dass diese früh erprobte körperbezogene Bewältigungsstrategie ihre hervorragende Bedeutung für ihn im Erwachsenenalter behält. Er muss weiter gegen seinen Körper kämpfen, kann ein Gebrechen, und sei es eine akute Beeinträchtigung, nicht annehmen. So verwehrt er sich selbst Schutz und Heilung, wie seine Mutter sie ihm damals vorenthalten hat.

Heute hat er sich aus dem Vereinsleben und damit aus seinem sozialen Umfeld zurückgezogen, weil er nicht mehr in der Lage ist, sportliche Leistungen einzusetzen, um dazuzugehören, wie er es früh gelernt hat. Andere Wege, soziale Beziehungen zu finden und zu leben, hat er nicht gefunden. Den Eindruck, den seine äußere Erscheinung mir vermittelte - ein kräftiger Mann, der keinen Wert auf sein körperliches Erscheinungsbild zu legen scheint und sich vermutlich wenig wohl in seinem Körper fühlt -, drückt vermutlich diese Resignation, die so eng an sein Körpererleben geknüpft ist, aus.

3.2.5 Beziehung mit einer allein erziehenden Mutter: Warum sie nicht gelingen konnte

Nach seiner Scheidung will er zunächst "nichts mehr von einer Frau wissen." Nach elf Jahren "vollkommen allein" beginnt er mit 41 Jahren eine Beziehung mit einer Frau aus dem Kegelerverein, mit der er seit Jahren regelmäßig nach jedem Kegelerabend noch eine Verlängerung "hingelegt" hat, d.h. sie haben noch zu zweit gegeneinander gespielt. Sie lebt in Trennung und hat eine Tochter im Schulalter. Diese Frau stammt aus kleinbäuerlichen Verhältnissen und lebt in enger Nähe zu ihrer Herkunftsfamilie. Ihn fasziniert an ihr, dass sie das "krasse Gegenteil" von seiner geschiedenen Frau ist, ein "burschikoses Wesen" und eine zupackende Art hat. "Sie hat also (2) **niemanden** braucht." (35/29) Er hat die Hoffnung auf eine eigene Familie nicht aufgeben.

Und da hab i mir a wieder **unbedingt eingebildet** mit aller Gewalt, des **kann** was werden. Des geht! Is halt an sehr vielen Dingen gescheitert. (34/7)
Des war mal so a Andeutung oder a Ahnung von einem Familienleben. ... Ja. Ich war also sehr häufig dann die Wochenenden dort'n. ... Wenn sie auch sehr - das Wochenende auch gearbeitet hat, war i halt mit der Tochter allein und hab mit ihr g'spielt, aufpasst, wo's - was i alles - Aber i hab a bissle schon des G'fühl g'habt, wie's ausschauen **könnte**, oder wie des sein **könnte**, wenn man a Familie hat oder was, gelt? (40/30-37)

Mit sehr viel Engagement versucht er seine Vorstellungen von einer glücklichen Familie herzustellen, und hat immer noch sehr genaue Vorstellungen, wie ein Familienleben sein muss. Er versucht vergeblich, dass seine Partnerin ihre Putzstellen aufgibt und dass sie nicht mehr am Wochenende in Kneipen bedient. Noch konflikträchtiger ist, dass er sich in die Erziehung der Tochter einmischt, mit Selbstverständlichkeit die Vaterrolle zu übernehmen versucht. Er hat damit nicht nur den "klassischen" Fehler von neu zusammengesetzten Familien gemacht, eine Stiefelternrolle ausüben zu wollen, ehe eine neue Familie zusammengewachsen ist. Er verstärkt zudem die geschlossene Abwehr von der Tochter und der Mutter, weil er seinen kulturellen Lebensstil durchsetzen will, den bäuerlichen Lebensstil von Mutter und Tochter abwertet. Auch noch aus seiner heutigen Sicht hat er das im Interesse der Tochter getan, wollte ihr Lebenshilfe mitgeben.

Und ich hab alles getan, was nur grad - was mer machen kann und was ich aus meiner Unerfahrenheit heraus ((lacht)) als Familienvater - was mer tun kann. ... Bloß hab i dann halt später dann, s' war auch a Fehler von mir, versucht, in Sachen einzugreifen, was mir net g'fallen haben. Also des heißt a so - so - a bissele natürlich die Erziehung oder in Dings einzugreifen ... Es war **nur, nur ausschließlich** in Sachen, wo man eigentlich sag'n kann, also des und des sollte **nicht** sein. Zum Beispiel **wahnsinnig** schlechte Tischmanieren. Mei mei Gott, was hilft des, wenn i da dort flack wie a Bauer' und dann frisst und schmatzt. ... Und in solche Sachen z.B. wollt' i eingreifen und sagen "Menschen du, jetzt setz dich amal anständig hin und iss amal, **net wie a Bauer**, oder ein Schwein, sondern **wie a Mensch**. (41/5-30)

Sein geringes Gespür für unterschiedliche Lebensstile wurde schon angemerkt, wird immer wieder in seinem Leben deutlich. Wie verletzend seine Assoziationskette "nicht Bauer oder Schwein, sondern Mensch" für Mutter und Tochter sein müssen, die in einfachen bäuerlichen Verhältnissen leben, kann er bis heute nicht spüren. In dieser Partnerschaft geschieht aber *etwas Neues*: Er merkt, dass in der Beziehung, in einem gegenseitigen Geschehen Probleme liegen, stellt

auch sein eigenes Verhalten in Frage. Er begreift, dass seine Einmischungen - auch in anderen Bereichen dieser Beziehung - der Partnerschaft geschadet haben. Und er macht sich Gedanken über den Standesunterschied zwischen ihm und der Partnerin einschließlich ihrer Familie und über ihre unterschiedlichen Temperamente. "Jeder ist a anderes Individuum," sagt er. (42/18) Dass er die individuelle Andersartigkeit der Freundin wahrnehmen und anerkennen kann, ist neu, konnte in der zumindest ansatzweise geglückten Begegnung mit einem anderen Menschen entstehen. Doch letztlich kann er nicht verstehen, warum ihm wieder nicht eine "Familie als Gemeinschaft gelungen ist, wo man alles miteinander bespricht, alles miteinander macht." Er grübelt über die Gründe des wiederholten Scheiterns:

Also zu meinem Leidwesen, also ich schaff's einfach ((lacht)) net, dass ich des zustande bring', was i mir - des, was i mir eigentlich so, von Kind auf so: vorg'stellt hab'. Des schaff' i leider net. Ja. Ich weiß net, woran's liegt? Des wie g'sagt, des könne die Gründe sei, wo i eben angeführt hab (die sozialen Unterschiede und sein Eingreifen, J.S.), aber da spielen viele Sachen nei. (43/10)

Er nimmt resigniert das Scheitern der Beziehung wahr, bittet die Frau aber ein paar Monate später noch einmal um eine Aussprache und stellt fest, dass

nichts mehr drin ist. **Aber** (2) des war doch eine gewisse Bindung da. Ich hab sie ja **sehr gern** gehabt. Trotzdem. (39/11)

Er hält zwar an seinen sehr rigiden Vorstellungen von einer idealen Familie immer noch fest, aber er spürt eine neue Unsicherheit, stellt sich neue Fragen bezüglich seines Verhaltens. Es muss angenommen werden, dass er mit dieser Partnerin eine Bindung eingegangen ist, die ihm nahegegangen ist. Diese Frau ist wahrscheinlich der erste Mensch in seinem Leben gewesen - sein schwacher Vater ausgenommen - zu dem er eine positive emotionale Beziehung hatte, jedenfalls der erste Mensch, über den er sich auch einfühlend und mitfühlend äußert. Er spricht z.B. mit Hochachtung darüber, wie diese Freundin ihre krebserkrankte, an den Rollstuhl gefesselte Mutter pflegt, (vgl. 38/32) empfindet es als ungerecht, wie undankbar ihre Familie sich ihr gegenüber verhält. Und sie ist der einzige Mensch, dem gegenüber er sein eigenes Verhalten ernsthaft in Frage stellt.

Auf den ersten Blick scheinen die Veränderungen klein zu sein; Herbert Fest trauert um das Scheitern einer Freundschaft, erinnert sich wehmütig an die Frau, die er "trotzdem" sehr gerne gehabt habe, denkt dabei über die Verschiedenartigkeit Beider nach und kann doch nicht so richtig verstehen, warum ihm wieder nicht eine Familie in seinem Sinne gelungen ist. Das sind Gefühle und Reaktionen, wie man sie so oder ähnlich von einem Menschen erwartet angesichts des Scheiterns einer Beziehung, in der er Hoffnungen auf eine gemeinsame Zukunft hatte. Es sei daran erinnert, dass er das Misslingen seiner Ehe anders erlebte. Er beklagte eher das Scheitern einer Institution, in der er leben wollte, ließ wenig Interesse an der Person seiner Ehefrau erkennen. Und vor allem war auffällig, wie überrascht er darüber war, dass seine Frau in manchen Bereichen des Alltagslebens und der Zukunftsvorstellungen andere Bedürfnisse als er hatte, und dass er sich deshalb getäuscht fühlte. Aus heutiger Sicht sieht er seine mangelnden Lebenserfahrungen als eine Ursache für das Scheitern seiner Ehe.

An's richtige Leben ist mer eigentlich nie so richtig rankomma. Ne? Weil mer ja alles bloß des tan hat, ((Räusperrn)), was mer dürfen hat, was vorg'schriebrn war oder was erlaubt war. ((**Räusperrn**)) War also keine Chance zu **eigenen Erfahrungen** machen ob positiven

oder negativen Sinn, da war also nicht gegeben. Des sind also dann in diesem - in dieser Situation dann, z.B. in **der** Ehe, dann ist des dann zum Tragen komma. Da hat mer also Erfahrungen g'macht, aber: koa Chance g'habt aus den Erfahrungen zu lernen und auf einmal ist des halt dann **Bach** neigangen. (32/18-28)

Seine Selbstzweifel bezüglich der ehelichen Auseinandersetzungen bleiben aber abstrakt ("ein Fehler macht ja jeder"), stehen in keiner Verbindung zu dem, was er über die ehelichen Spannungen sagt. Die vielen sprachlichen Abbrüche beim Sprechen über die Auswirkungen seiner geringen Erfahrungen auf die Ehe deuten darauf hin, dass er selbst nur sehr vage solche Zusammenhänge ahnt. Ich vermute, er hat erst im Bemühen um die Freundin aus dem Kegelverein seine Hilflosigkeit in seinem Beziehungsverhalten gespürt; das macht ihn traurig.

Die neue Sensibilität von Herbert Fest zeigt aber tiefer greifende Veränderungen an. Das wird offensichtlich, wenn wir nicht nur seiner Erzählung folgen, sondern auf die zeitliche Nähe unterschiedlicher Ereignisse achten. Etwa zur gleichen Zeit, als seine Beziehung zur Kegelpartnerin auseinander gebrochen ist, erleidet er einen gesundheitlichen Einbruch infolge des Bandscheibenvorfalles, und er sucht etwa zu dieser Zeit zum erstenmal aktiv die Auseinandersetzung mit seiner Mutter. Diese Gleichzeitigkeit lässt sich anhand der Chronologie der Ereignisse rekonstruieren; er spricht sie nicht an. Er berichtet über das Ende der Beziehung zu seiner Kegelpartnerin, über den Einschnitt, den der Bandscheibenvorfall in sein Leben gebracht hat, und über seine gewachsene Auseinandersetzungsbereitschaft mit seiner Mutter in völlig getrennten Erzählungen. Dennoch ist ein Zusammenhang nicht zu übersehen: Die Beziehungskrise und die gesundheitlichen Probleme, die seine biographischen Strategien über körperliche Leistungsfähigkeit außer Kraft setzen, haben ihn nachdenklich gemacht. Heute gelingt es ihm nicht mehr, sein Körpergeschehen wegzudrängen. Er vergleicht selbst zwischen seinem Krankheitserleben in der Kindheit und in der Gegenwart.

So was **erlebt** mer oder spürt mer eigentlich später oder in dem Alter jetzt viel intensiver oder kommt einem mehr zum Bewusstsein, mehr als Kind, des is ganz klar. A Kind vergisst schnell. Vieles. Oder steckt Vieles weg. Net alles, aber Vieles. (69/28-32)

Er beginnt, sich mehr mit seiner Kindheit zu befassen, wundert sich, warum ihm jetzt die schlimmsten Erinnerungen an die Mutter wieder hochkommen.

Ich weiß net aus welchem Grund, grad' in den letzten Jahren sind die ganzen Sachen, was i jetzt so erzählt hab , sind da so richtig bewusst wieder rauskommen. (56/22)

Vergeblich versucht er, seine Mutter mit ihrem damaligen Verhalten zu konfrontieren; sie leugnet.

Ich hab's versucht, da geht nix. Da is ja wie a Wand. (56/32)

Und mei Mutter hat schlag'n könna. Die hat Prügeln könna, und die will's heut nimmer hör'n, des will's nimmer wahrhaben. Wenn i ihr des heut sag, des weiß 's nimmer. (17/23)

Wenn die Mutter ihn besucht, das ist mehrmals im Jahr, versucht er nicht mehr, Konflikten mit ihr auszuweichen, ist aus der eindeutig passiven Rolle ihr gegenüber herausgetreten.

Ein falsches Wort genügt und es: es rauscht, dass 's besser nimmer geht. Des ist ein Riesenkrach nah, dann **kracht's gewaltig!** Ja? Bloß im Gegensatz zu früher, muss i sag'n,

kracht's jetzt von meiner Seite mit. (57/11)

Herbert Fest wird, als seine zweite Liebesbeziehung trotz seiner Bemühungen zerbricht und er kurz danach einen gesundheitlichen Zusammenbruch mit nachhaltigen Folgen erlebt, offener dafür, soziale Beziehungen in seinem Leben - auch rückblickend - verstehen zu wollen, weshalb er, wenn auch mit wenig Erfolg, das Gespräch mit seiner Mutter sucht. Aber die Gründe für das abermalige Scheitern einer Beziehung und die Zusammenhänge mit seiner Lebensgeschichte bleiben ihm weitgehend undurchsichtig. Er weiß, dass ein für ihn unverständlicher Rest bleibt, und ist unsicher darüber, was er falsch macht. Er trauert um nicht gemachte Lebenserfahrungen.

In seiner Reflexion über das Misslingen der Beziehung mit seiner Freundin aus dem Kegelverein hält er zwar auch an seinen Vorstellungen über Familienleben fest, die er in der Kindheit entwickelt (und nie weiterentwickelt) hat, beginnt aber, seine eigenen Verhaltensweisen zur Durchsetzung dieser Vorstellungen zu hinterfragen. Damit öffnet er sich die Chance, Bedürfnisse von beiden Beteiligten wahrzunehmen und gelten zu lassen, und auf diesem Wege seine festgefügten Vorstellungen über das Zusammenleben mit einer Partnerin relativieren zu können.

3.2.6 Beziehung zu verheirateter Frau: Es darf nicht sein

Ein Jahr nach der Trennung von seiner Freundin lernt Herbert Fest auf einer Kur eine Frau kennen, mit der er bis heute eine Beziehung hat. Er ist wieder offen für die Nähe einer Frau. Auch das belegt den Wandel, hatte er doch nach dem Scheitern seiner Ehe zehn Jahre lang nichts mehr von einer Frau wissen wollen. Die neue Freundin ist verheiratet und hat Familie, weshalb beide ihre Beziehung vor ihrem Ehemann geheim halten. Das Paar trifft sich, wenn sie eine Gelegenheit findet. Das kann zwei mal in der Woche sein aber auch im Abstand von drei Wochen. Diese Beziehung erlebt er menschlich als absolut ideal. Die Freundin lebt in seinen Augen seine unerfüllten Träume, an denen er indirekt teilhaben kann:

Die Frau die hat alles was - was **ich** mir so erträume. Sie hat a wunderschön's Haus, 'n Garten, was weiß i, da - da alles zuhause, was es Herz begehrt, ja? (Interviewerin: Und auch vielleicht 'ne Art von Familienleben, wie Sie es anziehend finden?) Hat **wunderbare** Kinder, wunderbare Söhne, die sind verheiratet, hat herrliche Enkel, die sie heiß und innig liebt. (51/10)

Ein außereheliches Verhältnis widerspricht seiner Einstellung. Er hat sich fest vorgenommen, der Ehe, die er, abgesehen von der Sexualität, für gut hält, keinen Schaden zuzufügen, im Zweifelsfall zu verzichten. Er will nicht die Verantwortung dafür übernehmen, die Frau "aus so was rauszuholen," ohne ihr "in etwa was Gleichwertiges bieten zu können."

Aber des is: a Beziehung eigentlich a so wie mer sich's erträumt hat, gewünscht hat, wie mer sich's vorstellt. Und wirklich a so: nahezu, nahezu, hundertprozentig hin zutrifft, wie mer sich's vorg'stellt hat, oder was. **Aber** es **darf** nicht sein, ((lacht)) und **es kann** nicht sein. Leider, leider nicht. (49/36)

Er sieht seine grundsätzliche Erfahrung bestätigt, dass ihm kein Glück gegönnt sei; das macht er immer wieder deutlich im Zusammenhang mit dieser Beziehung. Darunter bleibt seine Skepsis, ob er je auf seine Menschenkenntnis und auf das Gelingen einer Beziehung vertrauen kann. Er verstehe sich mit der Freundin

hervorragend. Is natürlich auch wieder a Frage, ob's jetzt dadurch bedingt ist, **dass** mer sich nicht häufig sieht. Dass mer sich net dauernd auf die Zehen steht, sozusagen. Wie's dann ausschau'n würde, weiß mer net. Mer kann nur vermuten, dass net schlecht wäre. Weil so: daneben liegen kann mer eigentlich dann später net. Aber wie g'sagt: es darf nicht sein! Leider. (50/29-36)

Er hat sich, sehr vorsichtig, wieder auf eine Beziehung zu einer Frau eingelassen. In diese Vorsicht mischt sich auch Skepsis vor einer Bewährungsprobe.

3.2.7 Alltagsleben und Lebenszufriedenheit

Der (normale Alltag J.S.) schaut **überhaupt** net berauschend aus. (4) In der Früh in'd Arbeit. Nachmittag schau'n, dass mer ja möglichst früh aus'm Büro rauskommt. Umzieh'n und raus in Garten. Wenn's erlaubt, das Wetter. (53/2)

Herbert Fest wohnt in einer Mehrzimmerwohnung am Stadtrand. Er ist mit seinem Einkommen und den geregelten Arbeitszeiten zufrieden; darüber hinaus scheint er keinerlei Interesse an seinem Beruf zu haben. Soweit das Wetter es zulässt, arbeitet er täglich in dem Garten, der zum Haus gehört. Sonst hört er am liebsten Musik - er hat eine ausgewählte Plattensammlung und spricht über Musik als Kenner -, er sieht fern und liest. Seit er aus gesundheitlichen Gründen nicht mehr im Kegelvein ist, sind seine sozialen Kontakte weggebrochen, und sein Alltagsleben hat sich auf häusliche Beschäftigungen reduziert. Die sehr eingeschränkte Beziehung zu seiner verheirateten Freundin verhindert nicht, dass er die alltägliche Nähe von einem Menschen sehr vermisst und ihm Zärtlichkeit "manchmal grausam abgeht."

Viel allein zu sein, scheint er wie einen selbstverständlichen Teil seines Lebens anzusehen, wenn auch nicht gewollt. Er drückt nahezu eine stoische Ergebenheit aus, wenn er sagt:

Des hat also mir von Kind auf eigentlich wenig ausgemacht allein zu sein, weil mer's ja g'wohnt war von Kind an. Und das setzt sich eigentlich bissel späteren im Leben dann schon fort. Jetzt sag'n wir mal net, dass mer unbedingt jetzt das **Bedürfnis** hat allein zu sein, sondern es macht halt im Endeffekt net **so viel** aus, wenn mer's is. Wenn Sie versteh'n, was i mein, ja? (9/21)

Aber dieses genügsame sich Abfinden ist nur Programm, gelingt ihm im Alltag allzu oft nicht.

Ja gut, die **Extremsituationen** sind die, wenn einem die Decke auf'n Kopf fällt. Ganz klar. Jedes Wochenende also, oder was weiß ich, immer **allein** in die vier Wände. Wenn einem dann amal a Situation oder a - a längerer Zeitraum kommt, wo mer sich selber net aussteh'n kann und die Decke auf'n Kopf fällt. (48/12-17)

Er hat mehrere große Fernreisen gemacht und hofft, dass ihm seine Gesundheit noch weitere Reisen erlaubt. Aber auf ihnen empfindet er sein Alleinsein besonders stark, weil er mit Niemandem über seine Eindrücke sprechen kann. Der ihm wichtigste Mensch außer seiner verheirateten Freundin ist seine Nachbarin, eine ältere Frau, die an den Rollstuhl gebunden ist. Er führt sie aus, sie kocht für ihn. Er schildert ausführlich und lebhaft eine ausschließlich positive freundschaftliche Beziehung, die Beiden viel Anregung gegeben hat und die auf einem übersichtli-

chen Geben und Nehmen beruht, was beiden Freude macht - eine *gegenseitige Helferbeziehung mit klaren Rollenaufteilungen*. Er hält sie zwar sorgfältig auf Distanz und doch stellt sie ihm Häuslichkeit her und ist z.Zt. der wichtigste Halt in seinem Leben. Diese Nachbarin habe einen großen Anteil daran, dass er "die Jahre so ausgehalten" habe, wie er es jetzt tue, dass er sich so einigermaßen wohl fühle.

Sein "großes Ziel", eine Familie zu gründen, konnte Herbert Fest nicht erreichen. Und seine Überlebensstrategie, die auf einem gesunden, sportlich trainierten Körper basiert, ist ebenfalls gescheitert. Wenn er sagt, er hadere manchmal mit dem Schicksal, verknüpft er beide Stränge in seinem Leben. Er spricht dann über seine vielen Operationen und was noch auf ihn zukäme und sagt:

Des frustriert dann umso mehr als mer natürlich **allein** is. Ja, mer kann ja des net ableben oder irgendwie anderweitig verdränga ... grad wenn mer allein is kommt des also schon **intensiver** auf einen zu. Zu Bewusstsein des Ganze. Man befasst sich intensiver mit dem Ganzen. Ne? (68/23)

Familienlosigkeit und gefährdete Gesundheit, diese beiden zentralen Lebensthemen hindern Herbert Fest auch daran, *Vorstellungen für die Zukunft* zu entwickeln. Er möchte gerne noch ein paar "Traumreisen" machen. Aber mit dem Reisen geht es ihm so, wie mit den "kleineren Zielen": Zum einen ist er sich nicht sicher, ob seine Gesundheit sie noch zulassen und zum andern hat er "eigentlich allein wenig Lust dazu."

Zusammenfassung und Verallgemeinerung

Herbert Fest repräsentiert den Typus eines Biographen, der aufgrund von körperlichen Schwächen in der Kindheit und der elterlichen Reaktion darauf ein Gefühl von Unzulänglichkeit und Wehrlosigkeit entwickelt. Diese lebensgeschichtliche Ausgangsproblematik kompensiert er mit der Strategie körperlicher Extremleistungen und, damit einhergehend, der Missachtung körperlicher Schwächen. Sein soziales Netz besteht ausschließlich aus Sportfreunden; seine Selbstachtung bezieht er über Mut und körperliche Leistung. Konsequenz dieser biographischen Strategie ist, dass er sich derart auf den Sport konzentriert, dass er weder seine Problematik reflektieren, noch sich auf intensive Beziehungen einlassen kann. Schwere körperliche Krisen lassen diese Strategie scheitern. Er verliert alle sozialen Kontakte. Es setzt aber gleichzeitig über eine neue Liebesbeziehung ein Prozess ein, in dem der Biograph sich langsam stärker auf Beziehungen einlassen kann.

3.3 Georg Stehauser: Ich möchte gerne noch mal heiraten - aber auch so ist das Leben gut

3.3.1 Kurzbiographie

Georg Stehauser, Jahrgang 1946, wächst in einer Kleinstadt auf. Seine Eltern führen einen eigenen kleinen Friseurbetrieb und haben wenig Zeit für ihn. Der Vater ist schwer kranker Alkoholiker, was zur existenzbedrohenden Vernachlässigung des Geschäftes führt, zu gelegentlichen Gewaltausbrüchen und zu Streitereien zwischen den Eltern, die in der Erinnerung des Biographen fremd und eiskalt nebeneinanderher gelebt haben. Trotz der alkoholbedingten Probleme des Vaters und seiner gelegentlichen Gewaltsamkeit fühlt sich der Sohn mehr zum Vater hingezogen als zur Mutter. Diese nennt er eine gutmütige, aber dumme Frau. Er habe nie eine Zuneigung zu ihr empfunden, hat kaum noch Erinnerungen an sie. Der Junge ist viel bei seinen Großeltern mütterlicherseits, die im gleichen Haus leben; er liebt vor allem seinen Großvater. Als er neun bzw. zehn Jahre alt ist, sterben seine Großeltern, was für ihn den Verlust einer "familiären, guten Atmosphäre" bedeutete. Zunehmend zieht er sich in seinen geliebten Wald zurück und liest, lebt ganz in seiner Phantasiewelt. Zu seiner sechs Jahre älteren Schwester, deren Alkoholkarriere bereits mit 15, 16 Jahren beginnt, hat er keinen Kontakt. Er beginnt aber auch, sich um Probleme des Geschäftes zu kümmern, die durch die Alkoholkrankheit seines Vaters entstehen. Mit 14 Jahren fängt er eine kaufmännische Lehre an, die er nach kurzer Zeit abbricht: "**wieder Geld**, Papiere, **grauenhaft**, überhaupt keine Möglichkeit, sich zu entfalten," (24/1), macht dann eine Friseurlehre in einer anderen Stadt, um von zuhause ausziehen zu können.

Nach einer freiwilligen Militärzeit und der Meisterprüfung übernimmt er den väterlichen Laden und baut ihn aus. Nach einer einjährigen und einer dreijährigen Freundschaft mit einer Frau heiratet er mit 23 Jahren eine Kollegin, nachdem sie sich erst kurz kennen. Das Zusammenleben und -arbeiten wird überlagert von Problemen mit dem alkoholkranken Vater; es gelingt dem Sohn nicht, ihn aus dem Geschäft fern zu halten. Nach sieben Jahren zerbricht die kinderlose Ehe, die ganz den Auseinandersetzungen mit den Eltern und der Rettung des Geschäftes untergeordnet war. Georg Stehauser hat einen Nervenzusammenbruch mit Suizidversuch und gibt den Betrieb hoch verschuldet auf. Er ist 28 Jahre alt. Vier Jahre später begeht sein Vater (wie auch dessen Vater, der Großvater des Biographen) Suizid.

Nachdem er als Angestellter einen größeren Friseursalon mit geschäftlichem Erfolg geführt hat, gerät er in eine tiefe Lebensunzufriedenheit und beschließt, seinem Leben eine Wende zu geben. Er beginnt mit 29 Jahren eine Krankenpflegerausbildung, die er mit der Großen Krankenpflege abschließt. Noch während der Ausbildung heiratet er eine Krankenschwester, die eine zweijährige Tochter mit in die Ehe bringt. Er bemüht sich, unterstützt von seiner Frau, erfolgreich um die Pflegeurlaubnis für ein zehnjähriges, schwer misshandeltes Mädchen. Sie nehmen das Pflegekind wie eine Tochter in ihre Familie, als sich fast gleichzeitig eine gemeinsame Tochter ankündigt. Das Leben war bis dahin zwar sehr arbeitsreich, aber es ging ihm "eigentlich sehr gut." Beruf, Kinder und Haushalt teilten sie sich nach ihrem Schichtdienst auf. In viel Eigenarbeit baute er ein kleines Haus um und richtete es gemütlich ein. Er schätzte u.a. an seiner Frau, wie sie "mitzog," gemeinsam etwas aufzubauen. Mit der Geburt gibt seine Frau ihre Berufstätigkeit auf. Ihm fällt jetzt die Rolle des Alleinernährers zu, weshalb er noch umfangreiche Nebentätigkeiten aufnimmt. Er leidet unter der neuen komplementären Rollenaufteilung, und zudem beginnt seine Frau, mit dem materiellen Lebensstandard unzufrieden zu werden. Die Ehe endet abrupt nach siebenjährigem Zusammenleben.

Er verlässt anlässlich eines Ehestreits fluchtartig die Familie und findet mit Hilfe eines Freundes bereits am folgenden Tag in einer entfernten Stadt einen neuen Arbeitsplatz in seinem Beruf. Er ist 36 Jahren alt. Die erste Zeit fällt ihm sehr schwer. Ihn bedrückt das Alleinsein, der Verlust von Freunden, eine triste Wohnsituation und erdrückende Schulden. Er wird wieder depressiv, trinkt - wie auch in seinen anderen tiefen Lebenskrisen - übermäßig viel Alkohol. Wieder schafft er es, seinem Leben eine positive Wende zu geben. Als er in einer Clique wenig erfolgreicher, aber oft betrunkenen Künstler unter Alkohol verletzt wird, sagt er sich: "Wenn du in solche Kreise abrutschst, bist Du selber Schuld," und er löst sich von seinen neuen Freunden. Mit ausgedehnten Nebentätigkeiten regelt er langsam seine finanzielle Situation, die durch Unterhaltszahlungen und Schulden aus seiner Ehe unhaltbar geworden war.

Bald danach verliebt er sich wieder. Nach seiner zweiten Ehe und zwei kürzeren Beziehungen hat er fünf Jahre mit einer Partnerin und ein Jahr nach Ende dieser Beziehung drei Jahre mit einer wesentlich jüngeren Partnerin zusammengelebt. Beide Beziehungen brechen die Partnerinnen ab. Zum Zeitpunkt des Interviews war die letzte Partnerschaft kaum ein Jahr zu Ende. "Jetzt ist das Loch irgendwie überwunden, und ich seh, allein funktioniert das auch ganz gut." Sein Wunsch ist "eigentlich schon, noch mal zu heiraten." Er vertraut darauf, ohne aktive Suche noch einmal eine Lebensgefährtin zu finden. Das sei sonst nur peinlich.

Beruflich hat er sein Ziel erreicht. Noch heute arbeitet er in dem Krankenhaus, in dem er nach Verlassen der Familie begonnen hat, mittlerweile in verantwortlicher Position auf einer Fachstation. Beruflich hat er seinen Weg gefunden, genießt die Vielseitigkeit der Arbeit "vom Operativen über das Gipsen bis hin zu menschlichen Kontakten auch mit den Kindern" und die Entscheidungsfreiheit, die er hat. Er gehe schon sehr in seinem Beruf auf.

Neben seinem Beruf ist sein ausgedehnter Freundeskreis der Mittelpunkt seines Lebens. Freunde haben auch in den entscheidenden Umbruchsituationen seines Lebens eine wichtige, unterstützende Rolle gehabt. Er hat drei nahe langjährige Freunde. Sie verbringen nicht nur Freizeit miteinander und helfen sich gegenseitig, sondern er kann sich ihnen auch bei sehr persönlichen Sorgen mitteilen. Darüber hinaus hat er mehrere "platonische" Freundinnen und einen breiten, sehr heterogenen Bekanntenkreis. Seine Urlaube verbringt er teilweise mit seiner Tochter beim Camping. Er würde sich sehr freuen, wenn sie in die gleiche Stadt zieht. Zu seiner Stieftochter und der Pflegetochter hält er über gelegentliche Besuche Kontakt.

3.3.2 Zwei entgegengesetzte Familienwelten in der Kindheit: Alkoholprobleme des Vaters und eine "heimelige" Welt bei den Großeltern

Georg Stehauser lebt in seiner Kindheit in zwei kontrastreichen Milieus, deren beängstigende und abschreckende Wirkung, bzw. zu erstrebendes Ideal ihn sein Leben lang begleiten. Sein Elternhaus erlebt er als problemgeladen und lieblos. Das Familienleben ist dem Geschäft untergeordnet, der Junge bleibt, soweit er sich nicht an seine hochbetagten Großeltern wendet, sich selbst überlassen. Mit seiner Schwester, die bereits mit 15 Jahren trinkt (und sich später durch Alkohol zerstört), versteht er sich nicht und hat er wenig Kontakt. Alles dreht sich um Geld und Wohlverhalten; statt mit Freunden trifft man sich mit (potenziellen) Kunden. Die Alkoholkrankheit des Vaters entfaltet ihre zerstörerischen Wirkungen in allen Bereichen des Familienlebens: Der Vater, dem der Sohn sich mehr verbunden fühlt als der Mutter, neigt zu unberechenbaren Gewaltausbrüchen. Die Eltern streiten viel. Der Junge erlebt Delirien des Vaters, seinen körperlichen Verfall. Der Alkoholranke kann seine Aufgaben als Geschäftsmann nur noch unzureichend und über längere

Phasen gar nicht mehr wahrnehmen, so dass die Angst um die wirtschaftliche Existenz allgegenwärtig ist. Georg Stehauser hat die Schrecken der Alkoholkrankheit in lebendiger Erinnerung behalten.

Ich träume auch manchmal heute noch davon (Trunkenheit des Vaters, J.S.). Das hat mich also als Junge und als Kind sehr, sehr verfolgt. Auch die Streiterei mit meiner Mutter, die spontane Gewalttätigkeit, irgend etwas zu zertrümmern oder auch mal was- Muss ich sagen, hat er selten gemacht, aber wenn, sehr unkontrolliert drauflosgeschlagen, es kam wie der Blitz aus heiterem Himmel. (8/24)

Und er ist hochsensibel für Gefahren des Alkoholismus: So beschreibt er den intellektuellen Verfall seiner Schwester, die Gewaltneigung eines Freundes, ehe dieser seine Alkoholprobleme lösen konnte, Alkoholprobleme von Patienten, die schweren Misshandlungen seines Pflegekindes, deren Ursache er mit Alkoholmissbrauch von dessen Eltern erklärt. Es mag sein, dass er sich deshalb mit dem Schicksal des Mädchens verbunden fühlte, sich so für es einsetzte. Er hat sich auch intensiv mit Wurzeln und Konsequenzen von Alkoholmissbrauch in drei Generationen seiner Familie auseinander gesetzt. Die Selbsttötung seines Vaters (er selbst war bereits zum zweiten Mal verheiratet) versteht der Biograph genauso wie den Suizid von dessen Vater als logische Folge des Alkoholmissbrauchs, als nächste Stufe des Ausweichens vor ihren Lebensproblemen. Dieser Großvater väterlicherseits habe auch gesoffen, habe sich auch umgebracht, "als er gemerkt hat, dass nichts mehr ging." (13/3) Aus dieser unheilvollen Familientradition konnte Georg Stehauser sich lösen. Aber er weiß sich auch gefährdet. Er hat in seinen schweren Lebenskrisen auch zum Alkohol gegriffen. Er hat einen Selbsttötungsversuch überstanden und in einer folgenden Krise sich vor der Alternative gesehen, ernsthaft "zu springen" oder sein Leben grundlegend zu ändern. *Flucht durch Alkohol oder, als letzten Schritt, durch Selbsttötung sind seine Negativfolie für Problemlösungen geblieben. Er hat sie mit bewusster Anstrengung kontrollieren können.*

Seine Folie für ein gelungenes Leben ist bis heute das Leben seiner im gleichen Haus lebenden Großeltern mütterlicherseits. Sie verkörpern das *liebevolle Gegenmilieu*. Durch sie erfuhr er nicht kontrollierende Zuwendung. Sie trugen entscheidend dazu bei, dass er nicht allzu sehr unter seinen Familienverhältnissen litt. Wenn es Ärger mit seinem Vater gab, stellten die Großeltern sich schützend vor ihn. Für gemeinsame Unternehmungen seien sie zu alt gewesen; der Großvater war bereits Ende Achtzig. Rückblickend schätzt er deren Gelassenheit und Fleiß, ihre Anspruchslosigkeit und ihre hohe Lebenszufriedenheit. Bei ihnen hat sich "heimelig" gefühlt. Er wird sein Leben lang nicht von dem Bemühen ablassen, eine Art der Harmonie in seinen eigenen Partnerbeziehungen und eine "Heimeligkeit" in seinem Wohnumfeld herzustellen, die an die Großeltern erinnern. Wenn er von den guten Zeiten in seiner späteren Familie und danach mit einer Partnerin spricht, tauchen in seiner Erinnerung Bilder auf, die mit Erinnerungsbildern aus dem Leben der Großeltern korrespondieren. So hat er für seine (Gründungs-)Familie einen wunderschönen Garten angelegt, in dem abends die Nachbarn gesessen hätten und öfter fremde Leute dazugekommen seien. Da fällt der wunderschöne Mustergarten des Großvaters ein, zu dem die Leute von weit her kamen, um Anregungen zu bekommen. Er sagt von der Beziehung zu einer späteren Freundin:

Wir brauchten auch so nicht groß reden und so. Man saß, sie hat vielleicht einen Tee getrunken, ich hab da gelesen, es war eine Harmonie da. (63/30)

Und er beschreibt, wie der Großvater in seinem Korbstuhl saß, Tee trinkend, ein Pfeifchen

rauchend und die Zeitung lesend. Die Bilder, die bis heute für ein erstrebenswertes und für ein gefürchtetes Leben stehen - die harmonische Häuslichkeit, für die er immer wieder mit großer Anstrengung arbeitet, und die Gefährdungen, gegen die er sich ebenso mit aller Kraft wehrt - haben ihre Konturen in den beiden kontrastreichen Welten seiner Kindheit bei seinen Großeltern und bei seinen Eltern bekommen.

Auch das Thema Geld hat ihn in seinem Erwachsenenleben nicht losgelassen. Der immer drohende wirtschaftliche Ruin in seinem Elternhaus ist ihm in schlimmer Erinnerung. Die dominante Bedeutung des Geldes - "alles drehte sich nur ums Geld" - in seiner Herkunftsfamilie war ihm sehr zuwider. Er sagt, dass er "nie ein Verhältnis zu Geld" hatte, begründet seinen Abbruch der kaufmännischen Lehre mit seinem Widerwillen gegen alles Geschäftliche ebenso wie z.T. auch seinen späteren Berufswechsel vom Friseur zum Krankenpfleger. Doch auch ihm gelingt kein entspannter Umgang mit Geld. Seine Lebenskrisen, die mit der Geschäftsaufgabe und mit seiner zweiten Scheidung verbunden waren, haben für ihn nur sehr schwer und nur langfristig zu bewältigende Schulden zur Folge. Sie abzutragen, muss er Nebentätigkeiten übernehmen, die stark in sein Alltagsleben eingreifen. Beide Schuldenanlässe verweisen darauf, dass eine Vermeidungshaltung den finanziellen Aspekten gegenüber ihn erst oder zusätzlich langfristig an drückende Schulden gebunden und ihn zur vordringlichen Beschäftigung mit Geld gezwungen haben. Auch im Hinblick auf Geld ist es ihm letztlich gelungen, die Probleme unter Kontrolle zu bekommen. Die Anstrengungen dazu haben aber sehr viel seiner Lebensenergie in Anspruch genommen.

Die Lebensgeschichte von Georg Stehauser lässt sich als Geschichte von gefährdeter Sicherheit lesen. Sie zeichnet sich aus durch wiederkehrende Phasen, in denen er "am Boden gelegen" hat. Dann hat er alle äußeren und emotionalen Sicherheiten verloren, einen wirtschaftlichen Zusammenbruch erlebt, soziale Beziehungen verloren, keine Hoffnung mehr gesehen und war alkoholgefährdet, mindestens zweimal in einer solchen Krise erschien ihm auch die Selbsttötung als Ausweg. Diesen Phasen des Sicherheitsverlusts sind jedes Mal sehr große Anstrengungen gefolgt, mit denen es ihm gelungen ist, seine äußeren Probleme zu lösen, seine Selbstsicherheit wiederzugewinnen und wieder ein privates Glück zu finden. Wie extrem seine emotionale Befindlichkeit dabei gewechselt hat, versucht er, obwohl seine sehr unmittelbaren Erzählungen emotionale Höhen und Tiefen nachempfinden lassen, rückblickend auf das Interview, in Worte zu fassen:

Ja, ich glaube, dass das von mir jetzt einfach nur so oberflächlich berührt war alles, dass diese, diese Empfindungen und auch diese, diese viel Freude, die ich im Leben hatte, sehr viel- Konnte mich also wirklich sehr, sehr freuen. Aber auch diese Trauer und diese Verzweiflung ist sehr, sehr schwer darzustellen oder zu erzählen, in Worte zu fassen.
(56/4)

Das ist an die Interviewerin gerichtet, drückt seine Zweifel aus, ob überhaupt jemand so viel Freude und Trauer in (s)einem Leben verstehen kann. Für ihn selbst sind diese beiden (Gefühls)Welten unverbunden. Das Leben, das er abwehren muss, mehrmals ohne Erfolg, enthält wesentliche Elemente seines Elternhauses: Verlassenheitserfahrung, wirtschaftliche Unsicherheit, Geld als negativer Angelpunkt, Alkoholmissbrauch, Suizidgefährdung. Das Leben, das er sich ersehnt und zunehmend über längere Zeiträume auch verwirklichen kann, das ihm aber nie verlässlich abzusichern gelingt - wortlose Harmonie, "heimelige" Atmosphäre in einer ästhetischen Umgebung, Fleiß und Genügsamkeit - bezieht seine Vorbilder aus der Welt seiner Großeltern. Wie abgespalten die Welt seiner Herkunftsfamilie von seinem jetzigen Leben und wie

bedrohlich Ersterer für ihn geblieben sind, vermittelt sein Gefühl in Erinnerung daran, wie er, vermutlich nach dem Ende seiner zweiten Ehe, den Ort seiner Kindheit besucht hat.

Ich bin auch jahrelang überhaupt nicht mehr in den Ort gefahren, das hab ich überhaupt nicht mehr- Wenn ich nur in die Nähe kam, habe ich einen Ekel gekriegt. Ich **hab's nicht gepackt**. ... Ich bin wieder mal in das Haus rein. Aber- Also lang, lang war ich da nicht, auch mich nicht aufgehalten, das war gleich wieder die Atmosphäre. Das Düstere, das stand **sofort** wieder vor meinen Augen. (66/27-35)

3.3.3 Das Bewältigungsmuster Flucht

Im Folgenden steht die Analyse seines Handlungsmusters *Flucht* im Vordergrund. Dabei wird rekonstruiert, wie sie zu auf biographische Kontinuität gestellte Bewältigungsstrategien werden. Zunächst soll sein Fluchtverhalten, ein solches wiederkehrendes Muster in seinem Leben, in seinen unterschiedlichen Formen nachgezeichnet werden. Auf Alkoholmissbrauch und Suizidversuch, bzw. -phantasien wurde bereits eingegangen.

Georg Stehauffer beginnt seine Lebenserzählung³¹:

Irgendwie geboren! Halt in ei- in einer Kleinstadt bei (Name der Stadt, J.S.) und dort nicht gerade in den besten Familienverhältnissen aufgewachsen. Schon früh den Hang gehabt, von zuhause wegzugehen, das konnte ich mir dann mit 14 Jahren verwirklichen ... (1/16)

Offensichtlich konnte die Zuwendung der Großeltern und wie sie bei Konflikten mit dem Vater ihre schützende Hand vor ihn hielten, die Belastungen durch sein Elternhaus weitgehend von ihm fern halten oder ausgleichen; denn der Biograph beschreibt sich verschiedentlich als fröhliches Kind, das viel gelacht hat. Das sei keine freudlose Kindheit gewesen, "nur daheim halt." Mit dem Sterben der Großeltern datiert er das Ende seiner Kindheit. Ihr Tod ist ein einschneidender Verlust für ihn; die Geborgenheit und der Schutz, die die Großeltern ihm vermittelt haben, fallen weg. Nach seiner Erinnerung war er seitdem mehr in die Geschehnisse seiner Herkunftsfamilie eingebunden, half im Geschäft, wo er sich darum bemühte, Unzuverlässigkeiten des Vaters auszugleichen. Das mag zwar vor allem altersbedingt gewesen sein, er ist jetzt etwa zehn Jahre alt, aber dass die häusliche Situation für ihn nun schwer erträglich wird, erlebt er sicherlich auf dem Hintergrund, dass ihm nun die Großeltern fehlen..

Die gute Atmosphäre irgendwo, das war dann irgendwie weg. 'War einfach nicht mehr, ich weiß auch nicht'. Die haben mir eine große Lücke hinterlassen. Und später bin ich immer mehr weg. (58/19)

Die wichtigste Bewältigungsstrategie des Jungen wird nun die *Flucht in die Natur* und in eine über Lesen vermittelte *Phantasiewelt*.

Und war dann den ganzen Tag nie daheim. Ich war immer im Wald da draußen, kein Hahn hat danach gekräht, meinen Eltern war es wohl recht, dass ich fort war, da stand ich nicht

³¹ Der Beginn einer biographischen Lebenserzählung enthält in der Regel bereits die zentralen Lebensthemen.

im Weg rum oder habe irgendwelche Forderungen gestellt. (58/25)

Er kann sich heute noch an die markanten Plätze seiner Spiele, an seine Verstecke zum Lesen und an Details der Landschaft erinnern. "Das gehörte ja alles mir!" (59/22) Er entwickelt sich eine reiche Phantasiewelt und fühlt sich mit sich alleine wohl.

Aber **diese** Spielchen, ah, die hab ich immer für mich alleine gespielt. Ich hab auch direkt am Wald gewohnt, ... und ich hatte mein kleines, vergessenes Bergwerk, so eigentlich so wie es in einem Roman manchmal so war, einen schönen alten Steinbruch, und ja, ich hatte auch natürlich ein Gewehr mit zwölf, elf, ... und das hätten halt meine Freunde nicht mitgemacht, weil die haben nicht verstanden, was ich gespielt habe. ... **Die** haben das gemacht, was man erklären konnte, aber das war etwas, das konnte ich nicht mehr erklären. (11/24-37)

In der Welt der Bücher und der Comics findet er Helden, mit denen er sich identifiziert angesichts der Ohnmachtgefühle, die er seinem Vater gegenüber hat. Sie erlauben ihm, der realen Welt für Stunden zu entfliehen, aus ihr herauszutreten. Am liebsten klettert er auf Baumäste und liest. Die ersten Anregungen zum Lesen hat er vermutlich auch durch seine Großeltern bekommen, bei denen "Tausende von Büchern" gewesen seien.

Ja, wenn's nur außerhalb irgendwo gelagert war, wo jemand Stärke gezeigt hat, wo jemand einfach seinen Weg gegangen ist, wo er gesagt hat, wo's irgendwo langgeht. (9/35)

Ein ganz großer Gott von mir, das war dieser Prinz Eisenherz. ... Das war ja auch dieser starke, dieser unabhängige, der halt sein Gesetz selbst geschaffen hat, der eine mit seinem Seil und mit seinem Messer halt, der andere mit seinem Schwert und Schild und Pferd. (2) Das musste aber schon ein bisschen 'nen edlen Hintergrund haben. Aber Hauptsache der Große, Starke, weil ich mich daheim halt so gar nicht wehren konnte, irgendwie. Der Vater, der war da zu übermächtig. (12/10-13/1)

Er entfaltet nun viel Kreativität, um seinen Lesehunger zu stillen. Er schleicht auf die Speicher anderer Leute, um sie nach Büchern durchzustöbern. Er setzt sein handwerkliches Geschick ein, gute Schleudern sowie Pfeil und Bogen zu fertigen, um sie gegen "mehr oder weniger Schundhefte oder Literatur" einzutauschen. Seine Comic-Helden sind lange Zeit sehr wichtig für ihn geblieben. Rückblickend setzt er seine Affinität zu ihnen mit seiner Entscheidung in Verbindung, sich freiwillig zur Bundeswehr zu melden. Vor einigen Jahren, als er sich bereits längst von den Männlichkeitsidealen seiner Helden gelöst hat, gelingt es ihm über einen Kenner, selten gewordene alte Ausgaben von Tarzan, seinem zweiten wichtigen Helden, zu erwerben. Trotz Geldknappheit ist er bereit, Tausende von Mark dafür aufzuwenden.

Sein Rückzug in seine eigene Phantasiewelt der Natur und der Heldenliteratur hilft Georg Stehauser also auf verschiedene Art, den familiären Problemen nicht passiv ausgeliefert zu sein. Der Junge entzieht sich dem unter Alkohol unberechenbaren Vater, ist vor seinen unvorhersehbaren Ausbrüchen und den Streitereien in der Familie sicher. Seine Ohnmachtgefühle dem Vater gegenüber kann er erträglicher machen, indem er sich mit seinen Helden identifiziert. Mit 14 Jahren entfaltet er umsichtige Aktivitäten, um bereits in diesem jungen Alter ganz von zuhause wegzukönnen. Er fährt mit seiner Schwester heimlich in die nächste Großstadt, sucht eine Lehrstelle, die eine Wohnmöglichkeit bietet, und bittet den Meister, seinen Vater zu überzeugen.

Obwohl er voll die Handlungsmacht behält und eine eindeutig positive Situation für sich herstellt - er fühlt sich bei seinem neuen Meister sehr wohl, wird von ihm anerkannt und gefördert - kann seine eigene Interpretation seines Auszugs von den Eltern als Flucht bestätigt werden; denn er weiß keinen Ausweg außer seinem altersmäßig so frühen Weggang.

Mann, ich war wirklich immer verzweifelter. Muss die sogar mal was gemerkt haben, dass mit dem ihrem Brüderchen da nichts mehr stimmt. (24/7)

Flucht ist ein zentrales Handlungsschema im Leben von Georg Stehauser geblieben und hat viele Facetten. Der Rückzug des Kindes in die Natur und in die Welt der Comics und der Helden war eine positive Erfahrung. Sie haben ihm nicht nur geholfen, Probleme zu bewältigen - Schutz vor Eltern, Stärke durch Identifikation mit Helden - sondern auch zu seiner persönlichen Entfaltung beigetragen. In seinem "geliebten Wald" fühlt er sich wohl. Er entfaltet viel Kreativität und entwickelt Phantasie und musische Begabungen, woraus er heute noch schöpft. Er hat Theaterstücke geschrieben, die auf einer Laienbühne aufgeführt worden sind, schreibt gelegentlich Gedichte und hat viel gezeichnet und gemalt, was er wieder aufnehmen möchte. Diese Entwicklung seiner musischen Fähigkeiten, seine andauernde Freude am Lesen und die angenehmen Erinnerungen an seine Rückzugswelt in der Kindheit und frühen Jugend haben sicherlich dazu beigetragen, dass er keine Leere und Langeweile kennt, wenn er alleine ist.

Bei seinen folgenden Fluchten verliert er weitgehend die Handlungsmacht. Dem zweiten Weggang aus seinem Elternhaus mit Ende Zwanzig, wieder eine Reaktion auf schwer erträgliche Lebensumstände, sind ein Nervenzusammenbruch, eine Überdosis von Medikamenten und die unvorbereitete Aufgabe seines Geschäftes vorausgegangen. Was ist jetzt anders? Georg Stehauser hat das elterliche Geschäft übernommen, sich, wie er sagt, "von den Eltern ködern lassen." Er hat dazu einen Neubau errichtet, in dem er den Eltern lebenslangliches Wohnrecht eingeräumt hat. Der Vater ist nicht zu bewegen, sich aus dem Geschäft zurückzuziehen, obwohl seine mittlerweile ständige Trunkenheit im Umgang mit den Kunden untragbar ist. Zudem verhält er sich seiner Schwiegertochter gegenüber ablehnend. Der Sohn hat sich mit dem Geschäft identifiziert und sich zudem durch ein Darlehen gebunden.

Was ich halt nie gern gemacht hab, das war dieser Papierkram. Da war ich irgendwie genauso wie mein Vater. Aber ich hab's nicht so schlampern lassen. ... Aber das Handwerkliche ja, das, das lag mir schon. Und, und so den Umgang mit Leuten überhaupt, das fand ich eigentlich schon toll, weil es halt auch gelaufen ist, und der Erfolg hat mir natürlich Recht gegeben. (32/6-32)

Sein altes Verhaltensmuster, sich räumlich zurückzuziehen, sieht er nun nicht mehr als Möglichkeit. In dieser Familie wichen alle Konflikte aus. Vater und Tochter flüchteten sich in den Alkohol - die Schwester bereits mit 15 Jahren -, er selbst zog sich allein in die Natur zurück. Möglichkeiten, aktiv mit Konflikten umzugehen, waren in dieser Familie nicht entwickelt. In dieser Situation konzentriert der Sohn seine Kräfte auf den Betrieb und ist den menschlichen Konflikten gegenüber hilflos. "Da war so eine ungute **Stimmung** da drin, ich hab das ja **lange** verdrängt." (31/14) Dann reagiert er mit Krankheiten.

Aber das hat sich so **zugespitzt**. Am Schluss war dann eine Atmosphäre in dem Haus, das war **nicht mehr zu** ertragen. Dieses Schweigen. ... Diese Bauchschmerzen, morgens runterzukommen, um halb sieben oder sieben, und den Mann schon angetrunken dazusitzen, und fängt schon an, mit mir zu streiten. Da wurde ich krank dabei. ... Mir ging's damals

auch schon so schlecht, ich hatte Herzbeschwerden, mit über 28, bin kaum immer die Treppe hochgekommen, in den ersten Stock. EKG war vollkommen ohne Befund. Das war nur rein 'neurogen bedingt', so vom Ärger und vom Stress. (33/7-30)

Er nimmt Psychopharmaka. Zwar setzt er sich früh damit auseinander, dass der Alkoholmissbrauch des Vaters eine Flucht vor den Problemen des Alltags ist und stellt sich, bewusst in Absetzung vom Vater, den Anforderungen des Geschäfts, lässt auch die Bereiche "nicht schlampfen," die ihm Unlust bereiten. Bereits im Alter zwischen etwa zehn und vierzehn Jahren hat der Junge sich, teilweise gegen den Willen des Vaters, um das vernachlässigte Geschäft in einer Weise gekümmert, die, gemessen an seinem damaligen Alter, auf eine frühe und hohe Verantwortungsübernahme verweist.

Er war ein Mensch der ... glaube ich, mit den Gegebenheiten, die die Welt und die Wirtschaft und das Geschäft und alles, was da so war, 'fordert, mit dem ist er irgendwie nicht zurechtgekommen.' Mit Rechnungen bezahlen, das war also-. Und ich hab als Bub eigentlich immer gern aufgeräumt. Also ich habe gern das Geschäft geputzt und auch mal so richtig und alles, was man gut gesehen hat. Heute mache ich das nimmer so gern. ((lachen beide)) Aber das hat er mir immer verboten, da wurden immer- waren die Weinflaschen. Und da waren die Rechnungen, solche Rechnungen **gestapelt, nie was bezahlt**, ständig kam irgendwo der Pfandmeister. Er konnte nicht einfach abschalten, ich glaube, er ließ das einfach-, er hatte auch so in einer Welt gelebt, er ließ dieses einfach draußen. Aber irgendwann hat das ihn dann eingeholt, und da dachte ich, dass er dann zur Flasche gegriffen hat. (15/25-16/3)

Aber vor seinen Problemen, den menschlichen Spannungen, die in alle Bereiche seines Alltagslebens reichen, weil zwischen Arbeit und Familie und zwischen den beiden Generationen die Grenzen aufgehoben oder verletzt sind, weicht auch er aus, bis er mit dem Rücken zur Wand steht und kopflos für einige Tage das Geschäft verlässt.

Einfach sitzen lassen, schlicht und einfach. Ich **konnte nicht mehr**. Entweder ich gehe dem an die Gurgel oder- ((seufzt)) Ich war so erstickt von Hass, und **da war schon** dann die Idee, **ich gehe da nicht mehr zurück**. (35/2)

Er nimmt seine Frau mit. Nach einigen Tagen kehrt er zurück, die Frau will nicht mehr zurück. Beim nächsten Streit mit seinem Vater nimmt er eine Überdosis von Sedativa. Diese Folge von Fluchten in Arbeit, Beruhigungsmittel und schließlich ein Selbsttötungsversuch setzte keine kreativen Fähigkeiten mehr frei, war selbsterstörerisch und nahm ihm seine Handlungsmacht.

Die Geschichte seiner ersten krisenhaften Flucht, eingebettet in ein Spannungsverhältnis von hohem Einsatz, Ausblenden, Durchhalten und Rückzug ist hier so ausführlich nachgezeichnet, weil sie bereits viele Elemente seiner spontanen Flucht aus seiner späteren Familie enthält. Nach seinem "Nervenzusammenbruch" ist Georg Stehauser mit viel Energie ein positiver Neubeginn gelungen. Auf diese Wende wird unten ausführlicher eingegangen, hier nur so viel, wie für das Verständnis der Ehedynamik notwendig ist: Er ist Krankenpfleger geworden, hat durch die berufliche Umorientierung die Freude an seiner Arbeit wiedergewonnen und beginnt, seine weiblichen Seiten anzunehmen, seine Freude an Fürsorglichkeit, am Verwöhnen anderer Menschen. Mit seiner beruflichen Umorientierung konnte er sich von den Eltern lösen und so die konflikthafte Verquickung auflösen, die zu seiner Lebenskrise geführt hatte. Während seiner Ausbildung in der Krankenpflege - später bezeichnet er diese Zeit als die glücklichste in seinem

Leben - verliebt er sich in seine zweite Frau und hat sehr bald, weil diese ein zweijähriges Mädchen in die Ehe einbringt, eine vollständige Familie. Das Leben ist zwar anstrengend, aber so ganz nach seinen Wünschen.

Dann hatten wir beide, sie war auch Krankenschwester, eh, Frühdienst, Spätdienst, da haben wir uns immer abgewechselt, und ich war damals noch Schüler in der Krankenpflege, also das war nicht so einfach, das immer irgendwie unter einen Hut zu bringen. Aber wir hatten eigentlich immer so Vorgesetzte, mit denen wir auch irgendwie so halb, wenigstens irgendwo befreundet waren, die das irgendwo möglich gemacht haben, dass das Kind also nicht zur Oma musste, sondern dass das irgendwie fest bei uns blieb. Was mir gefallen hat, das war unserer beiden Zielstrebigkeit, etwas auf die Beine zu stellen. Weil wie gesagt, sie nichts und Schulden und ich nichts und Schulden. Ja, das hat uns eigentlich sehr verbunden, glaub ich schon, Jeder den gleichen Wunsch gehabt, ein schönes warmes Nest sich zu schaffen und zu wissen, dass das nicht einfach ist, dass also erst mal Vieles abgebaut werden muss. Das hat auch im Lauf der Jahre eigentlich recht gut funktioniert. (41/13)

Und sie hat eine gewisse Wärme ausgestrahlt. Man konnte sich einfach wohl fühlen. Man hat schon gemerkt, wenn man da mit so jemand wohnt, da steht irgendwas im Raum, das-Die kann Dir auch was vermitteln. (41/2)

In den beiden Zitaten, in denen er die noch heile Welt beschreibt, klingt bereits die bis heute von ihm nicht verstandene Grundproblematik der Ehe, die Vorgeschichte seiner überstürzten Flucht an. Mit viel Geschick und Fleiß organisieren die Eheleute die Kinderbetreuung trotz doppelter Erwerbstätigkeit und stellen "etwas auf die Beine," arbeiten dabei Hand in Hand. Er schließt daraus, dass sie "mitzieht" (wie er an anderer Stelle sagt), auf ihre **innere Verbundenheit**. "Glaub ich schon," setzt er nach, im Nachhinein wohl ahnend, dass Zweifel angebracht sein müssen. Er spricht von ihrem "**gleichen Wunsch**," "ein schönes, warmes Nest sich zu schaffen." Als sie ihre Unzufriedenheit mit ihrem äußeren Lebensstil ausdrückt, versteht er sie nicht, antwortet mit erhöhter Anstrengung für das Gleiche. Er hat weiterhin das Idealbild der **wortlosen Harmonie**. Er glaubt, dass der Vater ihn trotz allem "lieb gehabt" habe; denn auf seltenen Spaziergängen

da hat er mich immer mitgenommen, und eigentlich haben wir **nie** viel miteinander geredet, aber da war für mich schon wieder das Gefühl einer gewissen Verbundenheit, weil da ist er auch mal irgendwo über die Haare gefahren. (14/11-16)

Auch mit seinem Großvater erlebt er eine wortarme Verbundenheit. Sie ist so groß, dass der etwa zehnjährige Junge den im Hause aufgebahnten "toten Opa" kämmt, "weil er so verstrubbelt war," und ihm mit einer sehr zärtlichen, stillen Geste über die Haare streicht. Er habe überhaupt keine Scheu vor dem toten Mann gehabt. Über die gute Zeit in seiner zweiten Ehe sagt er: "Man konnte sich einfach wohl fühlen." Er hat nicht das Bedürfnis, Gedanken und Gefühle mit Worten auszudrücken, setzt die Gemeinsamkeit voraus. So ist ihm entgangen, wie - mit der Erweiterung der Familie und mit zunehmender Arbeit - die Vorstellungen und Wünsche seiner Frau sich in eine andere Richtung entwickelt haben als seine. Die Ehe sei sehr kinderorientiert gewesen. Er genießt das quirliche Familienleben, freut sich, dass sich auch die Kinder der Nachbarschaft bei ihnen wohl fühlen. Mit einer ungeheuren Anstrengung renoviert er mit Hilfe eines Freundes ein kleines Haus einschließlich Mauerdurchbruch und neuen Wasserleitungen.

Und dann hatte ich dieses Häuschen angemietet, ganz nett, unten vier Zimmerchen und oben

vier Zimmerchen, ganz klein, noch kleiner wie hier, aber vier Zimmerchen. Wir haben also eine schöne Küche reingebaut, den Boden rausgerissen, haben einen Haufen Geld investiert. Einen Zwischenraum, dann kam so ein kleines Wohnzimmerchen, Esszimmerchen und ein Hobbyraum, und oben die vier Zimmer, da hat jeder sein Schlafzimmer gehabt. Das hatte ich auch ganz nett und lustig tapeziert. Das haben wir ganz lustig möbliert mit kleinen Möbeln. Da hat uns jeder beneidet um dieses Häuschen und den schönen großen Garten davor. Wunderschöner Innenhof, da hatten wir Bänke mit so bunten Lampions. Da kam die ganze Nachbarschaft bei uns. Manche Leute kamen auch und haben bestellt und wollten dann bezahlen, weil sie dachten, das wäre eine Kneipe. Jeder hat dann einen Witz gemacht. Hab gesagt, es kostet heute nichts. Ach, Entschuldigung, ist das privat? Ja, eigentlich schon. Ach je, man dachte, was so die Leute erzählen, das wäre hier öffentlich. Ach, macht doch nichts, das nächste Mal kommt Ihr halt und bringt zwei, drei Flaschen Wein mit, und dann hat sich das wieder. ... Mir hat das gefallen. (43/15)

In seinem wortlosen Harmoniebedürfnis entgeht ihm, dass seine Frau sich zunehmend am mehr aushäusigen und gehobenen Lebensstil ihrer Freundinnen orientiert. Die Idylle, die er mit großer Anstrengung hergestellt hat, erinnert an die "heimelige" Atmosphäre bei seinem Großvater. Auch der arbeitete unermüdlich in seinem Garten, zu dem die Leute von weit her kamen, um sich Ideen zu holen. Georg Stehauser hat sich ein Stückchen von dem Paradies seiner Kindheit erschaffen. Er hat seine Rolle gefunden, beteiligt sich auch an der Hausarbeit. Im Kontext einer späteren Beziehung sagt er:

Bin auch ein Typ vielleicht, der jemand gern ein bisschen bemuttert. ... Die brauchte auch kein Geschirr spülen, nichts, ich hab auch gebügelt, alles, Wäsche gewaschen, kann ich ja, habe ich bei den Kindern und so was gelernt, mach ich dann rasend gerne, ist mir nicht zu viel. (62/1)

Die Ehe beginnt zu kriseln, als er sich ausschließlich in die Ernährerrolle gedrängt sieht und seine Frau wegen dem Säugling, dem dritten Kind in der Familie, sich in die Hausfrauenrolle zurückzieht. Gleichzeitig nimmt er ein schwindendes Interesse ihrerseits an seiner Person wahr.

Aber die Frau hatte an mir einfach kein Interesse mehr. Das habe ich schon gemerkt. Die war nie da, wenn ich heimgekommen bin, ständig war die irgendwo unterwegs, und ich musste warten. (43/6)

"Das habe ich schon gemerkt" drückt die sprachlose Hilflosigkeit aus, die er empfindet. Zudem wird **ein altes Lebensthema, das Geld, wieder problematisch**: Hatte er zunächst lange gerade bei der Abarbeitung seiner Schulden solidarische Nähe mit seiner Frau empfunden, wird sie nun unzufrieden mit dem Familieneinkommen, für das er jetzt alleine zuständig ist. Die Gemeinsamkeit über das Hand-in-Hand-etwas-Aufbauen, das für ihn der Ausdruck der Verbundenheit ist, kann er nicht mehr herstellen.

Ach, stell dich nicht so an, (sagt sie, J.S.) Du hast jetzt die Verantwortung für die Familie übernommen. Da hab ich gesagt, du aber auch! (42/16)

Seine Anstrengungen sind hoch: Er arbeitet nun tagsüber im OP, betreibt vier mal wöchentlich ein Vereinslokal und schneidet nebenbei noch Haare. Dafür bezahlt er den Preis, aus dem Familienleben ausgeschlossen zu sein, und kann doch nicht erreichen, seine Frau zufrieden zu stellen. Er versucht, die Beziehungsprobleme mit einem anstrengenden Überengagement in

praktischer Arbeit zu lösen. Sein Konfliktverhalten zeigt eine **Parallele zu seinem Zusammenbruch beim Scheitern seiner ersten Ehe** und seines Geschäftes im Zusammenhang mit den Auseinandersetzungen mit seinem Vater. Auch damals hat er auf die Verquickung von emotionalen und finanziellen Problemen mit großen Anstrengungen zur Rettung des Geschäftes reagiert. Wenn er das Auseinandergehen der ersten Ehe schildert, spricht er nicht über Versuche, sich seiner Frau mitzuteilen, zuzuwenden, nur von Phantasien, gemeinsam fortzugehen.

Wenn seine zweite Frau ihm aus ihrer Unzufriedenheit einen zu bescheidenen Lebensstil vorwirft, kann er sich ihren Forderungen gegenüber nicht entsprechend seiner Möglichkeiten abgrenzen, sondern erlebt sich wieder als mit dem Rücken zur Wand stehend und fühlt sich ausgenutzt und abgedrängt.

Ja, sage ich, mich gibt's doch auch noch. ... Ich habe mich nur mehr auf die Seite gedrängt gefühlt. (42/20-22)

In seiner szenisch erinnerten Erzählung über den Ehestreit, der zum Eklat führt und unmittelbar wieder eine Flucht bei ihm auslöst, wirft er ihr vor, dass seine Arbeit an dem Haus auch für sie ist.

Und kaum sind wir da irgendwie drin (im renovierten Haus, J.S.), fängt sie an, ständig an mir rumzumeckern und zu motzen und sonst was. Ich sag: "Sag mal, was **soll' denn** das eigentlich? Dazu- Wolltest du doch haben. Was willst du denn **jetzt** noch von mir?" Und sagt sie: "Sag mal, was ist denn das für ein Ton?" Habe ich gesagt: "Ich- Es kommt aus dem Wald genauso, wie man reinruft. Sag mal, **dein** Ton wäre der beste." "Also, wenn dir **das** nicht passt", hat sie gesagt, "dann kannst du ja gehen." Peng. Das war genau der Wassertropfen, wo der Eimer übergelaufen ist. Und im selben Moment greif ich schon zum Telefon, rufe meine Chefin an, ich brauche drei Tage Urlaub. (44/4)

Der Versprecher oder Abbruch "dazu- Wolltest du doch haben" bedeutet, dass er den Satz anders fortgesetzt hat, als er ihn begonnen hat, und verweist auf eine Unsicherheit. Es muss hier offen bleiben, ob er seine Sprachlosigkeit oder die Grundlosigkeit ihrer Unzufriedenheit ausdrücken wollte. Festzuhalten bleibt,

- dass er im Streit *keinen Weg findet zum Austausch* darüber, dass und warum er mit dem Erreichten, mit seiner Ehe und dem Familienleben zufrieden ist - "Und da ging es mir eigentlich sehr gut, da in der Ehe." (40/23) sagt er, bezogen auf diese Zeit -, sie aber sehr unzufrieden,
- dass er sich *im praktischen Handeln verausgabt* bis zur Erschöpfung, bis die Nerven bloß liegen, und sich dann *handlungsunfähig erlebt*,
- dass ein kleiner Auslöser reicht zur Flucht, weil für ihn *Weggehen die einzige Möglichkeit ist, wieder Handlungsmacht zu gewinnen*,
- dass er *auch im Nachhinein die Gründe für die Trennung nicht verstehen kann*, was er an verschiedenen Stellen des Interviews ausdrückt.

In diesem "Urlaub" fährt er zu einem Freund mehrere hundert Kilometer entfernt, findet mit dessen Hilfe noch am folgenden Tag eine neue Arbeitsstelle in einem Krankenhaus und kehrt nicht mehr

zurück; er arbeitet noch heute dort. Nach dieser Ehe hatte er noch drei feste Beziehungen. Mit einer Partnerin hat er fünf Jahre und mit einer anderen Partnerin drei Jahre zusammengelebt. Auch diese beiden Beziehungen sind für ihn unverständlich abgebrochen. Beide Freundinnen haben ihn plötzlich und unerwartet verlassen, die erste wegen eines anderen Mannes. Seine Begründung für das Ende dieser zweiten, seiner letzten Beziehung beleuchtet, wie er weiterhin mit praktischem Einsatz und Überengagement ein Problem zu lösen versucht.

Diese Bulimie, das hat sie geistig und seelisch so verändert, dass sie gemerkt hat, dass sie irgendwann also weder liebes- noch, noch, noch bindungsfähig ist. Das war alles nur Schau. Ich hab gekocht wie sonst was Berge. Und dann, wieso ist das Mädels so schlank? Das ist doch verrückt. Alles wieder rausgekotzt. Ich hab das **nie** gemerkt. Bis sie das mal gestanden hat. Also das war dann- Sie packt das seelisch nicht mehr, wie ich mich da rummach und- Also, es hat keinen Wert mehr und bumm! Hab ich ein Dreivierteljahr ziemlich am Boden gelegen. (61/25)

Trotz Zusammenlebens über mehrere Jahre bemerkt er weder ihr regelmäßiges Erbrechen noch ihr damit verbundenes psychisches Leiden. Dennoch hat er das Gefühl, dieser Frau sehr nahe zu sein, und wählt als Beleg wiederum ein Bild wortloser Harmonie.

... das hatten wir alles so ein bisschen gemeinsam, und wir brauchten auch so nicht groß reden. Das war auch so was: Man saß, sie hat vielleicht einen Tee getrunken, ich hab da gelesen, es war eine Harmonie da. War es schon. Da muss ich sagen, so im Nachhinein: Es ist nicht leicht zu verschmerzen. (63/29)

In Krisensituationen steigert er seine instrumentellen Anstrengungen und verliert emotional seine Partnerinnen. Er freut sich am gemeinsamen Schweigen oder Tun und setzt dann ein - wohl sehr viel umfassenderes - inneres Einverständnis voraus. Dieses "Spüren" einer wortlosen Harmonie beschreibt der Biograph auch, wenn er sich an die guten Augenblicke mit seinem Vater erinnert. Von seinem geliebten Großvater berichtet er über dessen unermüdliche Tätigkeiten, die einen wunderschönen Garten erschaffen haben, und wie er seinen Tee genossen hat. Einen verbalen Austausch von Gefühlen und Gedanken hat er bei den wichtigen Menschen seiner Kindheit nicht kennen gelernt. Er sucht sie auch nicht bei einer Partnerin, sondern diese wortlose Harmonie, deren Basis für ihn in gemeinsamen Interessen und Tätigkeiten begründet ist.

Seine erste spektakuläre Flucht war vor dem Vater, und er verlor gleichzeitig seine Frau, durch die Flucht vor seiner zweiten Ehefrau verlor er zu seinem Leid auch die Familie; dennoch gibt es wichtige Parallelen. In der letzten Partnerschaft war ein einseitiges Problemlösungsverhalten durch praktisches Handeln bis zur körperlichen und vor allem psychischen Erschöpfung vorausgegangen, beide Male sah er keine Handlungsmöglichkeiten mehr zur Veränderung der Situation. Und in beiden Situationen ist der scheinbar kleine Auslöser, der ihn zur panikartigen Flucht brachte, die Ankündigung oder Drohung der Ehefrau, ihn allein zu lassen. "Also, wenn dir **das** nicht passt, hat sie gesagt, dann kannst du ja gehen. Peng." Das war genau der Wassertropfen, wo der Eimer übergelaufen ist. (44/11) Unabhängig davon, ob die Frau tatsächlich die Ehe infrage stellte, klingt ihm nach Jahren noch der entscheidende Satz nach, der seine Reaktion auslöste wie die Betätigung eines Schalters einen Kurzschluss. Es macht "Peng!" Einen ganz ähnlichen Auslöser hatte das Ende seiner ersten Ehe: Als er nicht mehr weiter wusste im häuslichen Streit mit seinem Vater, schlägt seine Frau ihm getrennte Wege vor, "dass jeder seinen Weg irgendwo findet. Da bin ich durchgedreht, da hab ich das ganze- die ganze Dose Tranquilizer geschluckt." (35/21) Auch seine letzte Partnerschaft, die mit einem "Bumm!" endet, zeigt, wenn auch im geringeren Maß,

Züge dieser Dynamik. Flucht ist ein stabiles Verhaltensmuster von Georg Stehauser geblieben. Aber wie er seine Lebenskrisen bewältigt, hat sich dennoch so entscheidend geändert, dass von einem Wandel gesprochen werden kann.

3.3.4 Der Wandel: beruflicher Neubeginn und Annehmen der eigenen weiblichen Anteile

Lenken wir einen vergleichenden Blick darauf, wie Georg Stehauser seine erste, mit dem Verlassen der Herkunftsfamilie verbundene, und seine zweite, mit der Flucht aus seiner von ihm gegründeten Familie verbundene Lebenskrise bewältigt hat. In der ersten Krise hat er zunächst keine Perspektiven mehr - Beruf, wirtschaftliche Existenz, Eltern, Ehefrau hat er verloren - und will nicht mehr leben. In seiner zweiten Krise, etwa acht Jahre später, verlässt er zwar wieder fluchtartig die Familie und seinen Arbeitsplatz und sieht sich erneut einem großen Schuldenberg gegenüber, nimmt aber sofort wieder eine Arbeit in seinen Beruf auf, der ein wichtiger und stabiler Teil seines Lebens geworden ist. Was hat sich dazwischen verändert?

Mit 29 Jahren übernimmt er nach einem Klinikaufenthalt anlässlich seines Suizidversuchs die Geschäftsführung eines größeren Friseurbetriebs. Er hat großen geschäftlichen Erfolg, doch kann er sich nicht mehr mit dem Geschäftsleben identifizieren. Obwohl ihm das Handwerkliche immer noch Freude macht, wächst sein alter Widerwille dagegen, dass "sich alles um Geld dreht," ebenso wie seine Abneigung gegen den "Papierkram." Der Beruf kommt ihm zudem "weibisch" vor. "Aber ich hatte meine Liebe zu diesem Beruf eigentlich verloren." (2/19) Er greift stärker zum Alkohol und weiß nun, dass er grundlegend etwas in seinem Leben ändern muss oder ihm tatsächlich ein Ende setzt.

Ich sagte so: Siehst du hier noch irgendeine Zukunft? Was tust du denn dahin, gehst wieder dahin, willst wieder irgendwo zusammenbrechen? Das nächste Mal springst du wirklich vom fünfzehnten Stock. (35/32)

Und da war ich auch ziemlich kaputt, und bin auch ziemlich an den Alkohol gekommen. Sehr sogar. Und da in N.-Stadt, das ist eine Stadt, das ist schlimm. Die ist für alles gemacht, für Autos, aber nicht für Menschen, das auch noch dazu. (2) Das Umfeld so **grau in grau**, und so **gar keine** Zukunftsaussichten als nur halt den Weg jetzt langsam, mit jedem Jahr, wo man älter wird, in dem Beruf sowieso bergab zu steigen. ... Na, hab ich gesagt, Georg, jetzt musst du ganz schnell was machen oder spring gleich in den kalten Fluss, den hast du ja vor der Nase. (37/17-29)

Das Einsamkeitsgefühl in trostloser Umgebung ist eher Ausdruck als Grund für sein depressives Lebensgefühl; denn erstens ist er ein kontaktfreudiger Mensch und pflegt lange Freundschaften. (Dazu unten mehr) Und vor allem richtet sich sein Widerwille gegen den Beruf, speziell gegen das Geschäftliche, nicht gegen die handwerkliche Arbeit. Es sei daran erinnert, dass er mit 14 oder 15 Jahren eine kaufmännische Lehre, in die der Vater ihn gedrängt hatte, aufgegeben hat, bereits damals aus einem Ekel dem Geschäftsleben gegenüber

Wieder Geld, Papiere, **grauenhaft**, überhaupt keine Möglichkeit, sich zu entfalten, Einer verkauft den anderen, das hab ich mit vierzehn **sehr, sehr** wohl gemerkt, **wie dieses Spiel** gespielt wird, wie da rumgeschleimt wird und gebuckelt wird. (24/1)

Er hat erlebt, dass "unechte", durch Geschäftsinteressen bestimmte, soziale Beziehungen in die

Familie hineingewirkt haben, verbindet seine negativen Erfahrungen in seinem Elternhaus mit der Führung eines Geschäftes. Er spürt nun, mit Ende Zwanzig, dass er den Beruf des Geschäftsmannes hinter sich lassen muss, um wieder Freude am Leben zu bekommen. Damit beginnt er, sich - nicht nur äußerlich - vom Elternhaus zu lösen. In dieser Umbruchstimmung knüpft er an zwei positive Erfahrungen aus seiner Vergangenheit an - an seinen Klinikaufenthalt und an seinen Dienst als Sanitäter. Zudem hatte er zwei Menschen kennen gelernt, die im Gesundheitswesen arbeiten. "Ich hing denen nur an den Lippen." (22/30) Mit sehr großer Energie überwindet er die Zugangsbarriere der überschrittenen Altersgrenze und macht eine Ausbildung, die er mit dem Staatsexamen in der "Großen Krankenpflege" abschließt. Die Zeit der Ausbildung hat er trotz aller Einschränkungen - er wohnt im Schwesternheim und hat noch immer erdrückende Schulden - im Rückblick als die schönste Zeit seines Lebens in Erinnerung. In diesem positiven Lebensgefühl spiegelt sich wohl auch seine Befreiung aus der Vergangenheit, der Verstrickung mit seinem Vater. Dass er nicht nur aus der beruflichen Nachfolge des Vaters aussteigt, sondern mit der beruflichen Umorientierung auch seinen in der Krise bedrohlichen Alkoholenuss wieder unter Kontrolle bekommt, bestätigt diese Loslösung ebenso (Alkoholmissbrauch war ja das zentrale Problem des Vaters) wie die Tatsache, dass er den Vater von da ab nicht mehr in einem für ihn selbst wichtigen Zusammenhang erwähnt. Der neue Beruf begeistert Georg Stehauser, er fühlt sich angekommen.

Georg Stehauser hat sich mit dem Wechsel in die Krankenpflege nicht nur aus der beruflichen Nachfolge des Vaters gelöst, sondern auch von seinem Ohnmachtgefühl dem Vater gegenüber befreien können. Als Junge hatte er sich mit imaginären Helden wie Prinz Eisenherz und Tarzan identifiziert. Als junger Mann meldet er sich freiwillig zum Militär, mit dem er Ideale von Männlichkeit verbindet. Er erwähnt in diesem Zusammenhang Comic-Hefte seiner Kindheit. Er hat Ideale von Männern, die wissen, wo's langgeht, stark und unabhängig sind, "weil ich mich daheim halt so gar nicht wehren konnte."

Weil vielleicht, war die Bundeswehr da mein Traum von Tarzan und Prinz Eisenherz, den ich mir **dort** vielleicht hab verwirklichen wollen, der starke Mann mit der Waffe in der Hand, der sagt, wo's langgeht. Ist aber grad umgedreht. (26/26)

Nach kurzer Zeit ist er vom Militär enttäuscht. Er kommt zum Sanitätsdienst, wo es ihm gut gefällt. Sein Männlichkeitsideal bekommt Risse. Im Nachhinein setzt er sich von den Männlichkeitssymbolen, die er einmal beim Militär gesucht hat, ironisch ab. Während seiner Ausbildung in der Krankenpflege beginnt er, Männlichkeit neu zu definieren als Eigenverantwortung, Entscheidungsfreiheit, berufliche Anerkennung aufgrund eigener Kompetenzen. Damit kann er die weiblichen Anteile in sich annehmen - ein wichtiger Schritt zu seiner Selbstfindung. Die Verwirklichung der eigenen Interessen und Entscheidungsfreiheit erlebt er nun als Stärke.

Ich muss nicht mehr der große Held sein oder so was. Den braucht es nicht mehr. (52/5)
Aber ich fand diese Entwicklung, die ich dann irgendwie gemacht habe, und diese **Freiheit**, die man im Kankenheit hat- im Krankenhaus hat, das finde ich großartig. Ich habe eine große Entscheidungsfreiheit. (23/14)

Er ist 36 Jahren alt. Beruflich hat er seinen Weg gefunden, macht auch einen kleinen Aufstieg.

Also ich mache das gern, das ist sehr vielseitig, eigentlich so vom Operativen über das Gipsen bis hin zu menschlichen Kontakten auch mit den Kindern. Schon sehr wichtig, dass man mit Menschen da die Berührungspunkte hat. Und ich glaube auch, dass mein Beruf ein bisschen mein Hobby ist, ich gehe da schon sehr auf drin. (53/11)

Also beruflich werde ich für mich nichts mehr verändern wollen. Ich habe eigentlich das erreicht, was ich wollte, und ich kann mir sehr schlecht was anderes vorstellen. (53/25)

Tüchtig sein, etwas leisten, Kontakt haben, helfen und dafür menschliche Anerkennung erleben, das gelingt ihm im Beruf. In diesem professionellen Rahmen ist eine innere Distanz zu den Patienten gefordert, die er offensichtlich sehr selbstverständlich wahrte, ohne teilnahmslos zu werden - eine ideale Haltung in diesem Beruf. In seinen Partnerschaften reicht dieses Verhaltensmuster - tüchtig und fürsorglich sein, aber die inneren Befindlichkeiten gegenseitig nicht mitteilen - nicht aus.

3.3.5 Freunde - eine wichtige Ressource

Freunde haben im Leben von Georg Stehauser in doppelter Hinsicht eine wichtige Bedeutung. Er weiß sich in den Phasen des Alleinlebens über seine langjährigen Freundschaften eingebunden. Und in den Phasen eines Neubeginns haben ihm Freunde geholfen, wieder Fuß zu fassen. Als Kind hat er sich in eine Phantasiewelt zurückgezogen, die er mit seinen Freunden nicht teilen konnte, weil er sie den Freunden nicht hätte erklären können. Aber er hatte durchaus Freunde, wusste sich von ihnen anerkannt. Mit ihnen teilte er eine andere Welt, war der Klassen-Clown.

Ich hab schon viele Freunde gehabt, und irgendwie kann ich mich auch erinnern, mit meinen Ideen- Ich war zwar ziemlich der Schwächste, aber mit dem größten Mundwerk, und vielleicht, weil ich körperlich ein bisschen schwach war, konnte ich sehr überzeugen, durch Ideen und Reden. ... Und irgendwo war ich immer so ein bisschen Bandenchef und hab entsprechend, wenn was angestellt wurde, auch die Senge dafür gekriegt, und das hab ich hingenommen, das war Ehrensache, ganz im Gegenteil, das war noch sehr, sehr ehrenhaft (11/13-23)

Ähnlich beschreibt er seine Rolle während der Ausbildung in der Krankenpflege. Bei seinem ersten tiefen Liebeskummer mit 16 Jahren - "Hab ich damals gelitten, heijeijeijeijeijeije." (28/13) - in einem Alter, in dem Jungen typischerweise eher verbergen, dass ein Mädchen sie so aus dem Gleichgewicht gebracht hat, halfen verständnisvolle Freunde ihm, darüber wegzukommen. Er habe sie übrigens vor wenigen Tagen wieder getroffen. Zwei Freunde, die im Gesundheitswesen arbeiten, haben seine zweite Berufswahl beeinflusst. Den aufwendigen Umbau des Häuschen hat er mit Hilfe eines Freundes gemacht. "Da habe ich mit meinem Freund Walter den ganzen Sommer **wahnsinnig** viel Arbeit reingehängt." (43/37) Und es war ein Freund, den er spontan anrief, als er seine zweite Frau und die Familie verließ. Er fuhr umwendend zu ihm und fand mit seiner Hilfe am nächsten Tag seinen neuen Arbeitsplatz. Zur Wahl seines neuen Wohnortes und wie er aus seinem seelischen Tief gefunden hat, sagt er:

Bin ich dann nach X-Stadt gegangen, weil hier hatte ich noch einen Freund. Und in der Stadt dort wollte ich nicht bleiben, ... da waren die Erinnerungen. Und so ganz allein in der Stadt mochte ich auch nicht, weil ich weiß, es ist sehr, sehr schwierig, wenn man seelisch unten ist, jemand kennen zu lernen. (3/25-31)

Ich habe dann schnell Fuß gefasst eigentlich. Mir ging's schnell wieder gut und habe auch gleich einen ganz einen netten Freund kennen gelernt. Das ist dann- Wegen dem ich dann nach X-Stadt gekommen bin. ... Und diese Verbindung mit dem jungen Mann, der sehr ausgeglichen und ruhig war, und damals schon sehr künstlerisch orientiert mit Theater und

Malerei, hat mir irgendwie eine ganz neue Welt eröffnet. (39/2-10)

Der Mittelpunkt seiner Wohnung ist ein großer runder Esstisch. Er koche sehr gerne für seine Freunde, da säßen sie oft die ganze Nacht. Gemeinsame Freizeitunternehmungen und praktische gegenseitige Hilfen gehören ebenso zu seinen Freundschaften wie ein Austausch persönlicher Befindlichkeiten. Wie wichtig ihm der ist, wird deutlich, wenn er über die guten Kollegenkontakte spricht:

Und so nachts, wenn man so allein da sitzt, dann, dann tut man sich schon öffnen dem anderen gegenüber, "Was hast Du für Probleme, und weißt Du, mit meinem Mann klappt es nicht so" und so hin und her. Das ist einfach auch eine gute Seelenwäsche eigentlich so, wenn man weiß, man hat Anlaufpunkte, wo man hingehen darf und **darf** auch erzählen. Und da ist auch jemand, der dir zuhört, und ich höre dem zu, was er mir erzählt. Das ist eigentlich auch- So von, von Kollegen, ist das eigentlich sehr, sehr freundschaftlich, darf man sagen, vom, vom, vom Vertrauen, dass man sich das auch anvertraut, miteinander und untereinander, das hilft, das hilft schon was weg. (49/12)

Mit Freunden und KollegInnen gelingt ihm ein persönlicher Austausch, der in seinen Partnerbeziehungen offenbar nicht stattfindet. Vermutlich widerspricht ein verbaler Austausch von inneren Befindlichkeiten seinen früh entwickelten Vorstellungen von Harmonie, wie er sie in einer Liebesbeziehung sucht. Gleichzeitig hat er nach seiner rückblickenden eigenen Einschätzung sowohl während seiner zweiten Ehe als auch in einer späteren Beziehung seine Freunde vernachlässigt. Die (bulimiekranken) Freundin habe ihn "nicht nach links oder rechts gelassen. Und ich hab wohl da den Fehler gemacht, ja, dem einfach stattzugeben." (7/10) Seine Freundschaften seien in diesen drei Jahren "eigentlich ziemlich rar geworden." Die Analyse dieser beiden Beziehungsverläufe verweist aber darauf, dass eher *er* seine Partnerinnen mit seiner Zuwendung erdrückt hat, als dass diese ihn enger, als ihm lieb, an sich gebunden hätten. Wenn er sein rückblickendes Unbehagen in eine Verhaltensänderung umsetzen kann und in Zukunft eine Balance zwischen der Nähe zu einer Partnerin und zu seinen Freunden findet, die der Partnerin mehr Luft lässt und ihm den Rückhalt bei den Freunden erhält, könnte das eine Chance für eine neue und dauerhaftere Partnerbeziehung sein.

3.3.6 Gegenwart und Zukunftswünsche: Es wird langsam Herbst

Das wäre schon mein Wunsch, eigentlich schon, noch mal zu heiraten und so die letzten Jahre - es wird auch langsam Herbst, und die Schatten werden länger - eigentlich so in einer gewissen Harmonie noch mal zu verbringen, für jemand da sein, der, der auch für mich da ist. Ich würde gar nicht viel verlangen.

Wenn Georg Stehauser an eine neue Partnerschaft denkt, dann haben sich seine Vorstellungen wenig verändert. Er wünscht sich, dass einfach jemand da ist, wenn er heimkommt. "Bin auch ein Typ vielleicht, der jemand gern ein bisschen bemuttert." (62/1) Er sucht nicht aktiv nach einer Partnerin - das sei nur peinlich -, glaubt aber, es werde sich "wieder was ergeben." Sein Vertrauen ist vermutlich gerechtfertigt, denn es ist ihm in der Vergangenheit nicht schwergefallen, um eine Frau, die ihm gefallen hat, mit viel Phantasie erfolgreich zu werben. Er war nie lange ohne Partnerin, hat in vier langfristigen Beziehungen gelebt. Ob es ihm einmal gelingen wird, die ersehnte Harmonie in einer offeneren Beziehung mit weniger Überengagement, aber mehr - auch verbaler - Verständigung zu finden, muss offen bleiben.

Georg Stehauf er vermisst zwar die Nähe einer Frau, aber er führt auch als Alleinlebender ein intensives Leben. Die reichhaltige Phantasie, die er als Junge entwickelt hat, wenn er sich in die Natur und seine eigene Welt zurückzog, kommt immer wieder zum Ausdruck: Er vermittelt nie den Eindruck, Zeit zu füllen, sondern Raum für seine Interessen zu haben. Er ist gerne in der Natur, ob beim Bergsteigen - "Schwierigkeitsgrad vier" - oder beim Camping. Er hat Theaterstücke verfasst, die auf einer Laienbühne aufgeführt worden sind, hat Gedichte geschrieben, "das letzte vor einem halben Jahr," hat gezeichnet und gemalt. In seiner Wohnung hängen mit Kenntnis und Sorgfalt ausgewählte Graphiken, die er sich mühsam zusammengespart hat; u.a. hat er nebenher für einen festen, kleinen Kreis - "das sind fast Freunde" - Haare geschnitten. Wenn er aufgrund des Schichtdienstes fünf Tage zusammenhängend frei hat, kommen sie ihm zu kurz vor, um all das zu machen, was er sich vorgenommen hat. Er sei auch "ein bisschen müder geworden", nehme sich mehr Zeit zum Faulenzen.

So ein bisschen bummeln in der Stadt. Und neige auch dazu, **sehr** gern zu faulzen. Habe eine wunderschöne Liegewiese hinterm Haus, und da kann ich mir es also mit einem Liegestuhl im Schatten, ein zwei Büchern und einer Kanne Kaffee, da halte ich es **lange** aus. (52/32)

Oder: So ein bisschen Spazieren, Bummeln, ich schaue mir mal Leute an und mache mir einfach so meine Gedanken. (53/16)

Georg Stehauf er hat mehrmals in seinem Leben "ganz von vorne angefangen," nachdem er seelisch am Boden gelegen, zum Alkohol gegriffen, einen Schuldenberg vor sich gesehen hat. Und jedes Mal hat er sich aus eigenen Kräften ein neues Leben aufgebaut. Er spürt, dass er müder geworden ist: "Es wird langsam Herbst." Auch in seinem Gesicht haben diese Anstrengungen Spuren hinterlassen, was der Interviewerin besonders auffiel, als er ihr Fotos von sich zeigte, die kaum zehn Jahre alt waren.

4 Lebensentwürfe im Spannungsfeld von Nähewünschen, Distanzbedürfnissen und gesellschaftlichen Leitbildern

Wie wir unser Leben entwerfen, welche Wünsche uns dabei lenken, ist in einen dynamischen Prozess eingebunden. Solange wir "altersgerechte" Vorstellungen über Partnerschaft und Familie haben und leben (!) und diese sich in Übereinstimmung mit den Erwartungen unseres sozialen Umfeldes befinden, denken wir selten darüber nach. Die Alleinlebenden im mittleren Lebensalter sind - der zunehmenden Normalität ihrer Lebensform zum Trotz - eine gesellschaftliche Minderheit, und das schafft vermehrten Anlass, den eigenen Lebensentwurf und insbesondere die Partnerwünsche und -biographie zum Gegenstand der Selbstreflexion zu machen.

Die narrativ biographischen Lebensgeschichten fangen die Dynamik sich verändernder und widersprüchlicher Wünsche und Lebensentwürfe ein. Im ersten Abschnitt dieses Kapitels stehen die subjektiven Wünsche in ihrer Vielfalt und Unschärfe im Vordergrund, im zweiten Abschnitt dann die Dynamik der gesellschaftlichen Leitbilder für Partnerschaften als eine Quelle der Inkonsistenzen der individuellen Einstellungen, Wünsche und Hoffnungen.

4.1 Partner- und Familienwünsche: ein "unordentlicher" Überblick

Die drei Alleinlebenden, deren Fallrekonstruktionen vorgestellt wurden, äußern sich ausgesprochen klar, eindeutiger als die meisten Alleinlebenden, über ihre Partnerwünsche und über die Lebensform, die sie für sich als erstrebenswert ansehen. Georg Stehauser und Herbert Fest sind geschieden und haben beide den *Wunsch* nach einer Wiederheirat oder eheähnlichen Lebensgemeinschaft nicht aufgegeben. Der eine ist zuversichtlich, dass ihm dies noch einmal gelingt, und wartet gelassen ab; der andere hat resigniert und bewertet sein Leben weitgehend als gescheitert. Susanne Ebenholz will ihr eigenständiges Wohnen nicht mehr aufgeben, nennt es ein Glück, endlich ihr "eigenes Leben" zu leben. Sie hat eine Partnerschaft auf Distanz, die sie positiv erlebt, deren Ende sie aber dennoch in der Phantasie vorwegnimmt, weil nach ihrer Erfahrung Beziehungen grundsätzlich nicht dauerhaft sind, von neuen Partnerschaften abgelöst werden. Zwei unfreiwillige und eine freiwillige Alleinlebende?

Selbst Susanne Ebenholz und Herbert Fest, die beiden Alleinlebenden, die als "Eckfälle" ausgewählt wurden für ein bewusst gewähltes und ein als unfreiwillig erlebtes Alleinleben, können nicht überzeugen als eindeutige Repräsentanten für *Freiwilligkeit bzw. Aufgezwungensein ihrer Lebensform*. Sie erklärt, dass ihr "Traum von einem Zusammenleben" ihr, im Gegensatz zu manchen anderen, nicht gelingen könne - da klingt durchaus ein Wunsch, zwar nicht nach einer Familiengründung, aber nach dauerhaftem engen Zusammenleben an, den sie, weil er ihr unerreichbar scheint, gleich von sich weist. Und er, der sein gesamtes Leben daran bewertet, dass ihm eine Familiengründung nicht gelungen ist, ist nach seiner Scheidung vom 30. bis zum 41. Lebensjahr, also in der für ihn wichtigsten Lebensphase im Hinblick auf eine Familiengründung, Frauen ausdrücklich aus dem Weg gegangen; seine Familienlosigkeit ist ihm also nicht nur aufgezwungen worden. Das Wunschbild, an dem das eigene Leben gemessen wird, muss nicht unbedingt übereinstimmen mit tiefer liegenden Wünschen, die vielleicht abgewehrt werden müssen, wie das in der Fallrekonstruktion von Susanne Ebenholz deutlich wurde, oder deren Erfüllung, wie von Herbert Fest, aktiv verhindert wird. Aber für beide Alleinlebende hat dieses Wunschbild den Rang eines Programms bekommen - die autonome Frau, die ihr eigenes Leben lebt, eine Liebesbeziehung inbegriffen, oder der Mann, der eine Familie gründen sollte -, an dessen Erfüllung oder Nichterfüllung sie das Gelingen des eigenen Lebens messen. Im Gegensatz

zu Herbert Fest zeigt die Biographie von Susanne Ebenholz zudem eine *Veränderung in den Nähewünschen*. Sie hat erst mit Anfang Dreißig, nach zwei langen Beziehungen, während denen sie mit ihren Partnern zusammenwohnte, für sich herausgefunden, dass sie allein leben will. Die Einstellungs- und Verhaltensmuster, die in ihr gegenwärtiges und von ihr überzeugt vertretenes Partnermodell geführt haben, so vor allem ihr geringes Vertrauen in die Dauerhaftigkeit von Partnerbeziehungen, sind aber schon in ihrer Kindheit angelegt. Und schon als Kind waren ihr die Stunden allein zuhause ihre liebsten. Georg Stehaufer ist der "Vorzeigefall" für einen familienorientierten Alleinlebenden, der sein gegenwärtiges partnerloses Leben dennoch nicht aus einer Defizitperspektive bewertet. Aber auch sein Verhalten bei den Beziehungsabbrüchen (entweder flieht er Hals über Kopf, oder es gibt keinen Hinweis darauf, dass er aktiv geworden wäre, um einen dieser abrupten Abbrüche zu vermeiden) steht im Widerspruch zu seinen Partner- und Familienwünschen. Obwohl er einen ausgeprägten Wunsch nach einer neuen Ehe hat und - im Gegensatz zu Herbert Fest - in der Vergangenheit auch engagiert familienorientiert gelebt hat, weist seine Lebenskonstruktion ein ausgeprägtes Handlungsschema Flucht auf, das entscheidend daran beteiligt ist, dass er heute allein lebt und es in seiner Vergangenheit längere Phasen des Alleinlebens gegeben hat.

Hätten unsere InterviewpartnerInnen auf einem Fragebogen ankreuzen müssen, beispielsweise ob sie sich in der Zukunft eine Partnerschaft wünschen und ob sie sich vorstellen können, mit einem Partner zusammenleben zu wollen, hätten diese Alleinlebenden eine Antwort gewusst. Was aber hätte Anja Vielhaber angekreuzt, die eine Partnerschaftsanzeige aufgegeben hat, weil sie sich sehnlichst eine Beziehung wünscht, die aber gleichzeitig in hohem Maße auf ihrer unabhängigen Lebensführung besteht? Sie ist in der Lage, ihren inneren Widerstreit zu reflektieren, und spricht von: "... Symbiose ja, die ich eigentlich gerne hätte, und gleichzeitig fühl' ich mich sehr erdrückt davon, kontrolliert. Ich stecke da in einem ungeheuren Zwiespalt drin, immer, von: 'Ich will ganz viel Nähe. Aber komm' mir bitte keiner zu nah.' Das löse ich auch nicht mehr" (AFW-11, 67/2) Nicht wenige unserer InterviewpartnerInnen wären in Not gekommen, wenn wir sie gebeten hätten, sich für eindeutige Antworten auf vorgegebene Fragen zu ihren Partnerwünschen und Zukunftsvorstellungen zu entscheiden, mit anderen Worten, wenn wir ein standardisiertes Verfahren gewählt hätten. Um einen Eindruck von den Widersprüchen und Prozessen zu vermitteln, die sich hinter ihren Partnerwünschen verbergen, soll ein erster Überblick auf deren Vielfalt und Vielschichtigkeit gegeben werden, der *nicht* den Charakter einer Typologie hat.

4.1.1 Wunsch nach einer Partnerbeziehung auf Distanz erfüllt

Diese Alleinlebenden, Susanne Ebenholz und Wolfgang Radspieler, leben in einer Distanzbeziehung, d.h. sie haben eine feste Partnerbeziehung mit einem Freund, einer Freundin, aber getrennte Haushaltsführung. Beide äußern sich positiv über dieses Arrangement, und ihre Biographie bestätigt, dass sie eine große Distanz in ihren Beziehungen brauchen. Sie gehören zu den Alleinlebenden, die für sich eine gute *Balance von Nähe und Distanz* gefunden haben und ausgesprochen zufrieden mit ihrer Lebensform sind. Wolfgang Radspieler grübelt allerdings über die Frage, ob er, wenn die äußeren Umstände sich erwartungsgemäß in der Zukunft ändern, mit seiner Partnerin zusammenziehen soll, weil er dann keine Legitimation mehr für das gegenwärtige und bevorzugte Arrangement hat.

4.1.2 Offener Wunsch nach Zusammenleben in einer Partnerschaft

Diese Alleinlebenden würden, wie sie sagen, am liebsten in einer eheähnlichen Beziehung leben (Georg Stehauer, Herbert Fest, Inge Pechler, Anja Vielhaber), abgesehen von Anja Vielhaber vielleicht sogar noch einmal heiraten. Mit diesem Wunsch nach mehr Nähe in einer Partnerbindung ist ihre Gemeinsamkeit aber bereits erschöpft. Der unerfüllte Wunsch, in einer Partnerschaft zusammenzuleben, differenziert sich noch einmal nach der Norm vom "richtigen Leben" (die tieferliegenden Bedürfnissen und dem Handlungsschema widersprechen kann) und der Funktion, die einer Partnerschaft im gesamten Lebensarrangement zudedacht wird. Georg Stehauer, ein zweimal geschiedener Vater, sucht wieder die selbstverständliche, alltägliche Nähe einer Partnerin. Anja Vielhaber hat viele aufregende Liebesbeziehungen erlebt, zwei davon mit einer Frau. Nur mit ihrem ersten Partner lebte sie über mehrere Jahre zusammen; mit ihm verband sie damals eine gemeinsame Zukunftsperspektive. Heute wünscht sie sich, einen Partner zu finden, mit dem sie alt werden kann, aber nicht unbedingt zusammenleben möchte. Sie fühlt sich mittlerweile wieder mehr zu Männern hingezogen, schließt aber nicht aus, dass sie sich noch mal in eine Frau verliebt. Diese beiden sind, wohl zu Recht, optimistisch, wieder eine Partnerin, einen Partner zu finden, Ihre Lebensmittelpunkte liegen aber in intensiven Freundschaften und vielfältigen Aktivitäten.

Herbert Fest (vgl. Fallrekonstruktion) und Inge Pechler projizieren dagegen den Mittelpunkt ihres Lebens in eine Ehe oder eine eheähnlichen Verbindung, auch wenn sie nicht mehr an deren Verwirklichung glauben können. Ein Eheleben ist für beide die einzige erstrebenswerte Lebensform, wenngleich die Rekonstruktion ihrer partnerrelevanten Handlungsstrategien aufdeckt, dass sie (unbewusst) gegen ihr Programm arbeiten. Er hat ein Verhältnis mit einer geschiedenen Frau, deren Familienleben er idealisiert. Und sie bemüht sich, dass ihre gegenwärtige "Wochenendbeziehung" mit einem Freund, den sie sehr kritisch beschreibt, besser wird, damit sie eines Tages doch zusammenziehen, vielleicht auch heiraten. Aber Herbert Fest und Inge Pechler haben, rückblickend gesehen, aktiv das Eingehen einer zweiten Ehe verhindert: Er wollte über zehn Jahre lang (im entscheidenden Familiengründungsalter) "von Frauen nichts mehr wissen," hat sich in dieser Zeit völlig zurückgezogen und anschließend ein Verhältnis aufgenommen, das von vornherein eine Aussicht auf eine gemeinsame Zukunft ausschloss. Sie hat ebenso lange in der Altersphase, die eine Familiengründung noch möglich gemacht hätte, eine Beziehung mit einem verheirateten Mann aufrecht erhalten, die nie eine Aussicht auf ein gemeinsames Leben bot.

Hinter diesen unerfüllten Partnerwünschen verbergen sich die Sehnsucht nach einer Partnerschaft als Mittelpunkt des Lebens oder aber nach einem Partner, der das gegenwärtige Leben wenig verändern dürfte; unbewusste Verhinderungsstrategien, angestrengte Bemühungen und Resignation bei den einen und gelassenes Warten und Hoffnung bei den anderen.

4.1.3 Ambivalenter Wunsch und Moratorium

Charakteristisch für einige Alleinlebenden ist, dass sie im gleichen Gespräch immer wieder entgegengesetzte Äußerungen darüber machen, ob sie gerne einmal mit ihrem Partner, ihrer Partnerin zusammenleben, bzw. eine neue Beziehung eingehen wollen. Eine Partnerbeziehung wünschen, aber unerfüllbare Bedingungen an sie knüpfen, den Entschluss, ohne Partnerbeziehung zu leben, verteidigen, aber im Alter doch mit einem "lieben Menschen" zusammenleben wollen, sich - mit Ende Vierzig - noch eine gewisse Zeit zur Selbstfindung geben wollen vor dem Einlassen in eine Beziehung - so oder ähnlich drücken sich die Sehnsüchte nach Nähe aus von Alleinlebenden, die gleichzeitig die Erfahrung gemacht haben, dass sie eine große Distanz in ihren Liebesbeziehungen brauchen. (Gisela Amdorf, Elmar Soehnges, Hannelore Rossbach, Manfred

Schreyer; ihre Partnervorstellung für die Zukunft nahezu aufgegeben haben: Anni Moosberger, Gabi Schlichting) Manche sind sich ihrer widersprüchlichen Wünsche bewusst, machen sie selbst zum Thema, andere sprechen klare Überzeugungen aus und widersprechen sich nur wenige Sätze später, ohne dass ihnen ein reflexiver Zugang zum Widerstreit ihrer Wünsche möglich ist, der ihnen eine bessere Balance zwischen ihren Nähe- und Distanzbedürfnissen ermöglichen könnte. Hinter einem *Bedürfnis nach Distanz in Partnerbeziehungen* verbergen sich sehr unterschiedliche Haltungen und Wünsche, wie im Laufe der folgenden Analysen zunehmend deutlich werden wird; die Kategorie wird also in dieser Allgemeinheit als Sammelbegriff verwendet, der diverse Dimensionen einschließt.

4.1.4 Partnerwunsch aufgeben

Nur einer unserer Interviewpartner im mittleren Alter, Günther Höhler, hat seine Wünsche nach einer Beziehung völlig aufgegeben. Er kann keinen Menschen mehr längere Zeit in seiner Nähe aushalten und weiß von sich, dass er in der Sexualität Perversion und Zerstörung sucht und sie nicht mit von Achtung getragenen freundschaftlichen Gefühlen einem Menschen gegenüber miteinander vereinbaren kann.

Fassen wir zusammen: Wir haben also erste Anhaltspunkte für die *Vielfalt* und *Verschiedenartigkeit* der Nähewünsche und Distanzbedürfnisse und ihre *Prozesshaftigkeit* gefunden, wir sind *Uneindeutigkeiten* in den Wünschen und großen *Ambivalenzen* begegnet. Den Wunsch nach einer Partnerschaft haben (fast) alle Alleinlebenden dieser Altersgruppe, aber er enthält sehr verschiedene Vorstellungen: Ein Skript, dass eine Ehe die einzige erstrebenswerte private Lebensform ist, oder die Einschätzung, dass Liebesbeziehungen nie von Dauer sind, die Bedingung für eine Partnerschaft, dass sie nie in die eigene autonome Lebensführung eingreifen darf, oder die Vorstellung, ein grundsätzlich gewünschtes Zusammenleben in einer Partnerschaft für die fernere Zukunft aufzuschieben, und andere Programme. Am meisten im Einklang mit ihren bewussten Partnerwünschen leben die Alleinlebenden, die von sich wissen, dass sie eine große Distanz in ihren Beziehungen brauchen, und denen es gelungen ist, in einer Partnerschaft auf Distanz leben. Aber auch sie sind nicht immer frei von Widersprüchen, sei es, dass sie ihre Wünsche nach Nähe zurückgeschraubt haben, weil sie sie für unerreichbar halten, sei es, dass sie sich ihr Distanzbedürfnis, das sie durch ihr Verhalten absichern, nicht eingestehen können. Diese *Ambivalenz*, die nahezu alle meine allein lebenden GesprächspartnerInnen zeigten, kann bewusst wahrgenommen werden oder sich im offenen Widerspruch zeigen zwischen bewussten Wünschen nach Bindung und (wiederholtem, bzw. lang andauernden) eigenem Verhalten, das aktiv gegen dauerhafte Bindungen gerichtet ist. Oder sie wird umgedeutet in die Frage nach dem richtigen Zeitpunkt; die BiographInnen wünschen sich dann eine Bindung erst für die fernere Zukunft, für das Alter oder wenn Aufgaben der eigenen Persönlichkeitsentwicklung abgeschlossen seien.

Nun entspricht es unserer Alltagserfahrung, dass private Lebensentscheidungen, wie eine Heirat oder der Entschluss, mit einem Menschen zusammenzuziehen, selten ganz frei sind von *Ambivalenzen*. Das gilt auch für die Einschätzung unserer gegenwärtigen privaten Lebenssituation. Wir können eine selbst gewählte Bindung weiterhin bejahen und doch Augenblicke oder Zeiträume kennen, in denen wir an eine Trennung denken oder uns ein ungebundenes Leben verlockend vorkommt. Wir können froh sein, allein zu wohnen, und doch in Momenten der Sehnsucht oder wenn uns mal die Decke auf den Kopf fällt, daran zweifeln, ob wir wirklich allein wohnen wollen. Bedürfnisse nach Bindung und Selbstbestimmung, nach Nähe und Distanz verändern sich zudem im

Laufe des Erwachsenenalters. Solche widersprüchlichen Empfindungen gehören ebenso zur (modernen) Ehe wie zum Alleinleben. Und der Wunsch nach einer partnerungebundenen, selbst bestimmten Lebensgestaltung kann in einer Lebensphase vordringlich sein, in einer anderen Phase dagegen das Leben in einer Familie oder die Geborgenheit in der Zweisamkeit einer Partnerbeziehung - von Müttern wird ganz selbstverständlich erwartet, dass sie über viele Jahre aus vollem Herzen ihr Leben auf die Bedürfnisse ihrer Kinder einstellen und sie dann gerne gehen lassen und sich auf die neuen Freiheiten der nachelterlichen Phase freuen. *Dass* allein lebende Menschen in ihren Partnerwünschen ambivalent sind, ist also kaum bemerkenswert;³² welche *Erfahrungsgrundlagen* sich hinter diesen Ambivalenzen und auch Veränderungen verbergen und mit welchen *Strategien* die Alleinlebenden sie in ihre Lebensentwürfe und -bewältigung integrieren, wird im folgenden Abschnitt im Hinblick auf sich wandelnde Leitbilder für Partnerschaften weiterverfolgt. Die Widersprüchlichkeiten der eigenen Partnerwünsche und deren großenteils nur begrenzte subjektive Durchschaubarkeit sind auch ein Grund dafür, dass eine Übereinstimmung, bzw. Diskrepanz zwischen den Partnerwünschen und deren Realisierung ein - wie die Lebenserzählungen zeigen - unzuverlässiger Gradmesser für die subjektive Zufriedenheit mit der aktuellen Lebensform sind.

4.2 Exkurs: Von der "gottgewollten und natürlichen Ordnung" zur Pluralisierung der Lebensformen

In jeder Lebensgeschichte gibt es Besonderheiten, die nur im Leben dieses einen Menschen zusammentreffen, die aber deshalb von zeitgeschichtlichen Konstellationen nicht unabhängig sind. In den Rekonstruktionen der Lebensgeschichten wird immer wieder deutlich, wie die Zeitgeschichte in die Familienbeziehungen hineingespielt hat und für die individuellen Nähe- und Distanzbedürfnisse und die Leitbilder der BiographInnen für Paarbeziehungen mit verursachend war. So hatte in einigen Lebensverläufen der frühe traumatische Verlust eines Elternteils als Folge des Krieges eine Parentifizierung zur Folge, die im Erwachsenenalter ein ambivalentes Verhältnis zur Übernahme von familialer Verantwortung erzeugt hat. Dass diese Konstellation sich in auffallend vielen Lebensgeschichten der von mir interviewten Alleinlebenden fand, ist aber bereits einem kollektiven Schicksal zuzuschreiben, dem Tod eines Elternteils durch den Zweiten Weltkrieg. Als weitere Beispiele seien hier einige historische Konstellationen genannt, die in jeweils mehreren Lebensgeschichten eine wichtige Rolle spielten: Väter, die geschwächt aus dem Krieg zurückkehrten; Belastungen mit Familientabus im Kontext des Nationalsozialismus oder, in der DDR, der Stasi, die das Vertrauen in die Kommunikation in Partnerbeziehungen belasteten; allein erziehende Kriegerwitwen, die - im Gegensatz zu geschiedenen Müttern - die verstorbenen Väter idealisierten; Dreigenerationenfamilien als Notgemeinschaften in der Kriegs- und Nachkriegszeit, in der die Großeltern oft die junge Familie unterstützten und - in mehreren Lebensgeschichten der von uns interviewten Alleinlebenden - eine wichtige ausgleichende Stütze für die Enkel waren und auf ihre spezifische Weise die Leitbilder für Paarbeziehungen

³² Auch Hradil (1995), Jaeggi (1994) Kern (1998) halten es nicht für sinnvoll, von "freiwilligen" Alleinlebenden oder Singles zu sprechen. Burkart (1992) kritisiert die Annahme von "Entscheidungsautonomie" bei der Frage nach Gründen für private Lebensformen mit Blick auf strukturelle Push- oder Pull-Effekte. "Entscheidend wäre im Sinne einer soziologischen Erfassung des Problems, die strukturelle Ambivalenz der Singles herauszuarbeiten, die Verknüpfung von individueller Entscheidung und strukturellem Zwang, von 'Selbstverwirklichung' und Familienorientierung" (S. 358) Bachmann (1991) macht die Unterscheidung in freiwillig und unfreiwillig Alleinlebende zum entscheidenden Kriterium zur Differenzierung von Alleinlebenden.

beeinflussten. Auch die Aufbauphase des so genannten Wirtschaftswunders hat in das Familienklima hineingespielt.

Diese zeitgebundenen Konstellationen, die das Bindungsverhalten von vermutlich nicht wenigen Alleinlebenden dieser Alterskohorte maßgeblich mit beeinflusst haben, können aber immer noch nicht erklären, warum heute zunehmend viele Menschen allein leben, die jünger als diese Interviewten sind und für deren Beziehungsverhalten deshalb diese historischen Konstellationen keine Bedeutung mehr haben können. Es ist bereits angesprochen worden, dass die interviewten Alleinlebenden in einer Zeit ins heiratstypische Alter kamen, als Heiraten und Kinder bekommen zwar noch so selbstverständlich waren, dass Alternativen kaum gedacht werden konnten, dass sich aber eine Veränderung in der Machtbalance zwischen den Geschlechtern anbahnte. Kristallisationspunkt war die Protestbewegung der Achtundsechziger,³³ in der die Leitbilder der 50er und 60er Jahre für Partnerbeziehungen, für die Lebensplanung und -gestaltung von Frauen und Männern in Frage gestellt wurden. Dieser Diskurs hatte aber Ende der 60er/Anfang der 70er Jahre nur für wenige Menschen eine unmittelbare Relevanz für ihre eigene Lebensführung; welche persönlichen Voraussetzungen hatten sie dafür im Gegensatz zur Mehrheit ihrer Altersgefährten? Die historische Dynamik gesellschaftlicher und milieuspezifischer Leitbilder jener Zeit, als die interviewten Alleinlebenden ins heiratstypische Alter kamen, bietet die Chance, exemplarisch Passungsverhältnisse zwischen Biographien und gesellschaftlichen Leitbildern für Partnerschaft und Ehe zu untersuchen. In diesem Exkurs wird zunächst das Leitbild kurz nachgezeichnet, das bis in die 70er Jahre die Erwartungen der Eltern an ihre Kinder bestimmte und einmütig von den "gesellschaftlich relevanten Kräften" vertreten wurde, um anschließend das Neue zu benennen, das damals die Gemüter bewegte und schließlich zum Individualisierungsschub der letzten zwei Jahrzehnte beitrug.

4.2.1 "Das goldene Zeitalter der Familie"

Die ältere Gruppe der von uns Interviewten, 1942 bis 1947 geboren, ist in den 50er und 60er Jahren aufgewachsen, in einer Zeit, die "das goldene Zeitalter der Familie" genannt wird. Es war die Nachkriegszeit, eine längere Phase der Konsolidierung und auch der Restaurierung. Die Familie wurde nach den Wirren von zwei Weltkriegen und infolge der Desorientierung nach dem Bankrott des Nationalsozialismus als einziger verlässlicher Hort gesehen, ihr Institutionencharakter betont. Man besann sich auf Werte der bürgerlichen Ehe und Familie, die sich im 19. Jahrhundert herausgebildet hatten. "In mancher Hinsicht war das BGB von 1900 dem ALR (Allgemeines Landrecht für die Preußischen Staaten, J.S.) von 1794 ähnlich." (Schenk 1987) Es basierte auf einer "Verknüpfung von Familie, Privateigentum und patriarchaler Autoritätsstruktur" (Schenk ebd., 98) Die Vermögensverwaltung - auch über das von der Frau eingebrachte Vermögen - lag ausschließlich beim Mann; ihm allein oblag auch die Entscheidung "in allen das gemeinschaftliche eheliche Leben betreffenden Angelegenheiten". (' 1354) Diese Grundlagen des

³³ Im Folgenden wird der Begriff *Protestbewegung* benutzt, um das Spektrum der Strömungen einzuschließen, die die Emanzipationsbewegung ausmachten, die sich in der zweiten Hälfte der 60er Jahre öffentliche Aufmerksamkeit verschaffte. Dazu gehören die Studentenbewegung im engeren Sinn, aber auch Gruppierungen, die aus ihr hervorgingen und (im Wesentlichen) nicht von Studenten getragen wurden, sich zusammen mit jenen politisch als außerparlamentarische Opposition, *APO*, verstanden - das trifft für die Gruppen zu, mit denen Susanne Ebenholz verbunden war - und Gruppierungen, die sich mit Beginn der 70er Jahre ausdifferenzierten und mit spezifischen Anliegen befassten, wie die *Neue Frauenbewegung* und die *Hausbesetzerszene*, in deren Umfeld Anja Vielhaber lebte und arbeitete. (s. Kap. 4.3.1)

Eherechtes aus der Jahrhundertwende wurden in der BRD zunächst voll übernommen und nur zögerlich revidiert.

Bei der Durchsicht unterschiedlichen Schrifttums aus der Zeit seit Ende des Zweiten Weltkrieges bis in die 70er Jahre hinein - seien es Aufsätze aus juristischen oder ärztlichen Fachzeitschriften, Urteile des Bundesgerichtshofes, Leitsätze der Bundesärztekammer, Hirtenworte katholischer Bischöfe, Stellungnahmen der EKID, parlamentarische Redebeiträge des Familienministers, des Justizministers oder von Abgeordneten und viele andere offizielle, bzw. mit Autorität ausgestattete Verlautbarungen oder Ratgeberbücher für Eheleute und Etikettebücher³⁴ - fällt die Geschlossenheit des Weltbildes auf, nach dem Männern und Frauen ihre Plätze zugewiesen waren; die Politik, die Kirchen und die Wissenschaft standen gleichermaßen hinter ihm - es war gleichsam eine *"natürliche und gottgewollte Ordnung"*, die nicht hinterfragbar war. So heißt es 1953 in der Urteilsbegründung eines Oberlandesgerichtes: "Die Struktur der natürlichen Ordnung von Ehe und Familie und ihre Bedürfnisse erschließen sich dem Richter ebenso klar wie unwandelbar aus dem Natur- und Sittengesetz, aus dem christlichen und religiösen Empfinden des Volkes."³⁵ Wir können vermuten, dass auch die von Kardinal Josef Höffner später geäußerte Ansicht (1965 veröffentlicht) über allein lebende Frauen mit dem "natürlichen Empfinden" vieler Menschen damals übereinstimmte: "... es gibt kaum etwas Verloreneres, Widersinnigeres zu denken als eine Frau ... auf sich allein gestellt."³⁶ Das sagt nun noch nichts darüber aus, wie viele Menschen dieses Weltbild teilten oder gar im Einklang mit seinen Maßstäben lebten; aber wer abweichende Wege gehen wollte, konnte nicht mit einer offenen Billigung rechnen, tat gut daran, sich unauffällig zu verhalten. Die Erwartungen an Ehe und Familie entstammten einem geschlossenen, hierarchischen Weltbild und projizierten dieses wiederum auf die Ehe. "Noch in der Mitte der 60er Jahre konnte die Ehe mit kommunikativem Erfolg in der Soziologie als eine 'totale Institution' dargestellt werden, die zwei Wirklichkeitsentwürfe zu einer homogenen Wirklichkeit zusammenschmilzt und darüber hinaus kaum ein 'Außen' kennt." (Leupold 1983, 315) Die Ära, in der die Vorstellungen über die Beziehungen von Männern und Frauen derart geprägt waren, liegt noch nicht lange zurück; jeder ihrer Aspekte, die im Folgenden genannt werden, rufen sich einige der in den 40er Jahren geborenen Alleinlebenden in ihre Erinnerung zurück als Bestandteil ihrer damaligen Lebenswelt.

Die Beziehung zwischen den Gatten ist hierarchisch geordnet: Nach diesem Eheideal, das bis in die 60er Jahre - zunächst vornehmlich in bürgerlichen, dann auch in Arbeiterkreisen - fest verankert war, ergänzen die Partner einander: Der ideale Ehemann ist der materielle Versorger der Frau und gibt ihr Schutz. Die ideale Ehefrau sorgt für sein psychisches und leibliches Wohl und bezieht ihre Selbstachtung größtenteils über ihr "Expertentum" für diese weiblichen Dienstleistungen. Die Frau war das Herz der Familie, der Mann das Haupt. Es war nicht nur sein verbrieftes Recht, als Haupt der Familie Entscheidungen zu treffen³⁷, sondern auch eine Erwartung

³⁴ Ursula Neumann (1994) hat zahlreiche Zitate aus offiziellen und offiziellen Veröffentlichungen dieser Art zusammengestellt, die die Einstellungen jener Zeit über die Rollen von Frauen und Männer, über Ehe und Familie beleuchten.; Cas Wouters (1986) hat Etikette- und Ratgeberbücher aus den Jahren 1930 - 1985 auf deren Wandel hin analysiert.

³⁵ Urteil des Oberlandesgerichtes Celle vom 19.5.1953, zit. nach Neumann 1994, 171

³⁶ Zit. nach Neumann 1994, 106

³⁷ Erst 1957 wurde das Gleichberechtigungsgesetz verabschiedet, womit der "Stichentscheid" hinfällig wurde; dieser besagte, dass in den Fällen, in denen Eheleute sich nicht einig waren, die letzte Entscheidung beim Mann lag.

an ihn. "Eine rechte Frau wird sie (die Letztentscheidung des Mannes, J.S.) von ihm fordern und wird ihn missachten, wenn er zu ihr außerstande ist." (Adolf Dombois 1955, zit. nach Neumann 1994, 43) So begründet ein führendes Mitglied der EKID-Eherechtskommission, dass die Letztentscheidung nicht juristisch abgesichert werden müsste. Dieses Leitbild, das Stolk, Wouters (1987) in Anlehnung an Elias' Konzept gesellschaftlicher Figurationen das Figurationsideal der "harmonischen Ungleichheit"³⁸ nennen, bildete das Rückgrad der bürgerlichen Ehe. Nach Pfeil (1968) war Mitte der 60er Jahre auch die Mehrheit 23jähriger Frauen und Männer, also die Altersgruppe der interviewten Alleinlebenden, der Ansicht, im Zweifelsfall soll der Mann der bestimmende Teil der Familie sein.

Das Familienleben beruhte wie nie zuvor³⁹ auf einer *strengen Arbeitsteilung*, die dem Mann den Gelderwerb außer Haus und der Frau die alleinige Zuständigkeit für alle Arbeiten im Hause zuordnete. Musste oder wollte sie aushäusig arbeiten, so hieß dies "Dazuverdienen" und war bis zur Reform des Ehe- und Familienrechtes 1977 auch gesetzlich nur zulässig, wenn die Ehefrau dadurch ihre häuslichen Pflichten nicht vernachlässigte. Das gesamte Wirtschafts- und Alltagsleben war so organisiert, dass der Mann und Familienernährer sich darauf verlassen musste, dass seine Frau ihm den Rücken freihielt: Die Arbeitswoche umfasste noch 45 Stunden, nicht eingerechnet die Mehrarbeit, ohne die das "Wirtschaftswunder" nicht denkbar gewesen wäre; die Familien hatten im Durchschnitt noch zwei bis drei Kinder; Waschmaschinen beispielsweise hielten erst langsam Einzug in die Privathaushalte. Es ist wichtig, sich dies alles in Erinnerung zu rufen um zu verstehen, dass diese Arbeitsteilung, gewachsen auf dem Humus ungleicher Machtverhältnisse zwischen Männern und Frauen, dennoch auch für die Frauen eine hohe Plausibilität im Alltagsleben hatte, sofern sie das Glück hatten, in einer "harmonischen Ehe" zu leben. Ein Mann, der sich seiner Vorrangstellung als würdig erwies, ließ seine Frau das Machtgefälle, das diesem Arrangement immanent war, nicht unmittelbar spüren.

Die *lebenslängliche Ehe* war nach dem traditionellen Ideal der einzige Ort, an dem Frauen und Männer als Paar zusammenleben konnten. Welches Risiko eine voreheliche Beziehung für eine Frau barg, wird an der Institution des "Kranzgeldes" deutlich: Es regelte juristisch die finanzielle Entschädigung einer Frau, wenn ein Mann ein Verlöbnis mit ihr beendete und sie sich, noch "unbescholten", im Vertrauen auf eine Ehe ihrem Verlobten hingegeben hatte. 1957 sprach das Landesgericht Essen einer Frau, deren Hymen bereits vor dem Verlöbnis nicht mehr unverletzt war, ein relativ niedriges Kranzgeld mit der Argumentation zu, die Verletzung könne auch durch "ärztliche Eingriffe, Sport und schwere Arbeit" geschehen sein. (Zit. nach Neumann 1994, 107; noch 1993 beschäftigten sich Gerichte mit dem Kranzgeld-Paragraphen.) Der Kuppelparagraph wurde erst 1973 abgeschafft. Anja Vielhaber erinnert sich, ihre Wirtin mit Geld bestochen zu haben, um ihren Freund gelegentlich in ihrem Zimmer übernachten lassen zu können; Wolfgang Radspieler hat gegen sein Gefühl geheiratet, weil das Paar sonst keine Möglichkeit für gemeinsame Nächte sah. Verhütungsmittel waren kaum zugänglich. 1965 verurteilte die von 400

³⁸ M.E. entspricht der Ausdruck "Figurationsideal", den Stolk und Wouters in Anlehnung an den Begriff Figuration im Werk von Elias benutzen, dem Sinn des vertrauten Wortes "Leitbild", das ich im Fortlaufenden weiterhin gebrauche.

³⁹ In der Landwirtschaft und im Handwerk waren die Frauen "Mithelfende" im Familienbetrieb, die Arbeitsteilung zwischen Männern und Frauen griff noch stärker ineinander. Erst in den 50er, 60er Jahren, als diese beiden Wirtschaftssektoren zahlenmäßig stark abnahmen, sah sich die Mehrheit der Frauen vor der Alternative, entweder reduziert zu sein auf Hausarbeit einschließlich Kindererziehung oder zusätzlich zur Hausarbeit außer Haus dazuzuverdienen.

Ärzten unterschriebene "Ulmer Denkschrift" die zu Beginn der 60er Jahre eingeführte Pille, weil sie die "Schöpfungsordnung störe" (zit. nach Schenk 1987, 193); viele Ärzte taten sich noch lange nach ihrer Einführung schwer, sie unverheirateten Frauen zu verschreiben. Außereheliche Sexualität konnte eine schuldhafte Scheidung zur Folge haben. Eine solche Scheidung war nicht nur ein persönliches Unglück, sondern trug einen sozialen Makel und machte zudem eine Frau, bei der die Schuld lag, versorgungslos.

Es gab also bis in die 70er Jahre hinein keine gesellschaftlich akzeptierten Möglichkeiten, jenseits der festgefühten Ehe mit all ihren Zuschreibungen Nähe und Distanz in einer Paarbeziehung auszubalancieren. Es waren so viele Menschen verheiratet, wie nie zuvor und später nie mehr. Elisabeth Pfeil (1968) zeigt in ihrer "Generationenuntersuchung am Geburtsjahrgang 1941" eindrucksvoll auf, dass noch Mitte der 60er Jahre erstens die jungen Frauen und Männer im heiratstypischen Alter fast ausnahmslos eine nahezu ungebrochene Familienorientierung hatten und dass sie zweitens weit überwiegend Ansichten über Ehe und Familie teilten, die eine komplementäre Arbeitsteilung, eine Dominanz des Mannes und eine doppelte Sexualmoral beinhalten, teilten. Auch retrospektive Interviews mit Angehörigen dieser Generation belegen, dass es für die allermeisten jungen Frauen und Männer damals jenseits des eigenen Vorstellungsvermögens lag, eine eigene Familien als Lebensziel in Frage zu stellen. Stellvertretend sei Katharina Ley zitiert: "Der Imperativ tradiert Vorstellungen weiblicher Lebensgestaltung lässt sich ausnahmslos aus den Lebensgeschichten herauslesen. ... Die Schilderungen vom Kennenlernen des Mannes über Heirat zur Mutter- und Hausfrauenphase lassen auf einen Automatismus schließen, der abgelaufen ist. Damals waren keine Alternativen denkbar."⁴⁰ Eine Familie zu gründen, "weil sich das einfach so gehörte." (AFW-01, 52/12) charakterisiert die damalige Lebens"planung" auch vieler (heute) Alleinlebender - lediger und geschiedener. Dass diese geringen Verhaltensspielräume manche der Alleinlebenden in eine später gescheiterte Ehe gedrängt haben, wurde schon im Zusammenhang mit ihren Partnerwünschen angesprochen. Und mit der Familiengründung war auch eine vergleichsweise sehr festgefügte innerfamiliäre Rollengestaltung verbunden.

Diese Alternativlosigkeit spiegelt auch die hohe Anzahl der Frühehen in den 60er Jahren wider. Strafrechtliche Sanktionsmöglichkeiten waren sicherlich nicht die entscheidende Barriere. "Zu sehen gilt es vor allem aber, dass die bürgerliche Ehe-, Sexual- und Familienmoral vorrangig schon *konventionell* gesichert war - durch 'Gerede', durch die erwartbare Anstoßnahme und Entrüstung 'der (auf die guten Sitten bedachten) Leute', äußerstenfalls auch durch 'Ächtung' und Beziehungsabbrüche noch seitens der Nächststehenden." (Tyrell 1988, 154) Die Alternativen innerhalb dieses Wertesystems waren, entweder sich für "das ganze Paket" der hoch institutionalisierten Ehe und Familie zu entscheiden oder allein zu bleiben und auch auf jede partnerorientierte Sexualität zu verzichten. Die sexuellen Restriktionen trafen in dieser Schärfe allerdings nur Frauen, Männern wurden - unter dem Vorbehalt der Diskretion - augenzwinkernd Freiräume zugestanden.

⁴⁰ Ley 1984, 244f. Die Autorin hat 40 biographische Interviews von überwiegend in den 40er Jahren geborenen Schweizer Frauen erhoben.

4.2.2 Das Protestmilieu der Achtundsechziger

Etwa in der zweiten Hälfte der 60er Jahre, als die in den 40er Jahren geborenen Alleinlebenden ins heiratstypische Alter kamen, geriet das skizzierte Weltbild einer "natürlichen und gottgewollten Ordnung" und mit ihm das Figurationsideal des "harmonischen Ungleichgewichtes" für die Ehe und deren Monopol für Intimbeziehungen ins Wanken; in der alten BRD formierten sich Gegenbewegungen. Lassen wir strukturelle Veränderungen, wie zunehmende Bildungschancen für Mädchen und die Erreichung einer Vollbeschäftigung, die den folgenden Wandel der Leitbilder für die Beziehungen zwischen den Geschlechtern möglich machten, hier noch außer Acht und zeichnen kurz nach, in welchem sozialen Kontext die ungleichen Machtverhältnisse seit etwa Ende der 60er Jahre in Frage gestellt wurden und in der Folge die alten Leitbilder zunehmend an Geltung verloren. Die gesellschaftliche Unruhe artikuliert sich in der Bundesrepublik zunächst in der studentischen Protestbewegung; vor allem in diesem Milieu wurden erstmals in größeren Gruppen Kritik oder zumindest Skepsis gegenüber der Ehe und der Kleinfamilie laut. Ich gehe hier weder auf den allgemeinen gesellschaftlichen, historischen Kontext ein, der zur Studentenbewegung führte, noch auf ihre Themenfelder, ihre Strömungen und die Ziele, die die Studenten mit ihrem Protest verknüpften,⁴¹ sondern beschränke mich auf kurze Anmerkungen zur Revolte gegen die Sexualmoral der Nachkriegszeit. Dieser kulturevolutionäre Aspekt wurde keinesfalls von der gesamten Protestbewegung geteilt, dynamisierte aber Veränderungen in der Beziehung zwischen Frauen und Männern, die das Alleinleben im mittleren Alter in seiner gegenwärtigen Gestalt und Verbreitung erst ermöglichten. Eine freie und sinnenfreudige Sexualität sollte möglich werden, indem sie von Tabus befreit und aus den Fesseln der Ehe entlassen wurde. Das war eine Reaktion auf die besonders pruden 50er Jahre einschließlich ihrer Doppelmoral und auf die repressive (Sexual)Erziehung der Nachkriegsgeneration, die im Widerspruch stand zum hedonistischen Lebensstil, zu dem die Werbung der wohlhabender werdenden Konsumgesellschaft aufforderte, und hatte befreiende Wirkung. Die Forderung nach einer Befreiung der Sexualität war aber auch Bestandteil der umfassenderen politischen Zielvorstellungen der Studentenbewegung, der Auseinandersetzung mit den Voraussetzungen des Faschismus. Insbesondere die Schriften von Marcuse und Reich lieferten mit ihrer Analyse des "autoritären Charakters", an dessen Entstehung die Unterdrückung und Deformierung der Sexualität einen maßgeblichen Anteil hat, einen Schlüssel. In diesem Kontext wurden "die sexuellen Besitz- und Unterdrückungsverhältnisse" kritisiert. (Antifaschismus und Sexualität jenseits von "Besitzverhältnissen" waren auch zentrale Themen im Leben von Susanne Ebenholz während ihrer aktiven Zeit in der Protestbewegung.) Mir scheint vor allem die Indienstnahme der Sexualität für höhere, moralische Ansprüche das Moment der Befreiung allzu oft blockiert zu haben. "Eifersucht etwa, um ein prominentes Beispiel zu nennen, war als Ausdruck von 'Besitzansprüchen' gegenüber dem Partner in diesem 'linken Moralkatalog' in ähnlicher Weise tabuisiert, wie in dem des Spießbürgertums sexuelle Beziehungen jenseits der Ehe." (Waldmann 1991, 226) Hierin lag die Überforderung, der wir im Folgenden in zwei Biographien begegnen werden. Aber neue, experimentelle Formen des Zusammenlebens, wie sie beispielsweise die legendäre "Kommune Zwei" publikumswirksam für sich in Anspruch nahmen, waren vermutlich oft nur Programm und seltener gelebte Realität, als

⁴¹ Einen sehr informativen Überblick über die politischen Theorien und Ziele der Studentenbewegung gibt Sabine Waldmann (1991) in ihrer Arbeit, in der sie lebensgeschichtlich begründete subjektive Motivationen für das Engagement von ehemaligen APO-Studenten untersucht und in Beziehung setzt zu den weiteren biographischen Entwicklungsprozessen dieser ehemaligen Studenten.

Selbstdarstellungen es vermuten ließen.⁴² Selbst im unmittelbaren Umfeld der Protestbewegung lehnte sicherlich nur eine Minderheit der Paare bewusst und offen sexuelle Treue für sich ab; Susanne Ebenholz, die von Anfang an im Umfeld der Protestbewegung lebte, und Anja Vielhaber, die 1970 dazukam, gehörten zu dieser Minderheit. Dass Männer und Frauen programmatisch keine sexuelle Ausschließlichkeit voneinander erwarten, ist außerhalb des Protestmilieus eine Randerscheinung geblieben; nur relativ wenige Menschen fühlten sich von den radikalen Ansprüchen berührt. Aber durch die publikumswirksamen Selbstdarstellungen in den Medien gerieten soziale Experimente des Zusammenlebens jenseits von Ehe, Paarbeziehungen mit dem Anspruch auf sexuelle Treue und rechtlich geregelten Familienlebens in die öffentliche Diskussion. Um es ganz klar zu sagen: Die Protestbewegung der Achtundsechziger war nicht Ursache für die nachfolgende Pluralisierung der privaten Lebensformen und die Zunahme der Alleinlebenden, eher die Bühne, auf der neue Beziehungsmuster zwischen Männern und Frauen ausprobiert wurden, und sozialer Ort, von dem aus ein Schub gesellschaftlichen Wandels in der Beziehung zwischen den Geschlechtern ausging. Die Verteidigung und Erprobung ungebundener Lebensformen und freierer Sexualität gab langfristige Impulse für eine Liberalisierung und half den Weg bereiten für eine zunehmende Deinstitutionalisierung von Ehe und Familie. In den Einstellungen und Lebensläufen der in den 50er Jahren geborenen Alleinlebenden, die die jüngere von uns interviewte Gruppe bilden, schlagen sich die Veränderungen schon nieder. Zwar hatte die "sexuelle Revolution" nicht stattgefunden, und die in der Protestbewegung propagierte sexuelle Freiheit wurde von der Mehrheit der Bevölkerung bestenfalls als exotisch wahrgenommen, wenn denn überhaupt. Aber es kam im folgenden Jahrzehnt zu einer Enttabuisierung im Bereich der Sexualität. Mehrere Einflüsse überlagerten sich: empirische Untersuchungen über das sexuelle Verhalten der breiten Bevölkerung - die Kinsey-Reporte und der Hite-Report - deckten eine große Kluft zwischen offizieller Moral und gelebter Sexualität auf; es kam die Zeit der "Aufklärungsfilm" und der "Schwedentilme". "'Sex-Welle' und 'Pille' trafen zeitgleich zusammen ..." (Schenk 1987, 193) Die Idee, dass sexuelle Freiheit eine Ehe beleben könne, publizistisch z.B. von Nena und George O'Neill vertreten, deren Buch "Die offene Ehe" 1972 erschien, beschäftigte vor allem Paare der Mittelschicht. Das sexuelle Klima wurde liberaler.

Auch Frauen begannen, ihren Anspruch auf eine eigene, lustvolle Sexualität zu formulieren und durchzusetzen. Und ihre Bereitschaft nahm ab, mit zweierlei Maß zu rechnen, sexuelle Nebenbeziehungen ihrer Partner einseitig zu tolerieren; immer mehr Frauen begannen, Männern stillschweigend zugestandene Freiheiten nicht mehr duldend hinzunehmen oder für sich gleiche Rechte in Anspruch zu nehmen. Je nach Milieu und Temperament verlagert(e) sich der Kampf um mehr Gleichheit in die eine oder die andere Richtung, sozial akzeptierte (weibliche) Sexualität blieb nicht mehr ausschließlich an die Ehe gebunden. Dass Scheidungen zuzunehmen begannen, war eine logische Konsequenz, zumal die wirtschaftliche Unabhängigkeit der Frauen langsam durch deren ansteigende Berufsausbildung wuchs. Die "*Strukturdimension* von Intimbeziehungen - von Liebe als commitment, von Stabilität, Dauer und Nichtaustauschbarkeit des Personals in der Ehe - eine wesentliche Voraussetzung dafür, dass dieser Bereich institutionelle Qualität entfalten konnte", entdifferenzierte sich. (Brose u.a. 1993, 294) Die Möglichkeiten, Nähe und Distanz in Intimbeziehungen nach eigenen Bedürfnissen auszubalancieren, erweiterten sich.

Die gesellschaftliche Rolle der Frauen und das Machtungleichgewicht in Partnerschaften blieb -

⁴² Darauf ließ auch eine Fernsehdiskussion anlässlich des zwanzigjährigen "Gedenkjahres" der achtundsechziger Revolte schließen, in der ProtagonistInnen, auch ehemalige Mitglieder der Kommune Zwei und andere ZeitzeugInnen der Protestbewegung, zu Wort kamen.

trotz aller Befreiungs- und Gleichheitsrhetorik - die längste Zeit in der Protestbewegung unreflektiert. Erst als die Studentenbewegung sich fraktionierte und sich langsam von der öffentlichen Bühne verabschiedete, begannen Anhängerinnen sich zu Wort zu melden (bzw. Tomaten zu schmeißen). Zunächst wurde Studentinnen zum Ärgernis, dass sie ihren Liebespartnern, den "Genossen", nachts die Resolutionen tippten, aber von ihnen politisch nicht ernst genommen wurden. Im studentischen Umfeld gehörte die Bewältigung von Familienarbeit nicht zur Alltagserfahrung, was sicherlich mit ein Grund war für das späte Aufbegehren der Frauen in der Protestbewegung. Aus der Empörung, trotz aller Gleichheitsrhetorik nicht wahrgenommen zu werden und in die dienende Rolle verwiesen zu bleiben, entstanden erste Frauengruppen, inspiriert von der Frauenbewegung in den USA. Aus ihnen ging die so genannte Neue Frauenbewegung hervor. Die Hausarbeit und mit ihr die grundsätzliche Frage der Arbeitsteilung zwischen den Geschlechtern wurde in der Folge die zentrale Frage für die Beziehung zwischen den Geschlechtern. Mit der zunehmenden Integration der Frauen in den Arbeitsmarkt verlor ihre alleinige Zuständigkeit für die Hausarbeit ihre Plausibilität. Die Durchsetzung einer veränderten Arbeitsteilung war und ist der Hauptkampfplatz beim Ringen um veränderte Machtbalancen;⁴³ eine Rhetorik der Gleichheit zeigt den Wandel an, und im Übrigen hat sich bisher wenig geändert. Die Arbeitsteilung in Paarbeziehungen ist auch deshalb so kompliziert und konfliktrichtig, weil die entsprechenden Verhaltensweisen von Frauen und Männern nur zu einem geringen Teil der bewussten Wahrnehmung zugänglich sind; sie beruhen auf früh eingeübten Gesten bzw. der fehlenden Einübung bei Männern, und weil Veränderungen in diesem Bereich für beide Geschlechter "an weit tiefere Schichten, an Identität, Lebensentwurf, Selbstwertgefühl" rühren. (Beck-Gernsheim 1992, 277) Die Alleinlebenden haben diese Konflikte nicht. Ihr Alltagsleben unterscheidet sich in kaum einem Lebensbereich so sehr von dem anderer Frauen und Männer, die ohne Kinder leben, wie im Fehlen dieses Konfliktfeldes und andererseits der Herausforderung, für alle Arbeiten zur Selbstversorgung, seien es nun typisch weibliche oder typisch männliche Arbeiten, allein zuständig zu sein; deshalb wird diesem Thema ein eigener Abschnitt gewidmet.

Es war also auch jenseits des Protestmilieus eine zunehmende Sensibilität für Ungleichheiten in Machtverhältnissen entstanden. Für die Beziehung zwischen den Geschlechtern begann das Figurationsideal der "harmonischen Ungleichheit" inakzeptabel zu werden; es verlor an Überzeugungskraft und wurde zunehmend abgelöst vom *Ideal der Gleichheit in Beziehungen*. Die Differenzenerfahrung zwischen Gleichheitsideal und Wirklichkeit prägte fortan die Spannung zwischen den Geschlechtern. Unglückliche Ehen und Paarbeziehungen wurden weniger selbstverständlich ertragen. "Wer auf der falschen Seite der Straße landete, hatte in den Augen einer wachsenden Zahl von Menschen nicht mehr einen Fehler gemacht oder Pech gehabt, sondern ihm war vielmehr Unrecht getan worden." (Stolk, Wouters 1987, 160) Obwohl die achtundsechziger Protestbewegung das Lebensgefühl und die sozialen Beziehungen nur von relativ wenigen Menschen in einem eingegrenzten sozialen Milieu unmittelbar beeinflusste, gingen von ihr doch langfristige Impulse aus. Dies ist sicherlich nicht ganz korrekt formuliert, denn die Emanzipationsbewegung seit Ende der 60er Jahre fand nur ihren sichtbaren Beginn und ihren lautstärksten Ausdruck in der studentischen Protestbewegung, war aber in größeren gesellschaftlichen Gruppierungen verankert. In der Folge sind drei Säulen des alten Leitbildes, die

⁴³ Nach einer 1984/85 durchgeführten Umfrage unter Paaren (Deutsches Jugendinstitut 1989) stimmten die Partner in keinem Bereich ihrer Beziehung so wenig überein wie in ihrer Zufriedenheit mit der Erledigung der Hausarbeit: Die Männer waren hoch zufrieden, die Frauen antworteten sehr gemischt. Das ist nicht nur Ausdruck der emotionalen Aufladung des Themas, sondern zeigt auch, dass offensichtlich viele Frauen die Arbeitsteilung als ungerecht empfinden, aber sehr viel weniger sie auch zu einem offenen (Streit)Thema in der Beziehung machen.

das Rückgrad der bürgerlichen Ehe bildeten, ins Wanken geraten: die Verpönung der nicht in die Ehe eingebundenen Sexualität (der Frauen), die komplementäre Arbeitsteilung zwischen Mann und Frau und die Unauflöslichkeit der Ehe. Sie sind nicht gleich gewichtig: Die sexuelle Liberalisierung traf auf die geringsten Widerstände, hatten doch vermutlich die meisten Betroffenen mehr zu gewinnen als zu verlieren. Anders die Arbeitsteilung zwischen den Geschlechtern: Hier verlangt(e) eine neue Balance kräftige Einschnitte in die Privilegien der Männer und - vielleicht ein größeres Hindernis - tief greifende Veränderungen von früh eingeübten Rollenmustern von Männern *und* Frauen. Die neuen Konfliktlagen und Hoffnungen, in Verbund mit der wachsenden sozialen Absicherung der Frauen, mussten die absolute Lebenslänglichkeit der Ehe infrage stellen und zu einer Pluralisierung der Lebensformen führen; denn im Zweifelsfall geben die Frauen nicht mehr ihre Wünsche, sondern die Partnerschaft auf.

In der ehemaligen DDR hatte dieses Normalitätsmuster bis zu den Turbulenzen infolge der Wende, die zunächst durch Aufschub von Lebensentscheidungen, wie Heiraten und Geburten in die private Lebensplanung eingriffen, eine noch ausschließlichere Verbindlichkeit als in der alten BRD. Im östlichen Teil Deutschlands liefen zwei Entwicklungen parallel, die im Westen als unvereinbar gesehen wurden, nämlich eine weitgehende ökonomische Unabhängigkeit der Frauen durch eigene Erwerbstätigkeit *und* eine Angleichung der Lebensläufe, weil frühe Heirat und Familiengründung unabhängig von Bildung und Berufsstatus zum fast ausschließlichen Muster der Lebensplanung wurden. Wurde in der alten BRD die eigenständige Erwerbsarbeit der Frauen als Voraussetzung für die zunehmende Individualisierung der Lebensläufe angesehen, führte in der DDR die stärkere ökonomische Selbständigkeit der Frauen also nicht zur Individualisierung und zur Pluralisierung der privaten Lebensformen, sondern sie hatte den gegenteiligen Effekt, Familiengründung weitgehend als Einheitsmodell. (Gysi, Hg. 1989) Andere Voraussetzungen mussten also maßgebend sein. Der Staat stellte jungen Familien im Gegensatz zur bundesrepublikanischen Familienpolitik -, unabhängig von der individuellen Ausbildungs- oder Arbeitssituation der Eltern Kinderbetreuungsangebote und kinderorientierte finanzielle Transfers zur Verfügung, so dass verlängerte Ausbildungszeiten nicht zum Aufschub oder Verzicht einer Familiengründung führten.⁴⁴ Andererseits wurde das Alleinleben junger Erwachsener durch restriktive Zuweisung von eigenem Wohnraum erschwert. Dass nur sehr wenige Menschen im jungen und mittleren Erwachsenenalter alleine lebten, schaffte wiederum ein soziales Klima und Strukturen in der Organisation des sozialen Lebens und der Freizeitangebote, die Alleinleben wenig attraktiv machten.

⁴⁴ Gysi 1990, zit. nach Ferree 1992

4.3 Alleinlebende zwischen traditionellen Leitbildern und Distanzbedürfnis

Wir können also festhalten, dass die Mitte der 40er Jahre geborenen Alleinlebenden in einer Zeit aufgewachsen sind, als Ehe und Familie das dominante Leitbild für die private Lebensplanung waren, in der ehemaligen DDR noch ausschließlicher als im Westen. Nun ist die Annahme berechtigt und wird durch die Interviews bekräftigt, dass Alleinlebende im familientypischen Alter in der Regel mehr innere Vorbehalte gegen enge, dauerhafte Partnerbindungen haben als die meisten Menschen. Weil sie aber mit diesen traditionellen familienorientierten Werten aufgewachsen waren (selbst dann, wenn ihre Eltern sie nicht vorlebten, wurden sie in ihrer sozialen Umgebung und in der Öffentlichkeit mit ihnen konfrontiert), mussten sie, als sie ins heiratstypische Alter kamen, in Konflikt geraten, wenn sie sich nicht auf eine dauerhafte Partnerbindung nach dem Muster dieses engen Aufeinander-Angewiesen-Seins einlassen konnten oder wollten, wenn sie wussten oder ahnten, dass Ehe und Familie nicht die Lebensform war, in der sie sich wohl fühlen würden. Nebenbei bemerkt: Nicht nur die gesellschaftliche Erwartung zu heiraten hatte zugenommen, sondern, auf lange Sicht gesehen, auch die Intimisierung der Ehe. Mit anderen Worten: *Innerhalb* einer Ehe eine größere Distanz aufrecht zu erhalten, widersprach ebenfalls den Erwartungen.

In jedem Fall waren, wollten die interviewten Alleinlebenden damals eine sexuelle Beziehung ohne Ehe eingehen, die erwartbaren Reaktionen des Umfeldes zu berücksichtigen, weil Gegenwürfe zu Ehe und Kleinfamilie nur in begrenzten sozialen Milieus an Anziehungskraft gewannen. Erst nach und nach entstanden mehr Spielräume zur Gestaltung von Paarbeziehungen - eine Entwicklung, die denjenigen entgegenkam, die ein ausgeprägtes Distanzbedürfnis hatten. Es mussten aber weitere individuelle Voraussetzungen hinzukommen, damit damals, Ende der 60er, Anfang der 70er Jahre, die alternativen Leitvorstellungen zu Partnerschaft und Sexualität persönlich bedeutsam werden konnten. Jenseits bestimmter sozialer Milieus wurden die kritischen Ideen der Protestbewegung über Ehe und Kleinfamilie erst später (begrenzt) wirksam, als sie in eine allgemeine Liberalisierung einfließen. Im Folgenden werden verschiedene Strategien der (heute) Alleinlebenden im Spannungsfeld von individuellen Distanzbedürfnissen und kollektiven Leitbildern herausgearbeitet. Den Beginn bildet die Strategie von zwei Biographinnen, die durch eine hohe Identifikation mit der Protestbewegung die herrschende Sexualmoral und das Streben nach einer konventionellen Ehe abwerteten und so als Maßstab für sich selbst außer Gültigkeit setzten.

4.3.1 Übernahme neuer Leitbilder für Liebe und Sexualität im sozialen Milieu der 68er Protestbewegung

In der Fallrekonstruktion von Susanne Ebenholz (vgl. Kapitel 3.1) wurde bereits ein Lösungsmuster für den oben beschriebenen Konflikt vorgestellt. Dort habe ich gezeigt, dass diese Biographin, indem sie lustvolle Sexualität in wenig verbindlichen Beziehungen mit Männern fand, dagegen emotionale Sicherheit und Geborgenheit in der Gruppe ihrer politischen Freunde und in einigen (nichtsexuellen) Frauenfreundschaften erlebte, schon Ende der 60er, Anfang der 70er Jahre Möglichkeiten für ein sexuell aktives *und* sozial integriertes Leben jenseits des traditionellen Beziehungsmusters Ehe finden konnte und ebenfalls über viele Jahre eine Lösung für den Umgang mit einer biographischen Hypothek, nämlich ihrer Ambivalenz zwischen einem starken Wunsch nach erfüllter Sexualität und einem ebenfalls starken Misstrauen gegenüber emotionaler Verlässlichkeit von Männern. Dies war ihr möglich durch die Übernahme neuer, permissiverer Leitbilder für Liebe und Sexualität und das Ignorieren oder die offensive Ablehnung traditioneller

Ehewerte im subkulturellen Schutzraum der Protestbewegung.

Die Strategie von Anja Vielhaber entspricht dem gleichen Muster: Auch diese Biographin weicht einer Normalbiographie aus, ohne auf sexuelle Partnerbeziehungen zu verzichten, indem sie subkulturelle Normen und Spielregeln der Protestbewegung, genauer: der sozialen Lebenswelt "alternativer" Wohngemeinschaften übernimmt.

Die Fallgeschichten" dieser beiden Frauen, die in verschiedenen Regionen leben, enthalten ausgeprägte Parallelen. Beide Frauen begannen ihr junges Erwachsenenleben so, dass die Zeichen auf eine Normalbiographie deuteten (wenn auch ihr voreheliches Zusammenleben mit einem Mann damals noch eher zur Ausnahme gehörte): In relativ jungen Jahren sind sie von zuhause ausgezogen, um mit einem Mann zusammenzuziehen, mit dem sie dann sechs, bzw. zehn Jahre in einer eheähnlichen Paarbeziehung gelebt haben. In beiden Lebensgeschichten gibt es, bis die jungen Frauen Anschluss an die Subkultur der Protestbewegung finden, keine Anzeichen dafür, dass ihre Paarbeziehungen nicht in eine Ehe mit traditionellen Rollenmustern und eine Familiengründung münden würden. Susanne Ebenholz beschreibt eindrücklich die eingespielte Machtbalance in ihrer ersten Beziehung, in der *sie* das ängstliche Mädchen war, *er* der Lehrer und Beschützer; Anja Vielhaber erinnert ebenfalls ausgeprägt patriarchale Rollenmuster in ihrer ersten, zehn Jahre dauernden Beziehung, die ihr damals ganz selbstverständlich gewesen seien - sie habe beispielsweise das gemeinsame Auto finanziert und gewaschen, aber keinen Führerschein gehabt.

Die Kontaktaufnahme mit der Protestbewegung der 68er kommt für beide Frauen plötzlich und unvermittelt und ist mit radikalen Änderungen in ihrem gesamten Leben verbunden. Es sei an die hoch emotionale Schilderung von Susanne Ebenholz erinnert, in der sie das Erleben einer Rede von Rudi Dutschke als einen entscheidenden Wendepunkt beschreibt, der ihr Leben völlig verändert hat. Anja Vielhaber fühlt sich, als sie ihrem Freund in eine Großstadt nachzieht, in der die Studentenbewegung besonders sichtbar im öffentlich städtischen Leben ist, anfangs vor allem vom in ihren Augen neuen, aufregenderen Lebensstil der Studenten angezogen, tauscht von heute auf morgen ihre korrekte Aufmachung fürs Büro gegen eine wilde, lebensfrohe Aufmachung ein und trennt sich von ihrem Partner, der ihre Entwicklung nicht nachvollziehen kann. Beiden Frauen tut sich eine neue, aufregende Welt auf. Sie finden in der Protestbewegung ein intensives Anregungsmilieu und entdecken neue Fähigkeiten in sich selbst; sie werden von anderen anerkannt, wie sie das vorher nie kennen gelernt haben. Den auffallendsten Ausdruck findet die persönliche Entwicklung, die nun bei ihnen ausgelöst wird, im Verlust von Lebensangst. Susanne, die durch ihre ständige, diffuse Angst bisher sogar daran gehindert wurde, alleine öffentliche Verkehrsmittel zu benutzen, erlebt sich plötzlich völlig angstfrei, selbst angesichts von Wasserwerfern in Demonstrationen. Obwohl sie selbst eine Lehre macht, hat sie auch keine Scheu in Diskussionen mit Studenten. Auch Anja, die ebenfalls von einer Vergangenheit voller Angst erzählt und (im Gegensatz zum Vater und zur Schwester) keine höhere Schulbildung hat, gewinnt schnell an sozialer und intellektueller Sicherheit, was dazu führt, dass sie die mittlere Reife macht, ein Hochbegabtenstipendium bekommt, das Abitur nachmacht und nebenher selbständig und mit Erfolg die Organisation großer Projekte in der Frauenbewegung übernimmt. Für beide Frauen beginnt ein dynamischer Entwicklungsprozess, der alle Charakteristika eines *Wandlungsprozesses*⁴⁵ hat, eine

⁴⁵ Schütze (vgl. 1984, 1999) nennt als Elemente des biographischen Erfahrungsschemas der Wandlung, einer "zentralen Prozessstruktur des Lebenslaufs": biographisches Handlungsschema des Erlebens von Neuem; neuartige Anregungsmilieus; Erfahrungen von höchster Erlebnisdichte; intensive Form der Sozialität; Erweiterung der Umweltbeziehungen; Bereitschaft, sich auf Lebens- und Selbstveränderung einzulassen. Ich komme auf das Konzept der Prozessstrukturen des Lebenslaufs zurück.

positiv belebende, aufregende Zeit in einem neuartigen Anregungsmilieu; sie machen sehr intensive Erfahrungen in einem dichten Gruppengeschehen, finden Zugang zu Welten, die ihnen bisher verschlossen waren.

Dies ist die Lebenssituation, in der die beiden Frauen ihre eheähnlichen Beziehungen beenden. Gleichzeitig sehen sie traditionelle Werte für Paarbeziehungen nicht mehr als verbindlich an und lösen also nur folgerichtig ihre Partnerbeziehungen auf, die sie ja unter einem anderen Vorzeichen eingegangen waren. Ihre Lebenspartner können oder wollen die neue Entwicklung ihrer Gefährtinnen nicht nachvollziehen: Anjas Freund bleibt dem subkulturellen Lebensstil der 68er insgesamt fern. Susannes Partnerbeziehung, die auf der Konstellation "schüchternes Mädchen - starker Beschützer" beruht hat, hält die Labilisierung der eingespielten Machtbalance nicht aus, als die Biographin aus der Rolle des hilflosen Mädchens herauswächst und, auf ihre Position der alleinigen Ernährerin verweisend, Mithilfe des Partners bei der Hausarbeit einfordert.

Susanne Ebenholz und Anja Vielhaber führen, seit sie ihre eheähnlichen Lebensgemeinschaften aufgegeben haben, ein ungewöhnlich freies und aktives Sexualleben, gemessen an der damals dominierenden Moral für Frauen. Anja zieht in eine Wohngemeinschaft in einem "besetzten Haus", lebt dort inmitten der Szene des "Häuserkampfes". Unter anderen hat sie in ihrer Wohngemeinschaft einen Liebespartner, dann einen in einer anderen Wohngemeinschaft im gleichen Haus. Während eines Studienaufenthaltes im außereuropäischen Ausland verliebt sie sich und spielt mit dem Gedanken, ein Kind zu wollen, den sie aufgibt, als die Beziehung sich als nicht tragfähig erweist. Noch in der Zeit der Verliebtheit und gemeinsamen Zukunftsperspektive setzt sie bei einem mehrmonatigen Zwischenaufenthalt in Deutschland die sexuelle Beziehung zu ihrem alten Freund fort. Insgesamt berichtet sie von acht längeren Beziehungen mit Männern und zwei lesbischen Beziehungen und von verschiedenen kürzeren Affären; nicht selten war sie in Dreiecksbeziehungen verstrickt. Anja Vielhaber spricht wie keine(r) der von mir interviewten Alleinlebenden offen über Sexualität; so erklärt sie gleich zu Beginn ihrer Lebenserzählung, dass sie eine "schöne Sexualität" sehr wichtig fände, und ergänzt später sehr offen, dass es ihr gelegentlich schmerzhaft schwer falle, ohne sexuelle Beziehung zu leben.

Susanne Ebenholz beginnt, wie aus der Fallrekonstruktion erinnerlich, ein sexuell ähnlich freizügiges Leben. Eine Beziehung habe schöner als die andere begonnen, und mehrmals hatte sie mehrere gleichzeitig. Um auf das Ausgangsproblem zurückzukommen: Susanne und Anja ließen sich nur bedingt auf ihre Liebespartner ein, sie vermieden Nähe und Verbindlichkeit, die sie - darauf komme ich noch - aufgrund ihrer Lebenserfahrungen nicht zulassen konnten, negierten Lebenslänglichkeit und Exklusivität in ihren Bindungen, die zentralen Merkmale der Ehe. Sie erfüllten also keinesfalls die Erwartungen, die mit dem traditionellen Leitbild für Paarbeziehungen verbunden waren. Und dennoch verzichteten sie nicht auf Liebesbeziehungen und ein sexuell aktives Leben; in Einklang mit ihrem sozialen Umfeld, dem subkulturellen Milieu der Protestbewegung, führten sie ein so freizügiges Sexualleben, wie es insbesondere für Frauen zu Beginn der 70er Jahre die Gefahr barg, stigmatisiert und ins soziale Abseits gedrängt zu werden.

Die sexuell freizügige Lebensweise dieser beiden Frauen hatte ihre eigenen Voraussetzungen im damaligen subkulturellen Umfeld und war deshalb an den funktionierenden Zusammenhalt dieses Umfelds gebunden. Eine genauere Hinsicht auf seine Einflüsse und "Einmischungen" in das Sexualleben von Anja Vielhaber und Susanne Ebenholz gibt aufschlussreiche Hinweise auf die Gebundenheit von Lebensweisen in Bezug auf Partnerschaft und Sexualität an ein soziales Umfeld. Ehe ich dieser Spur nachgehe und darauf eingehe, was diese individuelle Strategie, die ich *frühzeitige Übernahme neuer Leitbilder* genannt habe, leisten konnte, wo ihre Konfliktfelder und

ihre Grenzen lagen und was ihr Preis hinsichtlich langfristiger Entwicklungsprozesse war, wende ich mich den individualbiographischen Voraussetzungen für diese Strategie zu.

Individualbiographische Voraussetzungen für die Übernahme neuer Leitbilder in der 68er Protestbewegung: Zunächst musste die Gelegenheit gegeben sein, mit der Protestbewegung in persönlichen Kontakt zu kommen. Susanne Ebenholz lebte in Berlin und hatte gerade ihr Abitur gemacht, als Rudi Dutschke die Rede hielt, die eine Wende im Leben der Biographin auslöste. Sie war also in einer Lebensphase, die besonders offen macht für die Aufnahme neuer Eindrücke. Anja, die ebenfalls zu jener Zeit in einer Großstadt lebte, die als Zentrum der Studentenbewegung galt, stieß 1970 im Alter von Mitte Zwanzig zur Szene des "Häuserkampfes" und zur Neuen Frauenbewegung. Zur richtigen Zeit am richtigen Ort sein war notwendig aber nicht hinreichend, um sich aktiv in die Protestbewegung einzulassen, und Letzteres war nicht notwendigerweise mit einem (sexuell freizügigen) Lebensstil verbunden, wie Anja Vielhaber und Susanne Ebenholz ihn gelebt haben.

Welcher familiäre Erfahrungshintergrund Susanne Ebenholz zur *Studentenbewegung* führte, ist ausführlich in der Fallrekonstruktion Susanne Ebenholz herausgearbeitet worden und sei hier noch einmal kurz zusammengefasst, ehe auf die individuellen Voraussetzungen für die radikale Übernahme des *sexuell freizügigen Lebensstils von Teilen der Protestbewegung* eingegangen wird. Der Biographin war bekannt, dass ihre beiden Eltern unter dem Faschismus gelitten hatten und die Ehe ihrer Eltern und deren Scheidung mit dem Antisemitismus in Verbindung standen; aber die genaueren Hintergründe der diesbezüglichen Familiengeschichte waren mit starken Tabus belegt und blieben im Dunkeln. Die Identifikation mit der Protestbewegung, die die wachsame Bekämpfung des Faschismus und das Aufbrechen von Tabus zu ihrem Programm erhoben hatte, erlaubte deshalb der Biographin, sich auf einer intentionalen, bewussten Ebene mit der Geschichte ihrer Eltern auseinander zu setzen, ohne dies real tun zu müssen. So konnte sie das Tabu um die Bedrohung der Mutter vor 1945 (vgl. die Fallrekonstruktion) und eine nähere Befassung mit der Lebensgeschichte des Vaters, also eine intensive Begegnung mit ihm, was beides ihre Beziehung zur Mutter gefährdet hätte, vermeiden.

Anja Vielhaber nennt kein politisches Motiv für ihre ebenfalls sehr spontan einsetzende Begeisterung für die Protestbewegung: "Ich wollt einfach was erleben und raus." (AFW-11, 3/9) begründet sie ihre damalige Faszination. Parallel zur Kontaktaufnahme mit der Protestbewegung hat sie ihre gepflegte äußere Erscheinung abgelegt - quasi als Initiationsritus für den Eintritt in ein buntes, aufregendes Leben. Das ausgeprägte Engagement in der Neuen Frauenbewegung, das sie nach ihrer Kontaktaufnahme mit der Protestbewegung Anfang der 70er Jahre zunehmend entwickelt, berührt aber, wie ich gleich ausführen werde, ebenfalls ein zentrales Thema ihrer Kindheit und Jugend in der Herkunftsfamilie: Macht und Ohnmacht im Verhältnis der Geschlechter.

Die Kontaktaufnahme beider Frauen mit der Protestbewegung war also, obwohl spontan und unüberlegt, durch eine Affinität zu zentralen Lebensthemen gekennzeichnet. Dies erklärt zwar, warum Anja Vielhaber und Susanne Ebenholz so intensiv wie nur Wenige ihrer Alterskohorte in die Protestbewegung involviert waren, aber warum sie, selbst an Maßstäben der Protestbewegung gemessen, sehr radikal traditionelle Verhaltensweisen für die Beziehungen zwischen den Geschlechtern ignoriert haben, bleibt erklärungsbedürftig. An anderer Stelle wurde bereits betont, dass Sympathisanten der Protestbewegung zwar größtenteils verbal freizügige Einstellungsmuster gegenüber Sexualität und Paarbeziehungen teilten, aber nur wenige sie für ihre eigene

Lebensführung zu Eigen machten.⁴⁶ Um die Identifikation von Anja und Susanne mit der neuen sexuellen Freizügigkeit, wie sie nur in kleinen Teilen der Protestbewegung gelebt wurde, zu verstehen, ist ein Blick auf die Rolle der Sexualität in ihrem bisherigen Leben von Anja und Susanne wichtig.

Erinnern wir uns an die Fallgeschichte von Susanne Ebenholz, in der Sexualität eine hohe Bedeutung zukommt und ein doppeltes Gesicht hat: Die Scheidung der Eltern und die wechselnden Partnerschaften der Mutter, die Susannes Kindheit und Jugend schwer belasteten, hatten ihren Grund in sexuellen Leidenschaften. Susanne erlebte also, dass Sexualität "wundervoll" ist, wie die Mutter ihr explizit erklärte und was sie ihr vorlebte, wenn sie heimliche Treffen mit ihren Liebhabern arrangierte. Und sie erlebte, dass auf Sexualität kein Verlass ist, dass die Instabilität sexuellen Verlangens Familienbeziehungen zerstören kann: Den Auszug ihres Vaters in ihrer Kindheit begründete ihr die Mutter mit einem ehelichen Seitensprung des Vaters; Unberechenbarkeit sexueller Zuneigung verursacht - bereits für das Kind wahrnehmbar - den Wechsel der Stiefväter. Neben der hohen Wertigkeit, die Sexualität im Familienleben hatte - positiv, indem sie immer wieder die Mutter in ihrem überwiegend tristen Alltag sichtbar aufheiterte, und negativ als Verursacherin von Beziehungsabbrüchen und Verlusten - ist Unehrlichkeit untrennbar mit ihr verbunden gewesen: Sexualität fand im Leben der Mutter fast immer in einer Atmosphäre von Heimlichkeit statt, in die sie die Tochter weitgehend hineinzog.

Unehrlichkeit und eine starke Bedeutung im Positiven und im Negativen im Kontext von Sexualität, diese Elemente gehörten auch zum familialen Erfahrungsbereich von Anja Vielhaber. Angst der drei Frauen - die Mutter, und ihre drei Jahre jüngere Schwester - vor dem Vater, die Mutter in der Opferrolle, eine Verwischung der Rollen des Paares, der Eltern und der Tochter Anja und eine starke Sexualisierung insbesondere der Vater-Tochter-Beziehung kennzeichnen die Ehe- und Familiendynamik in ihrer Herkunftsfamilie. Der Vater hat, für alle Familienmitglieder sichtbar, verschiedene Geliebte, die er nicht vor seiner Frau und seiner Familie versteckt, die die Mutter aber auch nicht "offiziell" wahrnimmt. "Meine Mutter hat von 36 Ehejahren 30 Jahre lang immer eine Freundin meines Vaters ertragen müssen." (AFW-11, 5/3) Die Biographin fasst die Ehe ihrer Eltern in dem Kommentar zusammen: Die Mutter, "die war nur dazu da, die Kinder zu erziehen und ihn zu versorgen und **sonst gar nichts**." (AFW-11, 62/15) Das Mädchen hat damals Partei für seinen Vater ergriffen, die Mutter, die ewige Dulderin der Demütigungen durch ihren Ehemann, für die schlechte Ehe der Eltern und das bedrückende Familienklima verantwortlich gemacht. Anjas Strategie ist nicht nur mit Blick auf die unglückliche, leidende Mutter zu verstehen, die ihr kein Vorbild sein kann und zu der sie kein warmherziges Gefühl empfand; an Zärtlichkeiten zwischen Mutter und Tochter kann sie sich nicht erinnern. Die Gründe liegen auch in der Vater-Tochter-Beziehung, die in hohem Maße sexualisiert gewesen ist. Kaum einen Bereich im Leben der Herkunftsfamilie thematisiert die Biographin ohne sexuelle Konnotationen. Exemplarisch sei folgende Interviewpassage wiedergegeben, in der Anja Vielhaber sich daran erinnert, dass die Mutter nach einem Unfall im Krankenhaus gewesen sei, und fortfährt:

"Ehm **ich** dem Vater eh ausgeliefert war, damit. Es **erste Mal** diese Freundin - **eine** dieser Freundinnen zuhause bei uns auftauchte. Ich - mei - **diese** beiden in einer eh, Art und Weise

⁴⁶ Dieter Claessens, Ferdinand D. Menne (1973) teilen diese Einschätzung selbst für diejenigen, die in alternativen Familienmodellen lebten: "Bislang hat sich dabei gezeigt, dass es unter den Mitgliedern bestehender Gruppen eine bleibende Tendenz zur Zweierbindung gibt. Zwang zu einer gewissen 'Pseudohypersexualität' (Richter) lässt den Versuch sexueller Befreiung zumindest in einer umgekehrten Repressivität enden." (Ebd., 341)

miteinander umgehen sahen, wie ich das bei **meinen** Eltern **nie** gesehen habe, das heißt ich hab meine Eltern nie gesehen, dass sie sich einen Kuss gegeben haben, sich umarmt haben, sich berührt haben, noch **irgendetwas. Gar nichts.** Und das, obwohl mein Vater ein sehr lustbetonter Mann war und sehr schmusen - und ich, eh, das auch von ihm habe. Also dieser erotische Elternteil eigentlich war. Ehm, es hat mich alles **wahnsinnig** bestürzt." (AFW-11, 66/1)

Diese Passage sollte eine *Belegerzählung für den Angst einflößenden Vater* - "aggressiv, jähzornig, laut, eh, verbietend, kontrollierend" (AFW-11, 65/16) - werden und gerät der Biographin zum Beleg für die tiefe Verwirrung der Tochter über die erotischen Mesallianzen des Vaters - mit der Geliebten und, weniger offen, der Tochter. Zumindest in der Phantasie der Tochter hat ihre Beziehung zum Vater verbotene Grenzen einer Vater-Tochter-Beziehung überschritten; die Erzählungen der Biographin geben verschiedene Hinweise dafür, dass die Grenzen auch de facto verwischt waren. Dass er ein "sehr lustbetonter Mann" war, konnte sie, nebenbei bemerkt, bisher nur aus eigener Erfahrung wissen - die Beziehung der Eltern hatte ihr keine Gelegenheit gegeben, dies zu erkennen. "Lustbetont" ist auch kaum ein treffender Ausdruck für einen warmherzig zärtlichen Umgang zwischen einem Vater und seiner zehnjährigen Tochter; der Abbruch des Satzes verstärkt die Vermutung, dass die Biographin den erotischen Charakter der Zärtlichkeiten zwischen sich und dem Vater erinnert und nicht aussprechen darf oder kann. Die Fallrekonstruktion hat bestätigt, dass die Eltern-Kind- und die Ehebeziehung in Anja Vielhabers Herkunftsfamilie durcheinander geraten waren, die Tochter in verschiedener Hinsicht die Position der Mutter eingenommen hatte und dies für die Biographin mit ambivalenten Gefühlen zwischen Wohlbehagen, Schuld, Vorwurf, Missachtung und Mitleid verbunden war. In jedem Fall hat das Mädchen seinen Vater sowohl als Angst einflößenden Tyrannen wahrgenommen, als auch als liebevollen und zärtlichen Verführer, dem es gefallen will. Die Identifikation mit dem verführerischen Aggressor auf Kosten der leidenden Mutter muss zumindest ambivalent gewesen sein, wenn nicht damals schon von Schuldgefühlen begleitet. Eine Rollenverdrehung kennzeichnet auch die unmittelbare Mutter-Tochter-Beziehung: Anja Vielhaber, vom Vater inthronisiert, kritisiert die Mutter bereits im Alter von zehn, elf Jahren als schlechte Hausfrau. Dass die Tochter die Mutter als sehr unselbständig erlebt und als gesundheitlich gefährdet, löst ein Gefühl von Verantwortung für die Mutter aus und verstärkt so die "Verkehrung" in der Mutter-Tochter-Beziehung. Auf diesem familialen Hintergrund war es für Anja Vielhaber als junge Frau eine ungelöste biographische Aufgabe, sich mit dem Machtverhältnis zwischen den Geschlechtern auseinander zu setzen und nach Möglichkeiten zu suchen, Frau zu sein, ohne sich zwangsweise mit einer weiblichen Opferrolle identifizieren zu müssen. Anfang der 70er Jahre bot sich ihr für beides die Neue Frauenbewegung an. Anja Vielhaber konnte sich hier reflexiv mit der Geschlechterthematik befassen und durch ihren renommierten Einsatz im sozialen Umfeld der Frauenbewegung an Selbstwertgefühl und sozialer Anerkennung gewinnen.

Kommen wir auf die Frage nach den individuellen Voraussetzungen für die Strategie im Umgang den restriktiven Moralvorstellungen der 60er Jahre, die ich *frühzeitige Übernahme neuer Leitbilder* genannt habe, zurück und halten fest: Anja Vielhaber und Susanne Ebenholz waren zur richtigen Zeit am richtigen Ort; es gab inhaltliche Verknüpfungen zwischen der kollektiven Protestbewegung und beherrschenden Themen ihrer individuellen Lebensgeschichten, die eine intensive Einlassung beider Frauen in die Protestbewegung und ihre subkulturelle Milieus begründeten. Von entscheidender Bedeutung für die Übernahme der neuen Leitbilder für die Beziehung zwischen den Geschlechtern, die ihnen im Spontimilieu der Protestbewegung angeboten wurden, war jedoch die hohe Wertigkeit, die beide Frauen einem intensiven Sexualleben

beimaßen, und die tiefen Vorbehalte, die sie gegenüber der dauerhaften Bindung einer Ehe hatten. In ihren Herkunftsfamilien hatte sexuelles Begehren also eine für die Mädchen wahrnehmbare prominente Bedeutung und wurde gleichzeitig von ihnen hoch ambivalent erlebt; Unzuverlässigkeit und Verrat waren mit Sexualität verbunden; für Susanne hatte sie einen mehrfachen Wechsel der Väter zufolge. Aber ebenso auch Lust und Inseln guter Stimmung in einem bedrückenden Alltag. In ihrer eigenen ersten Liebesbeziehung konnten beide Biographinnen sich beide Zeit lassen, ihre eigene Sexualität im Schutz einer vertrauensvollen Beziehung zu entdecken und entwickeln; beiden war so die Chance gegeben, zu einer langfristig *unmittelbar lustvollen, positiven Sexualität* zu finden, ein Grund dafür, dass sie in ihrem Erwachsenenleben sehr viel Wert darauf legen, nie lange auf Sexualität verzichten zu müssen.

Eine letzte Konstellation, die die Übernahme der neuen Leitbilder begünstigte, muss noch angemerkt werden: Beiden Frauen waren *die traditionellen Werte für die Beziehung der Geschlechter in den Herkunftsfamilien nicht ungebrochen vermittelt worden*. Susannes Mutter und Anjas Vater hatten fortdauernd außereheliche Verhältnisse, ohne das traditionelle Eheideal offen infrage zu stellen. Diesen Biographinnen hatten ihre Familien also kein Modell für dauerhafte Partnerschaften und ein überzeugendes Familienleben vorgelebt; die Töchter hatten keine Werte überzeugend vermittelt bekommen, mit denen sie hätten brechen müssen, die sie nun hätten aufgeben müssen.

Vernetzung der sozialen Welten - Skepsis gegenüber Privatheit: Nach dieser Analyse, warum Susanne Ebenholz und Anja Vielhaber Kontakt zum subkulturellen Milieu der 68er aufnehmen konnten und warum sie (politischen) Inhalten der Protestbewegung und insbesondere dem sexuell freizügigem Lebensstil gegenüber aufnahmebereit waren, wende ich mich im Folgenden einigen Besonderheiten der sozialen Einbindung in diesem Milieu zu, um deren Wirkungsweise für die radikale, aber in dieser Radikalität nur begrenzt dauerhafte Übernahme neuer Leitbilder für Liebe und Sexualität zu untersuchen.

Die Einbindung in die Protestbewegung hatte einen umfassenden Charakter. Ob Anja Vielhaber sich am "Häuserkampf" beteiligte, unbezahlte oder bezahlte Arbeit in der Frauenbewegung leistete, sie bewegte sich immer in einer subkulturell geschlossenen Welt, in der die Trennungslinien zwischen Arbeit, politischem Engagement, Leben, Freundschaften und intimen Beziehungen sehr durchlässig waren. In nicht ganz so ausgeprägter Form trifft die enge Vernetzung der unterschiedlichen Lebensbereiche auch für Susanne Ebenholz zu. Sie hat zwar immer eine abgegrenzte Privatheit in ihrer Wohnung aufrecht erhalten, zunächst mit Partner, später allein, aber ihr Freundeskreis besteht ebenfalls, seit sie ihr Elternhaus verlassen hat, aus politischen Weggefährtinnen und -gefährten. Ihre Partnerschaftsanbahnungen fanden alle in diesem Gruppenzusammenhang statt; da habe sie sich sicher gefühlt, selbst die Initiative zu ergreifen. Auch ihr Arbeitsplatz war im Zentrum der Protestbewegung, auch für sie gingen Arbeiten und politische Betätigungen ineinander über. Diese Vernetzung ist ihr wichtig, sie hat sie bis heute erhalten können.

Susanne Ebenholz kommentiert einen Bericht über ihre aktuelle Mitarbeit in einer Betriebs- und einer Frauengruppe an ihrer Arbeitsstelle: "Ich bin nicht ... entfremdet, ich kenn hier die ganzen Leute, die **mag** ich auch, mit denen ich mich **gut** austauschen kann." (AFW-15, I, 46/6-8) Der Kontext ist, dass es für sie immer erstrebenswert und ein zentrales Kriterium bei ihren Arbeitsplatzwechseln gewesen ist, Lohnarbeit, Gewerkschaftsarbeit und soziale Beziehungen am

Arbeitsplatz möglichst wenig voneinander und von ihren anderen Lebensbereichen abzugrenzen.⁴⁷ (Ihren jetzigen Partner hat sie übrigens auch am Arbeitsplatz kennen gelernt.) Die Redewendung "nicht entfremdet", kein üblicher Ausdruck, um ein gutes Klima am Arbeitsplatz mit intensiven Kollegenkontakten zu beschreiben, gehörte dem gängigen Sprachschatz der 68er an, die den marxistischen Entfremdungsbegriff auf ihre Lebenspraxis übertrugen. Die Verwendung des Ausdrucks "nicht entfremdet" für die aktuelle Arbeitsplatzsituation verdeutlicht eine Kontinuität des Sinnsystems.

Eine möglichst geringe gegenseitige Abschottung der unterschiedlichen Lebensbereiche galt in den 68ern vielen als erstrebenswert, die Trennung von Arbeit und Privatheit wurde als negative Kehrseite eines entfremdeten Arbeitslebens interpretiert. Umgekehrt wurde aus dem Gedanken "das Private ist politisch" eine allgemeine Skepsis gegen Privatheit abgeleitet, der Verzicht auf eine sorgfältige Abschirmung des Privatlebens geriet zur unmittelbaren Handlungsanweisung für die Lebenspraxis. Diese theoretische Überhöhung erschwerte es, sich der sozialen Kontrolle entziehen zu können. Das Bestreben, die Grenzen zwischen Arbeit und Privatheit durchlässiger zu machen, kennzeichnet die Lebensarrangements von beiden Frauen noch heute. Aber sie nehmen mittlerweile gleichfalls das Recht für sich in Anspruch, sich zurückziehen und abgrenzen zu können.

Freundschaften, Liebesbeziehungen, Arbeiten und Lernen, Wohnen, Politik, Freizeit und außerberufliches Engagement waren also im Leben beider Frauen eng miteinander verflochten und eingebettet in das soziale Milieu der Protestbewegung. Kurz: Die *Szene der Protestbewegung* war auch der *private Lebensraum* der beiden Frauen; darin lag der umfassende Charakter ihrer Lebenswelt. Diese Art der sozialen Einbindung hatte mehrfache Wirkung: Sie förderte die Übernahme von Lebensanschauungen⁴⁸ und die lebenspraktische Aneignung von Wert- und Handlungsmuster der Protestbewegung. Und sie bot - das macht die Erzählung von Susanne Ebenholz, die in ihren Partnerbeziehungen nie ein emotionales "Heimatgefühl" erlebt und auch nicht gesucht hat, besonders deutlich - eine emotionale Zugehörigkeit zu Menschen, die es erleichtert, auf eine Verbindlichkeit in einer Paarbeziehung zu verzichten.

Und schließlich hatte sie Züge eines totalitären Charakters. Wenn Orientierungen gleichermaßen für alle unterschiedlichen Lebensbereiche gelten und wenn zudem, überspitzt ausgedrückt, jeder von jedem alles weiß, dann können auch Konflikte sich nicht auf einen Lebensbereich eingrenzen lassen. Verstärkt wurde die Totalisierung der Ansprüche durch ihre ideologische Überhöhung - die Verurteilung sexueller Treue in Paarbeziehungen als "kapitalistisches Besitzdenken" ist nur ein, aus der Distanz seltsam anmutendes, Beispiel. Diese weitgehende Durchdringung der Lebenswelt mit subkulturell geteilten Anschauungen hatte eine doppelte Wirkung: Sie erschwerte das Herausfinden eigener Bedürfnisse und Grenzen für die Gestaltung intimer Beziehungen, enthob aber auch weitgehend der Notwendigkeit, dies tun zu *müssen*. (Vgl. Fallrekonstruktion Ebenholz) In der Sprache von Fritz Schütz: Die Uniformität der Orientierungs- und Handlungsmuster erwies sich als Barriere für biographische Arbeit - auch darin liegt ein Grund für die Orientierungs- und Lebenskrise, in die diese beiden in die 68er involvierten Biographinnen später geraten sind.

⁴⁷ Dennoch legt sie auch Wert darauf, Kontakte jenseits ihres politischen Milieus zu pflegen, um Berührung zu anderen Lebensstilen und Weltinterpretationen zu bekommen, worauf in Kapitel "Soziale Einbindung und Interessen" ausführlicher eingegangen wird.

⁴⁸ Lebensanschauungen in dem umfassenden Sinn, wie Menschen ihre Erfahrungen und insbesondere die der Sozialwelt wahrnehmen und ordnen; vgl. Schütz 1971

Schutzraum für experimentelles Verhalten: In der Redewendung "neue Leitbilder" geht verloren, dass dies eine rückblickende Betrachtungsweise ist; denn diese Alleinlebenden haben zu Beginn der 70er Jahre nicht einfach alte Leitbilder für Liebe und Sexualität durch fertige neue ersetzt, sondern waren Mitbeteiligte an der Entwicklung. In der Kritik an überlieferten Einstellungsmustern und Umgangsformen mussten sie experimentell Alternativen erst suchen, Erlaubtes und Zumutbares ständig aushandeln, zwischenmenschliche Situationen definieren. Für diesen schwierigen Prozess waren *drei wichtige Voraussetzungen* gegeben: *Sie hatten einen Grundkonsens in der eigenen Subkultur, viel disponible Zeit und eine emotionale Abstützung in ihrem unmittelbaren sozialen Umfeld*

Es ist schon mehrfach zur Sprache gekommen, dass das Sprengen von Konventionen und die freieren Umgangsformen in Liebebeziehungen Susanne Ebenholz und Anja Vielhaber auch Verunsicherungen, Anstrengungen und leidvolle Erfahrungen brachten. Im Folgenden wird ein Zitat über Aushandlungsprozesse zwischen den Beteiligten von sexuellen Mehrfachbeziehungen wiedergegeben, an dem exemplarisch *Rahmenbedingungen* für dieses experimentelle Liebesleben, in dem so viele Regeln des sozialen Umgangs miteinander ersatzlos abgestreift wurden und neue Kompetenzen gefordert waren, aufgezeigt werden können. Susanne Ebenholz spricht über ihre Beziehung mit dem Freund "mit seinen vier Frauen":

(Es ging mir) Schlecht, ganz schlecht, ganz furchtbar, weil wir hatten ja wie gesagt, den Anspruch, dass er ja der andere Mensch nicht sein Eigentum ist. Er war ja nicht nur verheiratet, hat noch zwei andere Freundinnen gehabt. ((lacht))

I: Sie haben im Kopf den - den Anspruch gehabt

B: Ja!

I: aber praktisch eben nicht so.

B: Ich wollt' ihn ganz für mich haben, der **wollte** nicht, der ist mit seinen vier Frauen - hat er (allen auch noch -) heute aus der Rückschau noch - Also wir haben **Gespräche** gehabt, zerfleischende, tränenreiche, wo der eine nach dem andern an's Fenster gehen wollte, um sich rauszustürzen, ja? ((Lacht)) **Hochdramatisch!** ((lacht)) mit viel Alkohol auch, ja? ((lacht)) ... Wir haben uns ja auch getroffen, neh, um über unsere Gefühle zu sprechen und damit wir nicht - das war also ein - ein Zerfleischen gegenseitig. Wir wollten alle nett zueinander sein, neh? (AFW-15, I, 40/27-41,1)

Am Beispiel sexueller "Untreue" und Mehrfachbeziehungen wird die Notwendigkeit für aufwendige Verständigungsprozesse besonders deutlich. Da allgemein gültige Regeln an Kraft verloren hatten, wurden individuelle Differenzen und Vereinbarungen zwischen den Beteiligten wichtiger. Anja Vielhaber bemerkt über eine ihrer damaligen Beziehungen: Wenn einer "einfach schlichtweg erotischen Abenteuern nachging, dann war das gebongt." (AFW-11, 4/4) Sie nennt wiederholt Offenheit - "nicht hinter meinem Rücken" - als wichtigste Spielregel. Wie aber kann in "offenen" Gespräch geklärt, bzw. überzeugt werden, dass die Nebenbeziehung unter die Kategorie "erotisches Abenteuer" fällt? Susanne Ebenholz ist empört gewesen, dass einer ihrer Partner ein Gespür für Zeitpunkt und Situation hat vermissen lassen; er nahm eine andere Frau an ihrem Geburtstag in ihr gemeinsames Bett, während sie sich um die Gäste gekümmert hat. Bildet eine bestehende Ehe ein Ausschlusskriterium für Nebenbeziehungen? Für Susanne nicht, für Anja ja. Wie diskret müssen sexuelle Begegnungen mit anderen Partnerinnen oder Partnern stattfinden? Anja hat eine fehlende akustische Distanz ihrem Freund zum heftigen Vorwurf gemacht. Und wie können die Beteiligten miteinander umgehen, wenn Verletzungen offen werden? Neue Grenzen miteinander finden? Die Fragen lassen sich beliebig fortsetzen, und Antworten muss jedes Paar für

sich finden; denn was die einzelnen Beteiligten als rücksichtslos erleben, was sie in welchen konkreten Situationen empört, mag ihnen jeweils noch so selbstverständlich sein, es ist es *nicht* - das zeigt schon die scheinbare Willkür in den wenigen Beispielen. Und deshalb kann niemand der Beteiligten sicher sein, dass seine, bzw. ihre Sicht und Empfindungen verstanden und geteilt werden; es wächst ein Bedarf an hoch emotionaler Kommunikation.

Solche dramatischen Treffen, wie Susanne Ebenholz sie beschreibt, fanden oft statt und konnten sich über viele Stunden hinziehen; dabei floss "viel Alkohol". Diese Art der Konfliktregulierung ist kaum möglich, wenn die Beteiligten (überwiegend) in Arbeitsverhältnisse integriert sind, die wenig Flexibilität erlauben, z.B. mal später zu kommen oder innerlich abzuschalten.⁴⁹ (Anja Vielhaber erinnert sich sogar an gegenseitige Krankenpflege bei denjenigen, die in solchen, gewiss nicht alltäglichen hochdramatischen Situationen physisch erkrankten.) Susanne berichtet, dass ihre damalige Arbeitssituation ihr einen großen Freiraum ließ: "Und glücklicherweise hatt' ich **keine** harte Arbeit, sondern konnte mich dem unbefangenen widmen." (AFW-15, I, 9/9) Wir können davon ausgehen, dass die übrigen Beteiligten zumindest überwiegend ähnliche Freiheiten hatten; denn erst nach einem Arbeitsplatz- und Ortswechsel nimmt die Biographin bewusst wahr, dass die zeitliche Disziplin in der ihr bis dahin ausschließlich vertrauten Arbeitswelt außergewöhnlich locker war. "Das war alles nicht so wichtig." (AFW-15, I, 11/12) Sie wollte den Mann "praktisch" ganz für sich, wissend dass sie damit in Widerspruch geraten war zum Selbstverständnis ihrer Beziehung, aber auch zu einem Anspruch, den sie mit ihrer Bezugsgruppe teilte ("wir") und der von einem allgemeineren Wertesystem abgeleitet war ("kein Besitzanspruch"). Gleichzeitig bestand der Anspruch: "nett zueinander sein". Da alle Elemente des Konfliktes - keine sexuellen Besitzansprüche, individueller Glücksanspruch und Solidarität - hoch besetzt waren, mussten solche Krisengespräche hochdramatisch sein. Vorgegebenen Spielregeln - Exklusivität ehelicher Sexualität (offizielle Moral) oder verheimlichte Nebenverhältnisse (die Mutter von Susanne) oder stillschweigende Duldung (die Mutter von Anja) - waren außer Kraft gesetzt, ohne dass neue zur Lösung der *unterschätzten Konflikte zwischen Gefühlen und Ansprüchen* zur Verfügung standen. Das Verhalten der Biographin, selbst auch mehrere sexuelle Partner zu haben, löste ihren Konflikt nicht. Dass Susanne Ebenholz dennoch sich über mehrere Jahre immer wieder in solche Konflikte begeben hat und im Nachhinein diese experimentelle Phase als eine positive Erfahrung bewertet ("toll, ... so richtig, wie man sich wünscht, erwachsen zu werden"), verweist auch auf den hohen persönlichen Gewinn dieser Lebensweise und auf Bewältigungspotenziale, die ihr ermöglichten, dass die Belastungen den subjektiven Gewinn nicht erstickten. Neben den zeitlichen Freiräumen gab es ein *Grundvertrauen in die Solidarität der Gruppe*. Es gab die Bereitschaft, darüber zu

⁴⁹ Claessens, Menne (1973) zeigen Konfliktlinien bei der Erprobung von Alternativ-Modellen zur herkömmlichen Familie auf. Sie schließen (1973) ihre - im Nachhinein betrachtet sehr optimistische Einschätzung dieser sozialen Experimente - mit der Überlegung ab, "dass gegenwärtig noch Dauerreflexio auf hohem Niveau für diese Lebensform notwendig ist"; denn für sie geht es um "Versuche zur Konstruktion des 'neuen Menschen'." (Ebd. 342) Sie fragen deshalb, ob solche Alternativ -Modelle nur "unverbindliche Glasperlenspiele relativ luxurierender 'bürgerlicher Subjekte', die sich einigen Zwängen unserer Gesellschaft entziehen können," (ebd. 346) bleiben werden. Konfliktträchtigkeit, Dauerreflexio und freie Energien, diese Voraussetzungen gelten nicht weniger für offene Beziehungen, wie die beiden Biographinnen sie sich zugemutet haben, und die - auch nach Einschätzung der beiden Autoren - eher die Ausnahme in solchen Alternativ-Gruppen waren.

Joseph v. Westphalen (1989) beschreibt in seinem ironischen Essay "Die Kunst des Seitensprungs" die "fade Unvereinbarkeit von Theorie und Praxis", wenn ein Paar theoretisch liberal und für die freie Liebe sei und praktisch mit einem realen Seitensprung umgehen müsse. Gegen Ende der 80er Jahre resignieren seine Helden und wünschen sich wieder den heimlichen Seitensprung. "Der fiese, alte reaktionäre Betrug war letztlich weniger betrügerisch als alles andere." (Ebd., 211)

reden, sich die Gefühle gegenseitig mitzuteilen und zuzuhören - notfalls nächtelang; vermutlich führten nicht nur die unmittelbar Beteiligten solche Gespräche, denn die Biographin betont, dass sie alle ihre Liebesgeschichten im Schutz der Gruppe begonnen hätte ("da war ich ja geschützt auch irgendwo"). Es gab einen *Grundkonsens*: Sexuelle Untreue kann zwar bisweilen weh tun, aber Treue ist kein Wert an sich, sondern ein Relikt der Erziehung. Deshalb konnte sie leichter daran glauben, dass die Betroffenen sich nicht absichtlich wehtun, sondern "nett zueinander sein" wollten.

Das eng geknüpfte soziale Netz von Menschen, die eine Vorreiterrolle im Aufbrechen tradierter Geschlechterverhältnisse übernommen hatten, motivierte nicht nur dazu, sich auf neue und auch konfliktträchtige Leitbilder und Umgangsweisen einzulassen, sondern stützte die experimentellen Suchbewegungen und Wagnisse auch emotional ab. Vergleichsweise viele Menschen - Liebespartner und deren Freundinnen, MitbewohnerInnen, KollegInnen und GenossInnen - standen in einem intensiven Austausch, was gewährleistete, dass Konflikte und Stimmungen kaum verborgen blieben, Krisen leicht bekannt wurden. Diese Verbindung von *weitgehender Durchdringung der Lebenswelt mit subkulturell geteilten Anschauungen*, die *emotionaler Nähe* und *offener diskursiver Kommunikationsstruktur* half zwar selten, Konflikte einzudämmen (oft war das Gegenteil der Fall), aber die Beteiligten emotional so zu stützen, dass die *positiv erfahrene Erlebnisintensität* die Leidenserfahrung überwog. Deshalb war die alltägliche Einbindung in diese Lebenswelt eine wichtige Voraussetzung dafür, dass die beiden Biographinnen so radikal auf tradierte und eingeübte Lebens- und Verhaltensmuster verzichten und persönliche Wagnisse eingehen konnten; in einem traditionell konservativen sozialen Umfeld wäre es ihnen kaum möglich gewesen. Dieses Stütznetz mit seiner emotionalen Nähe, mit gemeinsamen Interessen und Tätigkeiten bot auch - und dies halte ich für eine seiner wichtigsten Funktionen im Hinblick auf die Wünsche an Beziehungen - eine große Entlastung für die Paarbeziehungen: So eingebunden, entfällt das Bedürfnis, alles von dem *einen* Menschen zu erwarten.⁵⁰

In der Erzählung von Susanne Ebenholz über ihre Partnerbeziehungen während der APO-Zeit tauchen immer wieder Formulierungen auf, die belegen, dass sie sich damals eine - politisierte - Sichtweise von Liebe und Sexualität zu Eigen gemacht hatte, wie sie in großen Teilen der Protestbewegung verbreitet war, so z.B. "Wir hatten ja, wie gesagt, den Anspruch, dass der andere Mensch nicht sein Eigentum ist." (AFW-15, I, 40/19) Auch Anja Vielhaber spricht von einem "Gentlemen Agreement", das Nebenbeziehungen zuließ, wenn sie "nicht so hinten herum und so wie man's von den Eltern kannte" liefen. (AFW-11, 4/10) Und sie vermerkt, das sei damals opportun gewesen. Die lebensweltliche Einbindung beider Frauen einschließlich ihrer politischen Gruppenzusammenhänge plausibilisiert die Annahme, dass sie an einem Diskurs teilgenommen haben, in dem sexuelle und politische Befreiung in Abhängigkeit voneinander gesehen wurden.⁵¹

⁵⁰ Ich komme darauf zurück, wenn (unter 5.2) die These überprüft wird, ob das neoromantische Liebesideal ein typisches Einstellungsmuster für Alleinlebende ist.

⁵¹ "Als besonderes Hemmnis für die sexuelle Befreiung wurde die Bindung der Sexualität an die bürgerliche Ehe-Institution und die in ihr angelegte Monogamie und Dauerbindung betrachtet. Daher galten nicht- (oder 'vor-') eheliche Sexualbeziehungen, Mehrfachbeziehungen, Sexualität in Gruppen und Partneroffenheit in Teilen der Studentenbewegung - zumindest theoretisch - als fortschrittlich, als 'antiautoritär' und 'systemüberwindend'." (Pagenstecher 1988) Der Marxist und Psychoanalytiker Wilhelm Reich, der davon überzeugt war, dass sich die Unterdrückungsmechanismen der kapitalistischen Gesellschaft auch in einer sexuellen Verdrängung niederschlugen und umgekehrt die sexuelle Unterdrückung angepasste Menschen schaffe, war (wie ich mich als "Zeitzeugin" erinnere) ein viel gelesener Autor. Erst später, als die Protestbewegung in Untergruppen zerfiel, setzte sich in einzelnen Gruppierungen dieses Milieus - den straff

Die Kritik an der "repressiven Sexualmoral" und der "bürgerlichen Familie", die Ablehnung "sexueller Besitzverhältnisse" waren Bestand der Anschauungen der sozialen Welt beider Biographinnen.⁵² Die Protestbewegung hatte ihnen also auch einen *theoretischen Überbau* zur Verfügung gestellt für die positive Bewertung von "befreiter" Sexualität und das Sprengen von exklusiven Zweierbeziehungen. Die emotionale und theoretische Abstützung ihres freizügigen Beziehungslebens durch die Protestbewegung als wünschenswerte und selbstverständliche Lebensweise erschwerte es Susanne Ebenholz und Anja Vielhaber über lange Zeit, ihr Beziehungsverhalten infrage zu stellen, obwohl der Preis für diese sehr einseitige biographische Lösungsstrategie nicht gering war: Die "verbotene" Eifersucht verletzte unmittelbar. Zudem ist es ihnen in ihren wechselnden und sich überschneidenden Partnerschaften nicht gelungen, einerseits Sexualität und andererseits Beziehungen, die sich entwickeln, verändern und wachsen, miteinander zu verbinden; beide spalten - jeweils auf unterschiedliche Weise und unterschiedlich schmerzhaft - diese beiden Seiten der erotischen Liebe voneinander ab.

Kritische Revision der neuen Leitbilder nach Entstehung von Distanz zum subkulturellen privaten Umfeld: Im Leben beider in die Protestbewegung involvierten Frauen gibt es eine krisenhafte Entwicklung, als - aus jeweils unterschiedlichen Gründen - ihr individueller Gruppenzusammenhang zerfällt und sie in eine größere Distanz zu ihrem unmittelbaren subkulturellen sozialen Umfeld geraten. Susanne Ebenholz zwingt sich, nachdem sie ihrem Partner in eine entfernte Großstadt nachgefolgt ist und damit aus ihrem alten sozialen Zusammenhang herausgelöst war, nicht mehr zur Akzeptanz einer sexuellen Freizügigkeit, die sie verletzt. (Vgl. Fallrekonstruktion) Erst nach Herauslösung aus ihrem Netz von Freunden, die ihren Lebensstil geteilt haben und mit denen sie vorher nächtelang jedes Beziehungschaos bereden konnte, duldet sie nicht mehr, dass ihr Partner mit einer anderen Frau sexuelle Beziehungen unterhält - ein Verhalten des Freundes, das sie in ihren vergangenen Beziehungen nie ernsthaft zu kritisieren wagte. Sie setzt nun eine Grenze und zieht aus der gemeinsamen Wohnung aus, ist nicht mehr bereit, sexuelle "Seitensprünge" zu erleben. Die in Teilen der Protestbewegung praktizierte Freizügigkeit in Partnerbeziehungen ist nun, zumindest soweit sie den spontanen eigenen Bedürfnissen widerspricht, fragwürdig für sie geworden. Die Biographin erinnert eine dramatische Situation, in der sie den Schmerz (sexuelle Untreue unmittelbar zu erleben) zulässt, sich selbst zu befragen beginnt, und die Entscheidung zum Umzug trifft, den sie als positiven Wendepunkt und Beginn einer Selbstfindung erlebt. Mit ihrer Entscheidung zum Umzug datiert Susanne Ebenholz ihr gegenwärtiges positives Lebensgefühl.

Auch bei Anja Vielhaber löst ein Konflikt, der sich an Mehrfachbeziehungen entzündet hat, eine Krise aus, die den Beginn einer Wende in ihrem Leben markiert. Die Situation ist folgende: Die Biographin spielt mit dem Gedanken, langfristig zu ihrem Freund ins Ausland zu ziehen und eine Familie mit ihm zu gründen, setzt dennoch, als sie, um die Voraussetzungen dafür herzustellen, für ein paar Monate zurück nach Deutschland fährt, eine Beziehung mit einem Mann in ihrer Wohngemeinschaft fort, der wiederum in einer festen Partnerschaft lebt. Als sie, wieder bei ihrem ausländischen Partner, erfährt, dass dieser ihr in der Zwischenzeit sexuell untreu gewesen ist,

organisierten Parteigruppen und -aufbauorganisationen, zu denen Susanne Ebenholz stieß (ohne je diese "rigide" Seite ihrer Partei für sich gelten zu lassen), eine Rückkehr zu einer strengen Sexualmoral, zur Forderung (und auch Überwachung) "geordneter Beziehungen" durch.

⁵² Der damals gängige Spruch: "Wer zweimal mit der Gleichen pennt, gehört schon zum Establishment" drückt nicht nur eine Abwehr von sexueller Treue aus, sondern mindestens ebenso sehr auch das Abgrenzen gegenüber dem "Establishment" und die Zugehörigkeit zu einer Gruppe, die nach eigenen Regeln leben will.

bricht sie diese Beziehung tief enttäuscht ab und geht endgültig zurück nach Deutschland. Gleichzeitig zerfällt hier ihre Hausbesetzer-WG.

Wie ich zurückkam, dann - ja dann hab ich eigentlich vor einem **Scherbenhaufen** gestanden, als ich zurückkam, (vor -) Also was die Beziehung, jedenfalls diese Liebesbeziehung, anbetraf, da hab ich also wirklich einen Scherbenhaufen gehabt. Da war die eine kaputt und die, die andere war - konnte auch nicht mehr aufnehmbar - das war völlig absurd insofern, dass ich das ganze ja nun per **Kopf** entschieden hatte, gefühlsmäßig noch lange nicht so weit war, es ging mir dann auch ziemlich schlecht. Ehm, dann brach diese ganze Wohngemeinschaft auseinander.

Anja Vielhaber gerät, wie schon des Öfteren, in ein äußeres Chaos. Aber dieses Mal löst es auch ein inneres aus; gerade Letzteres kommt noch heute in der sprachlich chaotischen Beschreibung ihrer damaligen Situation durch diese sonst ausgesprochen korrekt formulierende Biographin zum Ausdruck. Zum erstenmal - und im Gegensatz zu vorangegangenen Mehrfachbeziehungen und Beziehungsabbrüchen - gerät sie in eine tiefe und lang dauernde Orientierungskrise, die ihr partnerorientiertes Leben und ihre berufliche Orientierung gleichermaßen zunehmend erfasst. Sie beginnt noch zwei Partnerbeziehungen, lebt dann vier Jahre (so lange wie nie zuvor und nie mehr danach) ohne sexuelle Beziehung mit einem Mann, hat in dieser Zeit erstmals eine kurze Verbindung mit einer Frau. Mit ihrer Rückkehr beginnt sie, ihre Dissertation zu vernachlässigen, was in der Folge zu deren Nichtanerkennung und zum Studienabbruch führt. Als sie ihren Alltag kaum noch bewältigen kann, bemüht sie sich - fast zehn Jahre nach Beginn der Krise - um stationäre psychiatrische Behandlung und bleibt dort neun Monate, um anschließend eine Psychoanalyse zu beginnen. Vier Jahre später, zum Zeitpunkt des Interviews, konnte Anja Vielhaber auf einen erfolgreichen Neuorientierungs- und Restabilisierungsprozess zurückblicken.

Susanne Ebenholz behält auf dem Höhepunkt der ebenfalls sehr schmerzhaft erlebten Krise ihre Handlungsmächtigkeit und ergreift Initiative zur Änderung ihrer Lebenssituation (Trennung vom Partner, Ortswechsel). Die Biographin geht zwar zurück nach Berlin, wo sie wieder Kontakt zu ihrem eigenen, alten sozialen Netz aufnimmt, aber sie setzt Zäsuren, beschließt z.B., nie mehr ihre Wohnung mit einem Mann zu teilen, was sie eingehalten hat. Sie setzt sich verstärkt kritisch reflexiv mit ihrem Leben auseinander, insbesondere mit ihrer Herkunftsfamilie. (Vgl. Fallrekonstruktion)

Anja Vielhaber gerät dagegen mit dem diesmaligen Chaos in ihren Liebesbeziehungen, in Verbindung mit dem Zerfall ihrer Wohngemeinschaft, in einen Prozess des Erleidens, in dem sie zunehmend die Kontrolle über ihr Leben verliert; ihre Probleme wachsen an und bauen sich vor ihr auf, bis sie ihr alltägliches Überleben nicht mehr organisieren kann. Mit den Worten von Fritz Schütze in eine *Verlaufskurve*.⁵³ Dass sie zunehmend die Fähigkeit verliert, ihr Leben zu organisieren oder gar voraus zu planen, zu gestalten, muss auch auf dem Hintergrund gesehen

⁵³ Der Betroffene verliert zunehmend die Kontrolle über sein Leben, bis seine Handlungsorientierung endgültig zusammenbricht. Diese "Höhepunktkrise" kann durch ein beliebiges Krisenereignis beschleunigt werden. "*Negative Verlaufskurven* stellen zunächst einmal stets eine *Bedrohung der Entfaltung* oder gar des *bereits erreichten Bestandes der Ich-Identität* dar - auch wenn gerade Verlaufskurven später, im Zuge der theoretischen Verarbeitungen, die Funktion erhalten können, dass sich der Biographieträger auf den wesentlichen Bestand der eigenen Ich-Identität und seiner weiteren Entfaltungsmöglichkeit besinnt." (Schütze 1984, 94) Das Konzept der *Verlaufskurve* wurde von Fritz Schütze auf der Basis von autobiographischen Primärdaten entwickelt.

werden, dass sie - anders als Susanne Ebenholz - in einer Nicht-Erwachsenenwelt, in einem ausgedehnten Moratorium gelebt hat. Durch die Aneinanderreihung ihrer Ausbildungen und das gemeinschaftliche Wohnen mit jungen Leuten hatte sie ihre Jugendphase verlängert und - sie ist jetzt Mitte Dreißig - einen Übergang ins Erwachsenenleben vermieden.

Ungeachtet dieser Unterschiede sind die Gemeinsamkeiten in den Konstellationen, die die Krisen auslösen, beachtenswert: Sexuelle Mehrfachbeziehungen sind für beide Frauen von dem Zeitpunkt an nicht mehr erträglich oder beherrschbar, als ihr unmittelbares soziales Umfeld, das ihre polygame Lebensweise bisher abgestützt hatte, auseinander bricht, bzw. (durch Umzug) verloren gegangen ist. Oben wurden ausgeführt, wie sehr der experimentelle Umgang mit neuen Beziehungsmustern bisweilen auch überfordernden Charakter hatte und welche Stabilisierungsleistung das subkulturelle Milieu der Protestbewegung brachte und speziell das unmittelbare soziale Umfeld, falls sich dennoch Gefühle wie Eifersucht unerwartet und unkontrollierbar Bahn zu brechen drohten.

In der Verarbeitung ihrer Krisen haben beide Frauen zu einem Leitbild für Partnerschaften gefunden, das in besserer Übereinstimmung mit den eigenen Gefühlen ist als das Paradox einer rigiden Forderung nach unbeschränkter Liberalität, und blicken heute in kritischer Distanz zurück:

Am Anfang der 70er Jahre ging sowieso alles hoch her mit - Da sind ja viele alte Lebensformen aufgesprengt worden und Fragen gestellt worden und ah ne Zweierbindung noch mit Eigentumsansprüchen irgendwie identifiziert. Aber glücklich waren - war man dabei auch nicht. (AFW-15, I, 9/3)

Ich finde es heute eine abenteuerliche Geschichte. **Damals** war das alles gar nicht so abenteuerlich. Wir haben uns ja alle möglichen Sachen vorgestellt. Absurderweise. Und haben uns dabei immer ganz schön vergessen, was wir uns eigentlich alles antun. (AFW-11, 9/32)

Mit Überwindung ihrer Krisen sind sowohl Susanne Ebenholz als auch Anja Vielhaber achtsamer gegenüber den eigenen Bedürfnissen und Gefühlen in sexuellen Beziehungen geworden und dabei unabhängiger gegenüber den Gruppennormen sexueller Freizügigkeit.

Die großen Prozesstrukturen des Lebenslaufs der beiden Alleinlebenden mit frühzeitiger Übernahme neuer Leitbilder für Liebe und Sexualität: Abschließend sollen die großen Entwicklungslinien der beiden Lebensverläufe von Anja Vielhaber und Susanne Ebenholz, den beiden in die Protestbewegung involvierten Alleinlebenden, zusammenfassend dargestellt werden, um anschließend die neuen Einstellungs- und Verhaltensmuster im Bereich von Liebe und Sexualität resümierend zu benennen, die diese Biographinnen sich *dauerhaft* zu Eigen gemacht haben. Nach einer Kindheit und Jugend, in der Angst und Ohnmacht das dominante Lebensgefühl waren, schlagen beide Frauen den Weg einer weiblichen Normalbiographie ein. Sie leben über mehrere Jahre in einer eheähnlichen Partnerschaft, bis ihr Leben durch ihre Berührung mit der Protestbewegung der 68er, die sie beide als markanten Wendepunkt erleben (einmal durch eine Rede Rudi Dutschkes markiert, ein andermal dadurch, dass die Biographin plötzlich ihren

Kleidungsstil ändert und ihre Verlobung löst), eine als positiv erlebte Wende nimmt.⁵⁴ Das Zusammentreffen ist aus mehreren Gründen folgenreich:

Es gibt eine ausgeprägte *biographische Passung*: Die beiden jungen Frauen sind zur richtigen Zeit am richtigen Ort (in einer offenen Altersphase räumlich nah an Aktivitäten und subkulturellen Milieus der Protestbewegung); es besteht eine deutliche Affinität zwischen einem besonders problematischen Erlebnisbereich in ihren Herkunftsfamilien (Leiden der Eltern durch den Faschismus bei gleichzeitiger Tabuisierung ihrer jüdischen Wurzeln, Zerbrechen der elterlichen Ehe und Verlust des Vaters auch in diesem Kontext) und prominenten Schwerpunkten der Protestbewegung (Antisemitismus, Tabubrüche sowie Machtverhältnisse zwischen Frauen und Männern), so dass beide Frauen (begrenzte) Lösungen für eine biographische Hypothek angeboten bekommen (theoretische und politische Befassung mit dem Faschismus, ohne die realen Familientabus verletzen zu müssen; Engagement in der Frauenbewegung, das die Alternative weibliche Ohnmacht oder Verrat an der Mutter aufbricht und eine teilweise Annäherung an die Mutter ermöglicht). Zur biographischen Passung gehört auch - und ist für die Übernahme der neuen Leitbilder für Liebe und Sexualität und die experimentelle Erprobung freizügiger sexueller Beziehungen ganz entscheidend - ein in der Biographie angelegtes großes Distanzbedürfnis in intimen Beziehungen.

Privat und politisch gleichermaßen verwirrend neu und aufregend, ohne Zukunftssorgen, aber mit einem ungebremsten Optimismus ("Ich wollte Revolution machen - ernsthaft, wirklich." AFW-15, 49/7), das war das gemeinsame Lebensgefühl beider Biographinnen zumindest in den frühen 70er Jahren. Die beiden Biographinnen tauchen in ein *neues Anregungsmilieu* und machen *Erfahrungen der Entgrenzung* ("verwirrend", "neu", "aufregend"; sie haben das Gefühl, alles werde möglich). Sie erleben eine *intensive Form der Sozialität* (ein starkes Erleben von Gruppenzugehörigkeit, Aufweichen von Grenzen zwischen Lieben, Arbeiten und Lernen, Wohnen, Politik und Rekreation). Dies alles ist begleitet von einer *positiv erfahrenen Erlebnisintensität*. Quasi in einem *Moratoriumszustand* (sie haben nur relativ geringe äußere Verpflichtungen) wird Altes infrage gestellt (u.a. das Prinzip der Monogamie bzw. der Exklusivität von sexuellen Beziehungen), und etwas Neues beginnt sich abzuzeichnen. Beide Frauen machen in experimentellem Verhalten *Lernprozesse*, in deren Verlauf sie *neue Kräfte, Kompetenzen und Selbstvertrauen* gewinnen, sozial anerkannt werden und Freunde finden; zum ersten Mal angstfrei sein.

Dies sind alle Merkmale und Begleitumstände eines *Wandlungsprozesses*, wie ihn Fritz Schütze im Rahmen seiner Konzeptualisierung der *Prozessstrukturen des Lebenslaufs* skizziert hat. Beide Frauen entfalten neue Kreativitätspotenziale und haben das Gefühl, über sich selbst hinauszuwachsen. Die Freizügigkeit im Umgang mit sexuellen Beziehungen findet eng eingebunden in soziale Gruppenbeziehungen statt, ist auch auf diese angewiesen, um sie emotional und ideologisch abzustützen und das ihr innewohnende Konfliktpotenzial (Unberechenbarkeit der Gefühle) beherrschbar zu machen. In diesem Rahmen ist beiden ein sexuell aktives Leben ohne dauerhafte und exklusive Bindungen ohne soziale Stigmatisierung (besonders als Frau) und ohne

⁵⁴ Die "Vorzeigefälle" für eine frühe und radikale Übernahme neuer Muster in der Protestbewegung sind beide Frauen, und frauenspezifische Konfliktfelder (Anspruch auf ein sexuell aktives Leben auch als Frau und jenseits einer Ehe, Vermeidung des "harmonischen Ungleichgewichtes" in Partnerschaften) sind eine treibende Kraft gewesen. Es sei aber nebenbei angemerkt, dass ich im Rahmen des Pretests auch einen Mann interviewt habe, der auf ähnlich radikale Weise neue Leitbilder in der Protestbewegung übernommen hat, die ebenfalls nachhaltig seinen weiteren Lebenslauf und in ausgeprägter Form seine Partnerbiographie beeinflusst haben.

soziale Isolation in Folge möglich. Es wurde gezeigt, dass beide Frauen mit dem Verlust dieses stützenden Rahmens polygame Beziehungen nicht mehr ertragen und eine Neuorientierung nötig war. Und Leidenserfahrungen (schmerzhaft eigene Grenzen erfahren, verbotene Eifersucht fühlen), die mit dieser biographischen Handlungsstrategie verbunden waren, sind aufgezeigt worden. Nun soll ein größerer Abstand zu den Darstellungen durch die Biographinnen eingenommen werden, um einen anderen Aspekt der problematischen Seite ihrer Lebensführung in den Blick zu bekommen.

Beide Frauen hatten zwar eine Strategie entwickelt, mit der sie biographische Aufgaben bearbeiten konnten, aber nur begrenzt und, was ihre Leitbilder für Liebe und Sexualität betrifft, nur vorläufig - und dies nicht nur, weil die gefundenen Verhaltensmuster labil und an Bedingungen geknüpft waren, sondern auch weil der totalitäre Charakter ihrer subkulturellen Lebenswelten weite Bereiche ihrer Autonomieentwicklung blockierte, sich als *Barriere für biographische Arbeit* erwies. Auch darin liegt ein Grund für die Orientierungs- und Lebenskrise, in die beide Frauen nach dem Verlust ihrer alltäglichen Einbindung in ihr unmittelbares subkulturelles Umfeld (Ortswechsel, Auseinanderbrechen der WG) geraten sind.⁵⁵ Im Fall von Susanne Ebenholz führte die Krise zu einer *biographischen Änderungsinitiative*, in der die Betroffene handelnd ihre Lebensbedingungen umgestaltet (Lösung aus der Abhängigkeit vom Partner, Zurückkehren an den alten Ort mit ihrer eigenen sozialen Einbindung) und damit eine positive Wende in ihrem Leben einleitet (Markierung als Gegenwartsschwelle: "Seitdem lebe ich mein eigenes Leben.", von da an hohe Lebenszufriedenheit). Bei Anja Vielhaber geht die Krise tiefer und führt in einen Erleidensprozess, der den Charakter einer *Verlaufskurve* annimmt (Probleme in der Alltagsbewältigung, Psychiatricaufenthalt) und erst nach einer längeren Verarbeitungs- und Reorientierungsphase (Motivation zum Beginn einer Psychoanalyse: das wiederholte Eingehen von Dreiecksverhältnissen) zu einem positiven Wendepunkt führt (Moratorium für sexuelle Beziehungen; realistische Einschätzung der beruflichen Möglichkeiten und Initiativen zu deren Verwirklichung), der ebenfalls als Beginn der Gegenwart erlebt wird.

Die Krise nach dem Verlust des die neuen Einstellungs- und Verhaltensmuster abstützenden sozialen Umfeldes ist für beide Biographinnen der Beginn einer persönlichen Weiterentwicklung, in deren Verlauf sie sich auch von überfordernden oder selbstverletzenden Ansprüchen in ihrer Zeit in der Protestbewegung (wie Preisgabe fast jeder Privatheit und Duldung polygamer Liebesbeziehungen) freimachen können. Sie finden nun auch zu einer ihren eigenen Bedürfnissen angemesseneren Balance für das Eingehen von Partnerschaften und deren Gestaltung und gewinnen an persönlicher Autonomie. Sie befreien sich in ihrem Leben *nach* Überwindung der Krise nun auch von Gruppenzwängen. Die Biographinnen interpretieren ihr Leben zurecht als *Entwicklungsgeschichte*, als einen Prozess der Emanzipation und Reifung: Die Lebensphase in der Protestbewegung beinhaltet eine Emanzipation von biographischen Hypothesen aus ihren

⁵⁵ Sabine Waldmann (1991) arbeitet in ihrer biographischen Studie ein typisches Lebenslaufmuster (unter anderen) von APO-Studenten heraus, das sie u.a. folgendermaßen charakterisiert: volle Integration in die Szene der Subkultur der 68er über mehrere Jahre; hohes politisches Engagement mit dem Ziel, das kapitalistische Gesellschaftssystem zu überwinden; kontinuierliche Partizipation an politischen Protestbewegungen, die nach dem Ende der APO aus der Linken entstanden; wenig scharfe Trennungslinien zwischen Privatleben, Berufsarbeit und politischem Engagement. Die VertreterInnen dieses Typus, den sie "die Aufständigen" nennt, zeichnen sich dadurch aus, dass sie im mittleren Alter in eine tiefe Lebenskrise geraten sind und eine psychotherapeutische Behandlung gesucht haben. Diese Krisen seien fast immer in Verbindung mit einer Partnerkrise aufgetreten. Obwohl die Autorin eine nicht erwachsene Haltung des "Einforderns" von unkonkreten sowie illusionären Idealen als psychodynamischen Hintergrund sieht, fügt dieser Befund sich in die von mir vorgeschlagene Deutung ein, dass freie, experimentelle Umgangsformen in Partnerbeziehungen zur persönlichen Überforderung wurden, als sie nicht mehr durch das Milieu abgestützt wurden.

Herkunftsfamilien und von gesellschaftlichen Beschränkungen, ohne Eheschließung ein sexuell aktives Leben führen zu können. Und im Leben nach der Krise überwinden sie Beschränkungen, die sie wiederum in der Subkultur der Protestbewegung akzeptiert bzw. gelebt hatten.

Was sind nun die *nachhaltigen* Einflüsse ihrer sozialen Einbindung in subkulturelle Milieus der 68er Protestbewegung, die in Verbindung zum *Alleinleben* stehen? Sehen wir auf die Einstellungs- und Verhaltensmuster im Bereich von Liebe und Sexualität im engeren Sinn, dann entsprechen diese den liberalen Haltungen, wie sie in den 80er Jahren an Verbreitung zunahmten: Anspruch auf befriedigende sexuelle Beziehungen; Verteidigung von Autonomie und Vorrang der Selbstverwirklichung vor Bindung mit der Folge, dass Partnerbindungen wieder aufgelöst werden, wenn "die Liebe erlischt", "die Beziehung leer geworden ist". Die beiden Frauen, die ihre "zweite Sozialisation" in der 68er Protestbewegung erfahren haben, gehören also zu den Protagonistinnen der Liberalisierung von Sexualität und Partnerschaft und haben frühzeitig Beziehungsformen gelebt, die ihren abweichenden oder gar skandalisierenden Charakter längst verloren haben.

Im kontrastiven Vergleich mit anderen Alleinlebenden erweist sich - das sei hier bereits angemerkt und wird in späteren Kapiteln ausgeführt -, dass beide Biographinnen allgemein Haltungen auch in anderen Lebensbereichen, die aber mittelbar mitverantwortlich sind für die Gestaltung ihrer sozialen und intimen Beziehungen, aus der Lebensphase in der Protestbewegung bewahrt haben. Es sind dies Haltungen, die die Kompetenzen dieser Alleinlebenden für ein reichhaltiges und befriedigendes Alleinleben stärken, ihre soziale Einbindung und Interessen bereichern und ihren Zukunftsvorstellungen und Perspektiven Offenheit und Zuversicht geben. Herausragend sind dabei ihre große Neugierde und Veränderungsbereitschaft und ihre Lust auf Neues, die eine dauerhafte Verhaltensstabilität bekommen haben. So wird *Neues lernen wollen* zum Lebenskonzept beider Frauen. Brüche in ihrem Leben, auch widrige Erfahrungen erleben sie als nutzbar, "weil sie den Kern für etwas Neues und Gutes in sich bergen."

4.3.2 Von der "unernsten Ehe" zur Distanzbeziehung - subversives Unterlaufen von sozialen Erwartungen

Die meisten interviewten Alleinlebenden haben sich - wie die Mehrheit ihrer Alterskohorte - zu einem späteren biographischen Zeitpunkt und weniger radikal den neuen, liberaleren Leitbildern für Liebe und Sexualität angenähert als Susanne Ebenholz und Anja Vielhaber. Schauen wir uns nun an, welche Haltungen in den 40er Jahren geborene Alleinlebende, die nicht unmittelbar mit der "Atmosphäre" der neuen Unruhe in Berührung kam, angesichts kollektiv sich verändernder Leitbilder für die Gestaltung von Beziehungen zwischen Männern und Frauen ausgebildet haben. Welche Verarbeitungsstrategien haben sie entwickelt, wenn die Erwartungen ihres sozialen Umfeldes in Widerspruch zu ihren eigenen Nähe- und Distanzbedürfnissen und ihren verinnerlichten Leitbildern für Paarbeziehungen geraten sind? Die in den 40er Jahren geborenen Alleinlebenden erlebten als junge Erwachsene die auf Ehe und Familie ausgerichteten Erwartungen ihrer sozialen Umgebung mit unterschiedlichen Akzenten. Ein Biograph dieser Alterskohorte aus der ehemaligen DDR,⁵⁶ Roland Frey, erinnert sich, wie sich die allgemeine gesellschaftliche Orientierung auf eine frühe Familiengründung hin im unmittelbaren sozialen Verhalten der MitschülerInnen untereinander niederschlug, und macht dieses soziale Klima verantwortlich für seine Verlobung mit 18 Jahren. Aus seiner Sicht fühlte er sich bald danach in die Ehe gedrängt.

Es war damals so ... ein komischer Wettbewerb zwischen den - zwischen den, den Mädchen in ihrer Klasse da. So: Wer ist zuerst verlobt? Ja, eh, und, und die Mädchen verlobten sich da ziemlich schnell und brachten die Jungen irgendwie unter Druck. Und, naja, unter den Druck habe ich mich auch setzen lassen und hab irgendwie, weil sie es so wollte, auch mich verlobt da. ... Ja, also ich war plötzlich in der Ehe drin. (AMO-03, 2/55)

Aufgrund der Konstellation in seiner Herkunftsfamilie ist die Nähe zu Frauen ein wichtiger Teil seines Lebens geworden, ohne dass er eine Bereitschaft zu oder Vertrauen in langfristige Bindungen entwickelt hat. Das schließt für ihn auch eine verbindliche Übernahme von Familienpflichten aus. Auf diesem familiären Hintergrund etablierte sich eine Neigung, Geborgenheit und Nähe über Sexualität herzustellen und unverbindliche, kurzfristige Beziehungen zu Frauen einzugehen. Der Biograph löste den Widerspruch zwischen den Erwartungen seines sozialen Umfeldes und seinen persönlichen Voraussetzungen dadurch, dass er die Statuspassagen Verlobung und Heirat widerstandslos mitmachte, aber die Lebensweise eines ungebundenen Mannes fortsetzte. Während seiner Verlobungszeit lebte er als Student ohne äußere Notwendigkeit von seiner Verlobten getrennt in einer anderen Stadt, hatte dort mehrere Frauenbeziehungen nebenher und behielt dieses Arrangement auch nach der Heirat noch längere Zeit bei, obwohl der Studienort leicht täglich erreichbar war vom Wohnsitz seiner Frau.

Und ich hab das immer begründet mit furchtbar viel Studienaufgaben. Ich hatte schlicht und einfach furchtbar viel Angst vor diesem ständigen Zusammensein. (3/38)
... hab ich dann irgendwie im dritten Studienjahr, weiß nicht mehr genau, geheiratet, fühlte mich aber überhaupt nicht verheiratet. (AMO-03, 3/31)

⁵⁶ Ich beziehe hier ausnahmsweise auch zwei von meiner ehemaligen Projekt-Kollegin Angelika Otto interviewten Alleinlebende aus den neuen Bundesländern ein, weil zu Beginn der 70er Jahre in der DDR der soziale Druck zu heiraten noch ausgeprägter war als in der alten BRD. Bei der Auswertung dieser Interviews habe ich mich weitgehend auf die Analysen von Angelika Otto gestützt, übernehme aber für die hier widergegebene Interpretation alleine die Verantwortung.

Sein "Junggesellenleben" einschließlich seiner Frauenbeziehungen führte er fort.

Und ich hatte aber in der Studienzeit eigentlich immer irgendwelche Beziehungen nebenher und fand mich dabei auch ziemlich großartig. (AMO-03, 3/17)

Als das Paar in eine gemeinsame Wohnung zog und er sich den alltäglichen Erwartungen an einen Ehemann nicht mehr räumlich entziehen konnte, scheiterte die Ehe bald.

Das fand ich furchtbar. ... Wir haben dann - gingen arbeiten und und kamen nach Hause, und, eh, ich hab dann abends irgendwelche Dinge gemacht oder auch nicht. Also, man - Alltag mein ich halt. Wirklich dann abends eben Fernsehen oder Freunde da. Oder man ging zu Freunden, oder man ging ins Kino, oder man ging eben aus. Aber so, eh - Es es war nicht aufregend. Es war einfach ziemlich - Es war so, wie die meisten leben und das völlig normal finden. Und und und für mich war es einfach belastend... Das ging dann durch diesen Alltag dann ziemlich schnell runter. Und wir waren auch nie richtig zusammen gewesen bis auf die Feriensituation. (AMO-03, 19/23-41)

Er ist heute noch recht sprachlos, wenn er zu erklären versucht, warum seine Ehe auseinander ging, ohne dass es ernsthafte Konflikte zwischen ihm und seiner damaligen Frau gegeben hätte. Eine "ganz normale" Ehe zu führen, wie alle anderen das auch tun, genau das war für ihn so "furchtbar", ohne dass er es damals hätte reflektieren können. Er hatte weder gesellschaftlich anerkannte Gegenbilder zu einer Normalbiographie zur Verfügung, noch hatte er ein für sich akzeptables Modell des Zusammenlebens in einer Partnerschaft in seinem Elternhaus kennen gelernt. (Seine Mutter hatte ihre Versuche, aus einer schwer erträglichen Ehe zu fliehen, abgebrochen bzw. rückgängig gemacht.) Sich keine Alternative zur Ehe vorstellen zu können, darin unterscheidet er sich von Susanne Ebenholz, die etwa zur gleichen Zeit in Berlin/West lebte und ebenfalls aufgrund ihrer Erfahrungen im Elternhaus ein Verhaltensmuster entwickelt hatte, das sexuell betonten Beziehungen zu Männern eine hohe Bedeutung beimisst, aber langfristige Bindungen und die Übernahme einer Ehefrauen- und Mutterrolle ausschließt. Sie gerät nicht in Sprachschwierigkeiten, wenn sie ihr Lebensmuster deutet, sondern zieht unmittelbar eine Verbindung zu neuen kollektiven Leitvorstellungen, die ihr individuelles Lebenskonzept sozial abstützten: "Bin ja genau in **der** Zeit auch groß geworden, wo wer - Uns war's eigentlich - so mit trautem Heim, Glück allein gar nicht mehr vorgestellt haben." (AFW-15, 48/23) Wusste sie sich in Westberlin in einer kollektiven Opposition, musste er einen individuellen Ausweg finden. Er löste formal die Erwartungen seiner sozialen Umgebung ein und umging die mit ihnen verbundenen Anforderungen, speziell von Seiten seiner Ehefrau, quasi subversiv, so lange er ein Doppelleben aufrecht erhalten konnte.

Eine Frau derselben Altersgruppe aus der ehemaligen DDR, Erna Kugelberg, erlebte die sozialen Erwartungen in ihrem jungen Erwachsenenalter im Hinblick auf eine Heirat wegen einer Schwangerschaft. Es war in den 60er Jahren, ehe in der DDR Diskriminierungen gegenüber nichtehelichen Mutterschaften abgebaut wurden und deren Zahl stieg.⁵⁷ Auch sie heiratete, ohne die Ehe sonderlich ernst zu nehmen.

Dann hieß es nun: "So, wann verlobt ihr euch denn nun?" Dann wurde verlobt, so. ... Und

⁵⁷ 1970 wurden in der DDR 13% aller Kinder nichtehelich geboren, in den 80er Jahren mehr als ein Drittel. (Institut für Sozialpolitik, Akademie der Wissenschaften der DDR, 1990)

da habe ich eben dann geheiratet. Da habe ich aber gleich gesagt: "Eines muss ich dir sagen, die Sache ist ein Versuch. Also wenn das hier **nicht** gut geht, dann will ich mich wieder scheiden lassen und, und, und, und ich erwarte von dir, dass du dann auch einwilligst. Nicht, dass man dann noch ein Trennungsjahr kriegt." (AFO-02, 3/8-50)

Erna Kugelberg hatte sich, wie aus ihrer gesamten Erzählung hervorgeht, damals durchaus die Vorstellung, einmal zu heiraten, zu Eigen gemacht, nur diesem Partner gegenüber empfand sie große Skepsis. Aber relativ früh, gemessen am gesellschaftlichen Wandel der Partner- und Familienmodelle, hat sie ein von einem Mann unabhängiges Leben, das aber sexuelle Partnerschaften einschloss, einer Wiederverheiratung bewusst vorgezogen.

In der alten BRD war es vor allem von der regionalen und sozialen Umgebung abhängig, in welchem Maße Ende der sechziger, Anfang der siebziger Jahre die traditionellen Leitbilder von Ehe und Familie mit einem Anspruch ausschließlicher Verbindlichkeit Druck ausüben konnten. Ein von uns interviewter Alleinlebender, Wolfgang Radspieler, der in einer ländlichen Umgebung in der alten Bundesrepublik lebt, sah sich ebenfalls Ende der 60er Jahre in seiner sozialen Umgebung genötigt, formal den Weg einer Normalbiographie einzuschlagen, weil ihm damals eine seinen Bedürfnissen angemessene alternative Lebensform nicht zugänglich war. Er heiratet Mitte Zwanzig, nachdem er seine Partnerin sechs Monate kennt, begründet die Eheschließung damit, dass ihre Eltern Sexualität vor der Ehe keinesfalls toleriert hätten und ihnen in dieser Situation eine Wohnung angeboten worden sei.

Aber bei meinen Schwiegereltern war also gemeinsames Schlafen oder sonstiges äh um Gottes willen, ne. Also noch nicht mal, als wir standesamtlich verheiratet waren ((lachend)) ..., da durfte ich also mit meiner ((lachend)) bereits angetrauten Frau auf'm - in der Nacht des Polterabends, ... mussten wir also in getrennten Zimmern schlafen neh, das gehörte sich nicht, erst musste also die kirchliche Trauung noch kommen. ((lachend)) ... Ich weiß noch: Der Pfarrer ... der hat uns dann also auch so gefragt neh, warum wir denn kirchlich heiraten wollen neh. Dann hab ich ihm knallhart gesagt, weil unsere - die Schwiegereltern das wollen. Das ist wenigstens 'ne ehrliche Antwort, naja. (AMW-06, 7/5-33)

Sie hätten zwar vorgehabt, sich zu verloben; das muss aber ebenfalls auf dem Hintergrund gesehen werden, dass eine Verlobung in ihrer sozialen Umgebung die Legitimierung einer Liebesbeziehung war. Eine Familiengründung beabsichtigten sie damals nicht, aber sie haben sich nicht gegen die normativen Erwartungen ihres sozialen Umfeldes gestellt. Das distanzierende Lachen und eine Textanalyse hier nicht wiedergegebener Passagen lässt auf eine große Distanz gegenüber der Heirat schließen und kann als Ausdruck eines bis in die Gegenwart vorhandenen Gefühls der Zwiespältigkeit gegenüber ihrer damaligen Anpassungsbereitschaft verstanden werden. Dass die Konfliktvermeidungsstrategie - keine Stellungnahme gegen Normalitätserwartungen, aber sie auch nicht erfüllen - bis in die Binnenbeziehung des Paares und die eigene (Nicht-) Entscheidungsfindung geht, offenbart sein Umgang mit einer Familiengründung. Auf die Frage der Interviewerin, ob er einmal über Kinder nachgedacht hätte, reagiert der Biograph zunächst ausweichend, ein Hinweis darauf, dass er die Widersprüchlichkeit bis heute für sich nicht geklärt hat, was er anschließend auch bestätigt. Er gerät ins Stottern, bricht ab und argumentiert, dass sie sich selbst alles aus dem Nichts hätten aufbauen müssen,

... so dass wir also dann **einfach** (Herv. J.S.) dann so gesagt haben, also in den ersten Jahren nich. Und wir wollten natürlich auch Urlaub machen, naja so dieses Übliche. Und

irgendwann war so der Zeitpunkt, äh ph, da hatten wir's eigentlich verpasst, neh. Da haben wir dann gesagt, neh, also jetzt noch und neh, pff, pff. Ob wir nu - ob's besser gewesen wär mit Kindern oder - Ich weiß es nicht, ich weiß es wirklich nicht, neh. (AMW-06, 31/17)
Ist eigentlich - ich - mir fehlen sie auch irgendwo nich, neh. ((AMW-06, 32/12)

Die Entscheidung für Kinder aufzuschieben, bis die biologische Uhr abgelaufen ist oder das Paar sich zu alt fühlt, ist ein typisches Verhaltensmuster für Ehepaare, die nicht aus medizinischen Gründen kinderlos geblieben sind. (Nave-Herz 1988) Hier ist aber bemerkenswert, dass es Ausdruck einer Doppelstrategie ist, eine bewusste, offene Entscheidung gegen Ehe und Familiengründung zu vermeiden und gleichzeitig eine Partnerschaft zu leben, die einer nicht-ehelichen Lebensgemeinschaft gleicht. Dazu gehört auch, dass das Paar sehr bewusst fast keine geschlechtsspezifische Arbeitsteilung in der Ehe hat. Er erlebt die Ehe viele Jahre als glücklich, bis seine Frau sich zunehmend darüber beklagt, dass er zu wenig Anteil an ihrem Leben nehme. Nicht verantwortlich gemacht werden zu können für das Wohlergehen anderer Menschen, ist ein Kern seiner Lebenskonstruktion. Dahinter verbirgt sich eine frühe Parentifizierung: Der Biograph musste in seiner Herkunftsfamilie allzu jung Verantwortung übernehmen für seinen Vater, den er als sehr warmherzig und liebenswert erlebte, der sich aber als Folge mehrerer Schicksalsschläge - schwere Kriegsversehrtheit, zweimalige Flucht, sozialer Abstieg - in Alkohol und Geldspiele flüchtete und in den Augen der tüchtigen, aber kühlen Mutter lebenspraktisch versagt hatte. Der Sohn schützte den Vater vor der Mutter und unterstützte diese, das Überleben der Familie zu gewährleisten. Heute hat Wolfgang Radspieler einen Helferberuf, sorgt bewusst dafür, mit den Berufsjahren in der Arbeit nicht abzustumpfen, und versorgt täglich seine hilfebedürftige Mutter. Helfen und sich immer wieder bewusst sehr klar abgrenzen ist ein Thema, das sich durch seine gesamte Lebenserzählung zieht, sei es auf die Betreuung seiner Mutter, seine Beziehungen zu Frauen oder seine berufliche Arbeit bezogen.

Nachdem eine Eheberatung die Probleme des Paares nicht löst, trennt es sich nach 18 Ehejahren einvernehmlich ohne Scheidung; beide halten noch regelmäßigen telefonischen Kontakt. Die gemeinsamen Bemühungen, eine nicht traditionelle, partnerschaftliche Ehe zu führen, waren nicht gelungen; die von ihr eingeforderte kommunikative Nähe und gegenseitige Einfühlung, die eine solche Partnerschaft auszeichnet, erlebte er als Bedrohung seines Abgrenzungsbedürfnisses. Im Rückblick bringt er Verständnis für seine ehemalige Partnerin auf, ist aber sehr froh darüber, dass seine gegenwärtige Freundin 60 Kilometer entfernt wohnt: "Also weit genug weg und trotzdem nahe genug," kommentiert er lachend. (AMW-06, 13/28)

Dieser Biograph, der damals durchaus in einer eheähnlichen, partnerschaftlichen Beziehung leben wollte und einen solidarischen Zusammenhalt hoch bewertete, sah sich Ende der Sechziger Jahre genötigt, dem "ganzen Paket" Verlobung-Heirat-Familiengründung zuzustimmen, wenn er in einer Partnerschaft leben wollte, ohne die gesellschaftlichen Erwartungen infrage zu stellen und offen gegen Normen seiner Umgebung zu verstoßen. Es gibt verschiedene Hinweise in seiner Erzählung, dass er, wenn auch kaum bewusst, als "Zugewanderter" einen zusätzlichen Anpassungsdruck spürte. Die Familie hatte sich nach einer zweiten Flucht in dem ländlichen Raum auf erstaunliche Weise integriert, der Vater war trotz Alkoholprobleme ein geschätzter Mann im Dorf geworden, was vermutlich nicht ohne große Anpassungsbereitschaft möglich war.

Wolfgang Radspieler heiratete mit erkennbarer Distanz. Mit dem Aufschub der Kinderfrage, bis die Zeit sie erledigt hatte, vermied das Paar nicht nur eine offene Ablehnung der Erwartungen ihrer sozialen Umgebung, sondern auch eine paarinterne und persönliche Klärung. Auf subtile Weise ist es ihm gelungen, die gesellschaftlichen Normen nicht offen abzulehnen und doch wie eine

nichteheliche Lebensgemeinschaft zu leben, bis der dauerhafte Konflikt, der aus seinem inneren Rückzug, seinem Distanzbedürfnis zur Trennung führte. Dass er sich mit dem Dilemma, in dem das Paar sich zur Zeit seiner Heirat befand, auch persönlich bis heute nicht auseinander gesetzt hat, zeigt auch die sprachliche Rekonstruktion. Es sei noch angemerkt, dass er sich bis heute nicht erlaubt, zu seinem ausgeprägten Bedürfnis nach Distanz in Beziehungen, das sich wie ein roter Faden durch seine Lebensgeschichte zieht, zu stehen und dass diese Unklarheit einen Konflikt in seiner aktuellen Beziehung anzeigt: Es ist abzusehen, dass in näherer Zukunft der äußere Grund für die räumliche Entfernung zu seiner gegenwärtigen Partnerin entfällt. Seiner Beunruhigung darüber gibt er wiederholten Ausdruck.

Eine eigene, von der sozialen Norm der Umgebung abweichende Lebensform zu wählen, verlangt nicht nur innere Unabhängigkeit und eine gewisse persönliche Bereitschaft zum Protest, sondern setzt auch voraus, dass alternative Muster zur Verfügung stehen oder vorstellbar sind. Diese Unterscheidung wird besonders deutlich in der Biographie von Hannelore Rossbach. Sie stammt aus einer Familie, in der kein Mitläufer zu sein, "immer ein bisschen dagegen" zu sein, Programm ist. Ihr Vater war als Kommunist während des Nationalsozialismus in einem Strafbataillon, hat sich auch in der Nachkriegszeit noch als Widerständler erlebt. Ihr wesentlich älterer Bruder ist im Krieg desertiert. Die Geschwister wurden in einer stark konfessionell geprägten Umgebung auf konfessionsfreie Schulen geschickt und waren dadurch aus dem Kreis ihrer Altersgefährten herausgehoben. Die Biographin hat unter diesen Umständen zwar keine Freude am Protest entwickelt; aber sich nicht zwingen lassen, ist eine Leitlinie, quasi ein moralisches Gebot in ihrem Leben geblieben. "Wenn man mich nicht bedrängt, merkt das (ihren Widerstand, J.S.) keiner, ja, das merkt erst jemand, wenn man mich in die Enge treibt." (AFW-05, 16/6)

Hannelore Rossbach hat sich mit Zwanzig verlobt - auch sie, ohne diesen Schritt ganz ernst nehmen zu können.

"Und das kam nachher mit **Verlobung**. Ich weiß gar nicht mehr wie das **gekommen** ist, ob **er** das wollte oder wat, ich weiß nich. Ach, denk ich, verloben kannst dich ja mal, das ist ja nichts **Schlimmes**, neh. (lacht)" (AFW-05, 33/13)

Sie weist so lange Erwartungen und Zumutungen an sich nicht offen zurück, wie sie sie nicht als "schlimm" erlebt. "Schlimm" bedeutet für sie, an die Substanz ihrer Bedürfnisse und Überzeugungen zu gehen. Viele Jahre später hat sie nacheinander in zwei längeren Frauenbeziehungen gelebt. Sie hat nie den Wunsch gehabt, sich als Lesbe zu bekennen. "Mein Privatleben muss ja nicht unbedingt an die Öffentlichkeit ... das interessiert ja keinen." (AFW-5, 36/13) Aber sie gibt auch keinen Hinweis dafür, dass sie ihre Lebensweise aktiv zu verbergen gesucht hat.

Hannelore Rossbach ist eine Alleinlebende, die - wie ihre Erzählungen vielfach belegen - eine große Distanz zu anderen Menschen braucht. Sie ist ebenfalls eine Alleinlebende, in deren Partnerschaften ihr ausgeprägtes Bedürfnis, in Ruhe gelassen zu werden, ein entscheidendes Konfliktpotenzial war. Sie beschreibt sich als "unwillig und aggressiv," "wenn man immer so bohrt." (24/19) Kommen wir zurück zu der Konfliktsituation, in der die Biographin Ende der sechziger Jahre war. Sie "spürte," dass Ehe und Familie kein Lebensentwurf waren, der ihrem Distanzbedürfnis und ihren Neigungen entsprach. Sie weist Erwartungen an ihre zukünftige Rolle als Ehefrau zurück. Ihr Verlobter sollte die Konditorei seiner Eltern übernehmen.

Muss es die Bäckerei sein? Ich weiß net, ich kann die eine Torte nicht von der anderen

unterscheiden, sag ich, das mach ich net. ((lacht)) (AFW-05, 33/33)

Sie hatte vermutlich nicht nur eine Abneigung, sich in der Rolle einer künftigen Konditorsfrau zu sehen, sondern ein generelleres Unbehagen, sich auf die erwartete weibliche Rolle festlegen zu lassen. Nicht nur "Torten" gehören nicht zu ihre Welt. Sie sei immer ein jungenhaftes Mädchen gewesen, war Torhüterin in einer reinen Jungenmannschaft, spielte u.a. Hockey in einer Mannschaft. Sie prügelte sich gerne spielerisch mit Jungen und war dabei ihren Altersgenossen bis zur Pubertät körperlich überlegen. Mit Mädchen konnte sie nichts anfangen. Später hat sie mit hohem persönlichem Einsatz autodidaktisch einen Männerberuf in der Baubranche gelernt; ein Interesse für typisch weibliche Tätigkeiten hat sie nie entwickelt.

Sie war damals verliebt und kannte keine Alternativen zur traditionellen Frauenrolle, gegen die sie eine instinktive Abwehr empfand. Die ausgeprägte Bereitschaft der Familienmitglieder zum politischen Widerstand war nicht verbunden mit einer antibürgerlichen Lebensweise, im Gegenteil. Alle Erzählungen der Biographin lassen auf ein sehr konventionelles kleinbürgerliches, wenn auch sehr isoliertes Leben der Familie schließen. Der Vater war Handwerkermeister, die nahen Verwandten kleine Geschäftsleute und Bauern. So hat sie mit einer frühen Verlobung einer Erwartung entsprochen, die schon damals nicht wirklich ihrer Neigung entsprach. Auch sie hat es damals vermieden, sich darüber klar werden zu müssen, dass ihre Bedürfnisse nicht mit den an sie gestellten Erwartungen übereinstimmten. Es mag sein, dass eine klarere Auseinandersetzung mit den eigenen Bedürfnissen und Wünschen ihr zusätzlich versperrt war, weil sie schon damals eine homoerotische Neigung verspürte, die in ihrer Umgebung tabuisiert war, und die sich hätte bewusst machen müssen. (Über ihr späteres Zusammenziehen mit einer Geliebten sagt sie rückblickend: "Das hat natürlich einen **Aufstand** im Bekanntenkreis gegeben erst mal geächtet ja." ((lacht)) (AFW-5, 35/32) Aber diese Interpretation ist nicht zwingend, nicht einmal plausibel, weil sie in ihren Verlobten verliebt war und nie eine generelle erotische Abneigung Männern gegenüber empfunden hat.

Heute nimmt sie bezüglich ihrer Lebensweise keine Rücksicht mehr auf die öffentliche Meinung. Dennoch ist ihr Leben nicht frei von Ambivalenzen geworden, aber die Konfliktlinie läuft für sie heute anders: im Widerstreit zwischen ihrem Wunsch nach Nähe in einer Partnerbeziehung und ihrem sehr starken Bedürfnis nach Ruhe und Distanz.

Die drei Alleinlebenden, Roland Frey, Wolfgang Radspieler und Hannelore Rossbach, haben auf unterschiedliche Weise eine Doppelstrategie entwickelt. Sie haben mit einer Verlobung, einer Eheschließung oder sogar einschließlic einer Familiengründung formal den Weg einer Normalbiographie eingeschlagen und sind damit Erwartungen ihrer sozialen Umgebung nachgekommen, haben aber die Erfüllung der an diese Statuspassagen geknüpften Erwartungen umgangen. Nun soll nicht behauptet werden, der gesellschaftliche Druck in eine Normalbiographie sei in den 60er Jahren so groß gewesen, dass diese BiographInnen sich ihm nicht hätten entziehen können. Festzuhalten ist hier, dass ihre Strategie *ein* biographisches Verarbeitungsmuster auf dem Hintergrund ihrer widersprüchlichen Erfahrungen gewesen ist und dass diese Strategie das Scheitern dieser Partnerschaften in sich trug. Diese hätten nur eine Chance haben können, wenn der Partner oder die Partnerin im Einverständnis, quasi Komplizenhaft an dieser Strategie teilgehabt hätte. Das traf für das Paar Radspieler weitgehend zu: In der Frage der Familienplanung hatten beide zumindest keine gegensätzlichen Interessen und auch eine hohe Übereinstimmung in der sehr partnerschaftlich ausgestalteten geschlechtsspezifischen Rollenteilung. Die konfliktträchtig auseinander gehenden Wünsche nach Nähe und Distanz versuchten sie, in einer Therapie zu klären.

Das Paar trennte sich erst nach 18 Jahren und hat sich nie scheiden lassen; der Biograph schließt bis heute nicht ganz aus, dass er und seine von ihm getrennt lebende Frau einmal gemeinsam alt werden.

Die hier vorgestellten Alleinlebenden empfinden in der Gegenwart keinen sozialen Druck mehr in Richtung einer Normalbiographie, wie sie ihn vor mehr als zwei Jahrzehnten erlebt haben. Die Pluralisierung der privaten Lebensformen gesteht heute auch denjenigen eine freiere Wahl ihrer Lebensform zu, die Ende der Sechziger im heiratstypischen Alter waren. Eine subversive "Doppelstrategie" wie damals ist im Hinblick auf die soziale Umgebung überflüssig geworden. Die Verbindlichkeit einer Beziehung und die Art ihrer Institutionalisierung ist Sache des Paares geworden. Unsicherheiten liegen vor allem in den Ambivalenzen der Alleinlebenden selbst. Gegenwärtig balancieren alle drei hier vorgestellten Alleinlebenden auf unterschiedliche Weise zwischen ihren eigenen widersprüchlichen Bedürfnissen nach Nähe in einer Partnerschaft und nach hinreichender Distanz. Roland Frey war zur Zeit des Interviews in einer nachdenklichen Phase, ob er nicht doch eine Bindung eingehen solle, Wolfgang Radspieler fühlt sich in einer Distanzbeziehung wohl, hat aber, wie bereits erwähnt, Angst vor dem Zeitpunkt, wenn sich demnächst für das Paar die Frage des Zusammenziehens neu stellen wird. Und Hannelore Rossbach, seit mehr als zehn Jahren ohne Partnerschaft, hat wohl die ausgeprägtesten Bedürfnisse nach Distanz und nach einem ungestörten Leben in der eigenen Wohnung. Und doch träumt die bisexuell orientierte Alleinlebende vom Älterwerden gemeinsam mit einer Partnerin oder einem Partner - "das kann man nicht sagen, das kommt mehr auf den **Menschen** an, neh, also das hat jetzt nicht unbedingt was mit dem Geschlecht zu tun." (AFW-05, 36/24) Auf ihre Zukunftsplanung, die so auffällig mit ihren gegenwärtigen Bemühungen ungestört zu sein kontrastiert, wird noch ausführlicher eingegangen.

Fassen wir zusammen:

- Diese Alleinlebenden haben ebenfalls ihre lebensgeschichtlich verankerten Gründe, einer engen, institutionalisierten Partnerschaft gegenüber skeptisch zu sein. Sie sind aber in einem sozialen Milieu aufgewachsen und verhaftet geblieben, in dem das *Leitbild der Normalfamilie unhinterfragte Gültigkeit* hatte. In einem Fall erlaubte das homogene soziale Klima in der ehemaligen DDR keinen Zugang zu Lebensformen, die Ehe und Familie in Frage stellten; in einem anderen Fall ein ländliches Milieu, verbunden mit einem erhöhten sozialen Anpassungsdruck (als Flüchtling). Beide Male kam (über eine besonders enge, unaufgelöste Mutterbindung bzw. die Übernahme von Verpflichtungen den Eltern gegenüber) eine starke Rückbindung an die Herkunftsfamilie hinzu. Und schließlich fehlten kulturelle Möglichkeiten für einen Zugang zu alternativen Milieus und Lebensmustern.
- Diese Ausgangskonstellation - lebensgeschichtlich begründete Vorbehalte gegen die Institution Ehe mit all den Zuschreibungen, die ihr in den 60er Jahren anhafteten, einerseits und ein sozialer Druck, eine Normalbiographie einzuschlagen, andererseits - war eine Quelle für eine starke Ambivalenz in ihren Partner- und Familienwünschen. Ihr Ausweg war ein *subversives Unterlaufen der sozialen Erwartungen* durch eine Doppelstrategie, unabhängig davon, ob sie in der Lebensphase der Familiengründung diese *bewusst* infrage gestellt haben: Sie ließen sich halbherzig auf eine Eheschließung bzw. Verlobung ein, ohne die mit dieser Institutionalisierung ihrer Partnerschaft verknüpften Erwartungen - Heirat, eheliches Zusammenleben, Familiengründung - zu erfüllen.

- Keine dieser Partnerschaften war stabil; sie wurden entweder gelöst, ehe es zur Ehe oder einem "normalen" Ehealltag kam, oder ein partnerschaftliches und kinderloses Ehemodell scheiterte, weil auch dieses dem Biographen zu viel Nähe und Sich-Aufeinander-Einlassen abverlangte. Im Zuge des allgemeinen Wandels der Leitbilder für Partnerschaften und der damit verbundenen Liberalisierungen verlor der Lebensplan Ehe und Familiengründung für diese Alleinlebenden seine Begründung, weshalb sie heute ebenfalls zu den "überzeugten" Alleinwohnenden gehören, eine Beziehung auf Distanz präferieren.

4.4 Ersehnen und gleichzeitiges Verhindern einer traditionellen Familiengründung

In den beiden vorangegangenen Abschnitten hatten wir Alleinlebende im Blick, die früh das Leitbild Ehe und Kleinfamilie abgelehnt haben und darin durch ihre selbst gewählte soziale Umgebung im Umfeld der Protestbewegung ermuntert wurden, und Alleinlebende, die als junge Erwachsene nur halbherzig den Weg einer Normalbiographie eingeschlagen und sich im Laufe ihres Erwachsenenlebens der Selbstwahrnehmung angenähert haben, dass eine Beziehung auf Distanz ihren Bedürfnissen am besten entspricht. Diese BiographInnen haben im Laufe ihres Erwachsenenlebens im Hinblick auf ihre in ihrer Familiengeschichte begründeten Distanzbedürfnisse über den Umweg einer Überanpassung an Leitbilder oder einer Protesthaltung eine Entwicklung dahingehend erlebt, dass sie heute Distanz in ihren Partnerschaften verteidigen.

Worin unterscheiden sich von jenen die Alleinlebenden, die das Leitbild einer traditionellen Familie als Maßstab für die Bewertung ihres eigenen Lebens nie aufgegeben haben? Die noch heute bedauern, nicht in einer Ehe zu leben und keine Kinder zu haben, und dennoch, wie die Fallrekonstruktionen offen legen, aktiv eine Familiengründung vermieden haben? Herbert Fest, unserem Repräsentant oder "Eckfall" für diese Alleinlebenden, hat, wie in der Fallrekonstruktion ausführlich dargelegt wurde, seine belastende und traumatische Kindheit - zur Erinnerung: körperliche Anfälligkeit, Ablehnung durch die Mutter, verbunden mit einer extrem verbietenden Haltung, körperlichen Misshandlungen, Demütigungen - einseitig durch Sport zu überwinden versucht. Diese Strategie band ihn an seine Kameraden, an den Vereinssport in einem kleinstädtisch und konservativ geprägten Milieu. Diese Bindungen waren so stark und ausschließlich, dass er sie trotz Studiums in einer Großstadt und späteren zweiten Ortswechsels aufrechterhalten hat und nie andere Interessen entwickelte, nie Kontakt zu anderen Milieus aufnahm. Einzige Ausnahme war die Beziehung zu einer Frau aus dörflichem Milieu; diese Beziehung scheiterte aber maßgeblich an dieser kulturellen Differenz. Seine Bewältigungsstrategie ließ keine Entwicklung zu, die ihm gestattet hätte, seine Nähe- und Distanzbedürfnisse besser auszubalancieren bzw. sich auf Beziehungen so einzulassen, dass eine Partnerschaft eine Chance gehabt hätte.

Weitgehende Parallelen weist die Lebensgeschichte von Inge Pechler auf. Auch sie ist in jungen Jahren eine Ehe eingegangen, die nicht von langer Dauer war, ist anschließend über zwei Jahrzehnte der Möglichkeit einer neuen Ehe oder eheähnlichen Partnerschaft aktiv aus dem Weg gegangen, hat aber nie die Vorstellung aufgegeben, dass ein Familienleben die einzige erstrebenswerte Lebensform sei. Anders als Herbert Fest hat Inge Pechler ihre Jugend in einem vermutlich aufgeschlosseneren Milieu verbracht, in dem das traditionelle Leitbild Familie wohl zumindest aufgeweicht war. Sie ist, eine Lehre unterbrechend, in die Nähe ihres Freundes gezogen, hat sich dort aus eigener Initiative in einer hauswirtschaftlichen Internatsschule angemeldet. In seiner studentischen Umgebung hat sie nach eigener Erinnerung gesellige und unbeschwerte Jahre

erlebt. Nach seinem Examen - das Paar war drei Jahre verheiratet - hat er die Ehe aufgekündigt. Daraufhin ist sie in eine schwere Krise geraten, alkohol- und medikamentenabhängig geworden; mit Hilfe eines Klinikaufenthaltes hat sie den Entzug geschafft. In dieser schweren Zeit hat sie sich von einem verheirateten Bekannten trösten lassen und mit ihm über 20 Jahre eine versteckte Beziehung aufrecht erhalten, ohne andere Bekanntschaften zu suchen. Erst mit 48 Jahren hat sie sich aus dieser Beziehung gelöst und in einem Singleclub einen neuen Partner gefunden.

Warum hält sie so sehr die Vorstellung aufrecht, nur in einer Ehe glücklich werden zu können, obwohl ihr praktisches Handeln eine Familiengründung konsequent vermieden hat? Wenn sie über ihre gegenwärtige Wochenendbeziehung spricht, fällt auf, dass nicht Normalitätsvorstellungen sie bewegen, sondern die Imagination einer Zweisamkeit und Häuslichkeit, die, losgelöst von den Bedürfnissen des Partners, sehr präzise Züge trägt. Sie erzählt darüber, wie sie die Blumen ihres Freundes pflegt, nach dem Rechten sieht und seine Wohnung umgestalten möchte. Auffallend ist dabei ihre Forderung, eine partnerschaftliche Arbeitsteilung in einer Beziehung zu leben, und ihr Verhalten, das jede Beteiligung des Mannes im Keim erstickt - nur sie (als Frau) hat ein Gespür dafür, was recht und schön ist. Die Konstellation in ihrer Herkunftsfamilie liefert uns den Schlüssel für ihr Eheideal, sowie dessen Verhinderungsgründe und soll deshalb hier zusammengefasst dargestellt werden.

Die Mutter hat nur eine kurze Ehe geführt, ihr Mann, der Vater der Biographin, gilt seit Kriegsende als vermisst. Von Inge Pechler wissen wir, dass die Mutter den Verlust ihres Mannes nie akzeptiert und verarbeitet hat, die Hoffnung auf seine Rückkehr nie aufgegeben hat. Die Tochter erinnert sich, dass sie bei Geräuschen in der Wohnung glaubte, gleich kommt der Vater zur Tür herein, ein Gefühl, dass sie von der Mutter übernommen hat. Die fehlende Todesnachricht nahm Mutter und Tochter die Chance, die Gewissheit seines Todes zu haben und daraufhin trauern zu können. Die Biographin schildert ihre Mutter als eine leidende, eher depressive Frau, die mit der Zeit begann, sich auch körperlich zu vernachlässigen. Die Mutter-Tochter-Beziehung war schwierig, die Biographin mochte ihre Mutter nicht sehr. Wir können annehmen, dass die Mutter ihren Mann, der Soldat war, nur wenig gesehen hat. Ob die Eltern noch jung verliebt waren, als sie getrennt wurden, oder die Mutter im nachhinein ihren Ehemann und Vater ihres einzigen Kindes idealisiert hat, ist unerheblich. Jedenfalls vermittelte die Mutter ihrer Tochter ein sehr positives Vaterbild. Die Biographin entwickelte die Vorstellung, dass das Leiden ihrer Mutter, ihr "mangelhaftes" Frau-Sein (fehlende Lebensfreude, körperliche Vernachlässigung), all das, was die Tochter als negativ an ihrer Mutter wahrnahm, mit dem Verlust des - imaginierten - Ehemannes bzw. mit der Entbehrung eines Ehemannes verknüpft war. So ist die Mutter zum abschreckenden Beispiel für ein Frauenleben ohne Ehemann geworden. Inge Pechler hat sehr große Angst vor dem Alleinsein. Andererseits hat sie über ihre Mutter nur eine imaginierte, fast unheimliche Ehe kennen gelernt (wenn das Kind erwartete, dass der Vater zur Tür herein kommt), keinen Alltag mit einem Ehemann, keine Aushandlungsprozesse.

Inge Pechler und Herbert Fest haben nie aufgegeben, die Verwirklichung einer Familie als ihr wichtigstes Lebensziel anzusehen, in der entscheidenden Lebensphase bis zum fünften Lebensjahrzehnt aber aktiv die Möglichkeit einer Familiengründung vermieden. Inge Pechler hat zwar nach 20 Jahren in der Dreieckbeziehung aktiv nach einer neuen Partnerschaft Ausschau gehalten, aber dieser Widerspruch zwischen bewusstem Lebensplan und aktiver Vermeidung ist beiden nicht bewusst. Hier ist nicht der Ort, tiefenpsychologisch aufzuklären, warum sie die Erfüllung ihrer zentralen Wünsche selbst so beharrlich verhinderten. Aber ein gemeinsamer Hintergrund soll benannt werden: In den Herkunftsfamilien von ihnen beiden waren die Gegebenheiten, unter denen sie als Kinder litten - in der Familie Pechler das Vermisstsein des Vaters und in der Familie Fest

die Hintergründe für das Abgelehntwerden des Sohnes durch die Mutter (vgl. Fallstruktur) -, der Kommunikation nicht zugänglich. Sie waren ausgeliefert, ohne verstehen zu dürfen. Als Erwachsene können sie das Verfehlen ihres Lebenszieles nur als schicksalhaft verstehen, ihren Lebensverlauf als außengesteuert. Durch ihre beiden Lebenserzählungen zieht sich die generelle Deutung, Pech gehabt zu haben, wie ein roter Faden. Auf die Aufforderung, ihre Leben rückblickend zu evaluieren, antwortet Inge Pechler:

Da sieht's schlecht aus, ja. Also ich hab sehr viel Pech g'habt, sagen mer mal. Aber ich hab mich immer wieder hoch g'rabbelt. Von **meinen** Wünschen ist eigentlich so gut wie gar nix in Erfüllung gegangen. (AFW-10, 35/5)

Und Herbert Fest evaluiert sein Leben:

Ich hab ja scho a bissele, wie soll mer sagen, so a Pechsträhne so, ((lacht)) also net grad so, was weiß ich, was mer sich so unter einem Sonntagskind vorstellt. (AMW-08, 45/11)

Besonders markant ist im Fall von Inge Pechler, dass sie ihr Leben einseitig daran bemisst, dass ihr Lebensplan Ehe nicht in Erfüllung ging, obwohl sie viel aus eigener Kraft erreicht hat: Sie betrieb einen ausgefallenen Leistungssport, wurde in diesem Sport eine erfolgreiche Jugendtrainerin und hat beruflich zielstrebig ihre Position verbessert und eine kleine Führungsposition eingenommen. Dies alles gilt aber vor ihr selbst nichts, weil sie eine allein stehende Frau geblieben ist.

Fassen wir zusammen:

Diese Alleinlebenden haben ein traditionelles Leitbild Ehe und Familie verinnerlicht und als Ideal nie aufgegeben. Charakteristisch für dieses Einstellungsmuster ist:

- Eine Familiengründung wird als unverzichtbarer Bestandteil eines gelungenen Lebens gesehen und bedarf keiner individuellen Begründung gemäß den eigenen Neigungen. Andere Lebenspläne - auch abweichende Vorstellungen der eigenen PartnerInnen - können nicht einführend verstanden werden.
- Der Institutionencharakter der Ehe hat ein größeres Gewicht als die Qualität der einmaligen Beziehung zwischen den Partnern - die Ehefrau ist in einem Fall eher Erfüllungsgehilfin für die Umsetzung eines übergeordneten Zieles, denn ein unverwechselbares, begehrtes Gegenüber mit eigenen Wünschen. Der primäre Bezugspunkt der Erwartungsbildung liegt auf der Rolle, nicht auf der Person - eine Erwartungshaltung, die die Personalisierung der "modernen" Ehe nicht mitvollzogen hat. (Leupold, 1983) Das Scheitern einer Ehe wird als schweres Schicksal erlebt, das einen Neubeginn kaum erlaubt. Für die Binnenstruktur einer Partnerschaft gelten Leitvorstellungen, die dem Ideal des "harmonisches Ungleichgewichts" entsprechen, wie: Eine Ehefrau hat vor allem das Interesse, ein gemütliches Heim zu schaffen und Mutter zu werden; der Mann muss ein väterlicher Freund, der Überlegene im Binnenverhältnis sein (aus der Sicht der Frauen); ihm obliegt die Ernährerrolle, dafür kann er von ihr Interesse am Hauswesen erwarten (aus der Sicht des Mannes). Solche Rollendefinitionen gelten als der Institution Ehe immanent und stehen nicht zur Disposition.

- In zwei Fällen war ein kultureller Zugang zu individualisierteren Leitbildern ausgeschlossen - ein sehr konservatives, geschlossenes soziales Umfeld wurde nie verlassen (ausschließliche Integration ins dörfliche Vereinsleben, in einem Fall selbst nach Umzug in eine Großstadt aufrechterhalten).
- Dieses Eheideal ist nicht mehr auf die Ehe als wirtschaftliche Notwendigkeit gegründet, sondern impliziert Vorstellungen von dem einen Menschen, mit dem Freud und Leid geteilt werden ("Die Ehe ist kein Kinderspiel." (AMW-08); im Zusammenleben mit ihm - und nur so - kann Geborgenheit gefunden werden. Es setzt deshalb voraus, dass beide Partner sich ganz auf diesen einen Menschen einlassen. Andererseits standen bei diesen BiographInnen psychodynamische Konstellation in ihren Herkunftsfamilien (wie: extrem enge, positiv erlebte Rückbindung an die Mutter mit dem Auftrag, deren Lebenswerk fortzuführen, der nie real gewordene Märchenprinz gemäß dem imaginieren, idealisierten Bild des vermissten Vaters, Verrat an der allein erziehenden Mutter durch Bindung an einen anderen Mann, ein tief verletztes Selbstwertgefühl) einer solchen Bindung entgegen; das Festhalten an der Institution Ehe konnte nicht mehr ausreichen, sobald die Partnerin bzw. der Partner individualisiertere Leitbilder für eine Partnerschaft hatte und eigene Lebensvorstellungen höher bewertete, als das *traditionelle* Eheideal.
- Weder konnte das Ideal der traditionellen Ehe einschließlich dem Leitbild des "harmomonischen Ungleichgewichtes" als einzig erstrebenswertes Lebenskonzept im Laufe des Lebens relativiert werden, noch waren die, teilweise mit Tabus verbundenen, Gründe, warum es selbst nicht eingelöst werden konnte, der Reflexion zugänglich. Den Widerspruch von Ideal und Wirklichkeit deuteten die BiographInnen als persönliches Pech, als Schicksal. Andere Erfolge im Leben wurden nicht gesucht (Herbert Fest), oder extrem abgewertet (Inge Pechler). Oder die Biographin wendet sich einer Lebensaufgabe zu (der Erhalt des mütterlichen Erbes, das einer Partnerbindung entgegengestanden hat, Inge Pechler), wobei der Erfolg eine relative Lebenszufriedenheit gibt und eine Aussöhnung mit der eigenen Lebensgeschichte möglich gemacht hat.

Wenden wir uns noch zwei Alleinlebenden zu, die ebenfalls ihren Wunsch, eine Familie zu gründen, nie aufgegeben haben, die aber dennoch ihr Leben nicht als verfehlt bewerten, sondern weitgehend mit ihm ausgesöhnt sind. Hinter ihrer relativen Lebenszufriedenheit verbergen sich zwei sehr verschiedenartige Lebens- und Verarbeitungsmuster. Anni Moosbergers Leben ist, obwohl sie eine allein stehende, selbständige Geschäftsfrau ist, immer ganz in den Bahnen eines traditionellen Frauenlebens verlaufen. Eine Familie zu haben, gehörte selbstverständlich zu ihrem Lebensplan.

Eben dann, wenn mer jung ist, stellt mer sich a no vor, dass mer vielleicht doch **heirat'** und Familie hat. ... Jetzt denken die jungen Mädchen ja nimmer so **dran**. ... Die wollen a **alle**, die Mädchen jetzt, vielmehr selbständig sein. Denken viele net an Familie. Aber so wie i in dem Alter war, da hat mer sich des **schon noch vorgestellt**. Weil des einfach so - des **gehörte** so. // Hm // Mer unterhalt' sich dann ... mit andern Mädchen **auch** in dem Alter, wie des mal sein wird und wie des mal - was mer dann mal wohl macht und so. Und dann kommt halt doch anders. (AFW-01 52/3-20)

"Anders" ist es aus ihrer Sicht gekommen, weil sie nicht den passenden Ehemann gefunden hat. Besonders schwer ist es ihr gefallen, kinderlos zu bleiben.

Gab **auch** schon mal Augenblicke, wo i g'meint hab, wenn i so keins krieg, dass i eins adoptier! (3) Gab's auch scho mal. Aber des is (3) - des is **auch** mit der Zeit vergangen. (AFW-01, 52/27)

Das betonte "**auch**" schließt unausgesprochen den Wunsch nach einer Ehe ein. Sie ist keine Frau, der es leicht fällt, über sich zu sprechen. Es fällt ihr besonders schwer zu erzählen, warum ihre "verschiedenen" Freundschaften mit Männern und besonders ihre beiden längeren Partnerschaften - sie war 22 bis 25 und 27 bis 35 Jahre alt - nicht in eine Ehe führten.

Und dann haben wir (sie und ihre Mutter, J.S.) uns halt **da allein** durchgewurstelt. ... Es gab verschiedene Freundschaften aber - nah, immer so bissl - Und dann war es aber so, dass mer auch so viel **allein** entscheiden musste. (AFW-01, 3/7-14)

Sie weiß nur, dass sie gerne Mann und Kinder gehabt hätte, gerne Hausfrau und Mutter gewesen wäre und dass sich das nie geändert hat - *und* dass sie es nicht aushalten konnte, wenn die Partner ihr "dreinredeten". Sie hat sich immer einen Mann gewünscht, der älter, "väterlich, kameradschaftlich" ist und sie von den Dingen entlastet, die aus ihrer Sicht ein Mann besser kann - wozu im Grunde, das belegen zahlreiche Beispiele, alles gehört, was nicht im engen Bereich der Hauswirtschaft liegt. Und gleichzeitig hat sie Angst, die Kontrolle über ihr Leben an einen Partner zu verlieren. "**Dann** sich de - des Planen und **des** nimmer aus der Hand nehmen lassen will," (32/4) so begründet sie zusammenfassend, warum sie nicht geheiratet hat. Dieser Zwiespalt, sich an einen "väterlichen" Mann anlehnen wollen, aber gleichzeitig damit den Verlust der Kontrolle über das eigene Leben zu verbinden, ist der rote Faden ihrer Lebenserzählung. Dass sie sich nicht reinreden lassen will, ist *nicht* Ausdruck eines egalitären Leitbildes - wohl auch deshalb kann sie sprachlich ihr Autonomiebedürfnis kaum ausdrücken. Und das macht es ihr so schwer, eigene, unabhängige Entscheidungen gegenüber ihrem Partner zu vertreten; sie sieht keine Möglichkeit (oder Legitimität?), sich von ihm in einer antizipierten Ehe abzugrenzen. Lieber verzichtet sie auf diese, obwohl sie sich sehnlich eine Familie, vor allem ein Kind wünscht. Dahinter verbirgt sich also keine "moderne" Frau, die ihr Leben selbst gestalten will und im Gegenzug jede Versorgung durch einen Mann ablehnt (wie Vielhaber und Ebenholz), sondern eine sehr traditionelle, komplementäre Auffassung über die Geschlechterrollen und die Geschichte einer symbiotischen Mutter-Tochter-Beziehung,⁵⁸ die die Biographin in dem Zwiespalt gefangen halten, eine von einem Partner unabhängige Lebensführung zu wollen (und verwirklicht zu haben), aber gleichzeitig sich ohne Mann auch überfordert und gelegentlich hilflos zu erleben.

Anni Moosberger ist in beengten Verhältnissen in einem bäuerlich handwerklichen Milieu aufgewachsen. Mit zwei Jahren erlebt sie, dass ihr Vater die Familie verlässt, mit zehn Jahren bekommt sie einen Stiefvater. Als die Tochter 23 Jahre alt ist, bauen die Eltern eine kleine Pension, vor deren Fertigstellung der Stiefvater stirbt. Die Mutter und die Tochter, die ein hauswirtschaftliches Internat besucht hat, bewirtschaften die Pension; die Tochter muss mit "weiblichen" Aushilfsarbeiten dazuverdienen. Nach dem Tod der Mutter, die Tochter ist 42 Jahre alt, hat sich deren Leben äußerlich kaum verändert; die Gäste alleine können ihren Lebensunterhalt

⁵⁸ Neben Elmar Soehnges, Inge Pechler und Anni Moosberger stand auch Gabi Schlichting eine unaufgelöste Symbiose zu einem allein erziehenden Elternteil im Weg zu einer gelingenden Partnerschaft. Ihr Vater wurde Witwer, als die Tochter sechs Jahre alt war, und band das Mädchen in einer Weise an sich, dass zumindest von einem psychischen Missbrauch gesprochen werden muss. Diese Konstellation dominiert(e) ihre Biographie in einem Maße, dass diese Lebenskonstruktion hier unberücksichtigt bleibt.

nicht sichern. Mutter und Tochter kämpfen in dem engen Arbeits- und Lebenszusammenhang gemeinsam um das Überleben der Pension, ihrer wirtschaftlichen Basis. Der erste Ehemann der Mutter hat die Familie im Stich gelassen, der zweite, der das Leben der Familie erleichterte und der Zukunft eine gute, neue Perspektive gab, starb. Es fällt der Mutter sehr schwer, Entscheidungen zu treffen und die Außenvertretung der Familie zu übernehmen, beispielsweise mit einer Bank oder mit Handwerkern zu verhandeln. Zwischen Mutter und Tochter, die das einzige Kind ist, ist eine symbiotische Notgemeinschaft entstanden, für die eine Partnerschaft der Tochter mit der Perspektive einer gemeinsamen Zukunft zur Bedrohung wird. Beide Frauen haben immer wieder Bedenken, ein potenzieller Ehemann und Schwiegersohn könne sich zu sehr in ihr Leben einmischen; Vorschläge umzubauen lösen die Phantasie aus, fortgedrängt oder gar enteignet zu werden. In langen Argumentationen wird der Zwiespalt der Biographin offensichtlich: "Manchmal denk i mer, ja, ich **wär schon** ganz froh, wenn mir mal jemand die Entscheidungen **abnehmen** würd. Aber auf der andern Seit'n möcht i des **doch** wieder net." ((lacht)) (3/33) Sie kann sich ein gleichberechtigtes Überlegen und Planen in einer Partnerbeziehung nicht vorstellen. Einerseits gehören Planen, Entscheiden und nach außen Verhandeln zu den Aufgaben eines Mannes, andererseits aber würde jeder Mann, der diese Rolle übernähme, den Verlust ihres Lebens mit der Mutter und darüber hinaus eines Teils von ihr selbst bedeuten.

Erst hat's (die Mutter, J.S.) ihn sehr gern mögen. Aber des mit dem Planen, des war ihr dann (2) dann auch so - weil des wär so über unsern - über unsre Köpfe weg // hm // geplant g'wesen. Und des - Wenn mer sich erst so einspannt, dass mer des erhalten kann, // hm // dass es sein - des Eigen bleibt und dann soll da über die Kö - unsere Köpfe was geplant und entschieden werden, wo mir nimmer viel zum Sag'n hab'n, des g'fällt einem dann // hm // g'fällt einem dann net. Und dann (4) - da war's halt dann so, dass wir halt also nur dann wieder a Zeit lang allein, weil erst muss ma ja - war'n mer a biss' froh, dass mer da raus war // ja // und wollt' erst amal nix. Und dann eh (3) werd ma schon a bissl - mer wird ja a älter, und je älter, dass mer werd, desto schwieriger passt mer sich ja an jemand an. ((AFW-01, 36/2))

Sie spricht zwar hier von dem Mann, mit dem sie am längsten liiert war, aber sie generalisiert mehrfach diese Bedenken für ihre vergangenen Partnerschaften und auch für denkbare zukünftige Partner. Auf symbiotische Weise trennt sie, wie eine Feinanalyse verschiedener Textpassagen bestätigt, nicht mehr zwischen ihrem eigenen Empfinden und dem der Mutter. Der Erhalt der Pension ist über den Tod der Mutter hinaus ihr Lebenszweck geblieben - Bewahren des mütterlichen Erbes und eigene Zukunftssicherung.⁵⁹ Dabei gehen Arbeit und Privatheit eine enge Verbindung ein, Gästebetreuung und Nebentätigkeiten entsprechen ihrer hausfraulichen Identität. Sie hat ihre Arbeit mittlerweile so strukturieren können, wie es weitgehend ihren Bedürfnissen entgegenkommt. *Ihr ist über eine dichte Einbindung in das dörfliche Vereinsleben, das Ausüben von Hobbys, Freundschaften im Dorf und mit einigen Stammgästen ein zufriedenes Leben gelungen, das weitgehend in den traditionellen Bahnen ihrer Kindheit verläuft.* Keine eigene Familie zu haben, definiert sie als Schicksal, aber im Grunde weiß sie, dass sie in einer Ehe nicht glücklich geworden wäre. Sie hätte eine Vermittlung zwischen ihren Wünschen nach einem väterlichen Freund, den sie "wirklich gern haben kann," und ihrer Selbstbehauptung nicht leisten

⁵⁹ Das Haus des Vaters zu erhalten und mit einer geradezu absurden Intensität zu gestalten, ist, neben der Grabbpflege, auch die Lebensaufgabe von Gabi Schlichting, die ebenfalls aufgrund einer unaufgelösten Symbiose mit dem allein erziehenden Elternteil keinen Partner real in ihr Leben lassen konnte, aber bewusst bedauert, nicht geheiratet zu haben.

können. Ihre Mutter, eine in hohem Maß von ihrer Großfamilie in Unselbständigkeit gehaltene Frau, konnte ihr dafür kein Vorbild geben, und Anregungen von außen für ein weniger patriarchalisches Ehemodell bekam sie durch die starke Einbindung in ihr enges Zuhause nicht.

Kommen wir noch einmal kurz auf Georg Stehauser (vgl. Fallrekonstruktion) zurück, der ebenfalls seinen Wunsch, in einer Familie zu leben, nicht verwirklichen konnte und ebenfalls mit seiner gegenwärtigen Lebenssituation dennoch zufrieden ist. Er ist, im Gegensatz zu Anni Moosberger, unter kontrastreichen Einflüssen aufgewachsen, hat bereits als Kind und Jugendlicher reichhaltige *Differenzerfahrungen* gemacht. Bereits als Vierzehnjähriger ist er aus eigener Initiative in eine Stadt gefahren, um sich dort mit Erfolg eine Lehrstelle zu suchen und fern seiner Eltern leben zu können. Er hat zwei, wie er selbst empfindet, gegensätzliche Berufe ausgeübt - Geschäftsmann und Krankenpfleger - und sich als Erwachsener in sehr verschiedenartigen Milieus bewegt: u.a. kleinstädtische Vereinskultur, unterschiedliche großstädtische Szenen. Seine Sehnsucht nach Familienleben entspricht nicht Normalitätsvorstellungen, was auch seine eher unkonventionelle, durch Scheidung aufgelöste Familie einschließlich Stiefkind und ausländischem Pflegekind und einem lebhaften, offenen Haus beweist. Sein Bild von einer Familie entspringt seinem Wunsch nach harmonischer Nähe, wie er sie bei seinen Großeltern kennen lernte, deren Leben er als den wohltuenden Gegenpol zu seinem Elternhaus erlebt hat. Zwei Umstände haben es ihm möglich gemacht, sich mit seinem gegenwärtigen Leben ohne Partnerin auszusöhnen. Erstens geht er, anders als Anni Moosberger, davon aus, dass sich in näherer Zukunft wieder eine Partnerschaft ergeben wird. Und zweitens hat er eine starke berufliche Identität und berufliche Erfolge.

Während Anni Moosberger in einem sozialen Milieu lebt und ihren Rückhalt in der engen Verbindung von Gelderwerb und privater Lebensführung findet, bezieht Georg Stehauser einen nicht geringen Teil seiner sozialen Sicherheit aus seiner Verankerung in vielfältigen sozialen Welten, was sich gleichermaßen in seinen Freundschaften wie in seinen aktiv ausgeübten Interessen ausdrückt. In diesem Sinn ist er, im Gegensatz zu Anni Moosberger, ein "moderner", individualisierter Alleinlebender. Sein Streben nach Männlichkeit, lange ein zentrales Thema in seinem Leben, und seine weiblichen Anteile integrieren zu können, begreift er selbst als wichtigen persönlichen Entwicklungsschritt. Während Anni Moosberger die alltagspraktische Ergänzung durch einen Mann vermisst, ist er stolz darauf, selbstbestimmtes Arbeiten, beruflichen Erfolg **und** Fürsorglichkeit, Kochen für Freunde, die Erfahrung, seine Tochter als Säugling und Kleinkind mit versorgt zu haben, kurz: männliche und weibliche Kompetenzen zu haben. Das macht ihn als Alleinlebender unabhängiger, auch in diesem Sinn ist er individualisiert.

4.5 Autonomie und Partnerbindung im zeitlichen Nacheinander - ein selbsttrügerisches Programm

Eine weitere Strategie, mit den eigenen Ambivalenzen zwischen den Bedürfnissen nach Distanz in privaten Bindungen *und* der Sehnsucht nach Nähe in einer Partnerschaft umzugehen, haben Alleinlebende entwickelt, die gleichzeitig einerseits ihre derzeitige Lebensform positiv bewerten und (noch lange) nicht ändern wollen und andererseits lebhaft Wunschvorstellungen pflegen, in ferner Zukunft in einer Partnerschaft zu leben. Die Unabhängigkeit des Alleinlebens in der Gegenwart, möglicherweise schon seit zwei oder drei Jahrzehnten, und eine phantasierte Idylle von einem gemeinsamen Alter - dieses Lebensprogramm spaltet die ambivalenten Wünsche in ein zeitliches Nacheinander auf und lässt so die Berücksichtigung beider Seiten der Ambivalenz in der Phantasie möglich erscheinen. Bei einer Variante dieser Strategie haben die Alleinlebenden im Sinne, eine Partnerin oder einen Partner zu suchen, wenn sie diese oder jene persönliche

Entwicklung noch gemacht haben, interpretieren ihr Alleinleben als ein Moratorium; bei einer anderen Variante stellen sie die Vorteile ihrer gegenwärtigen Lebensform in den Vordergrund, wünschen sich aber im Alter ein Zusammenleben.

Manfred Schreyer deutet sein Alleinleben offensichtlich als ein Moratorium für seine persönliche Weiterentwicklung. Er ist der Ansicht, dass er gegenwärtig "nicht auf eine verantwortungsvolle Partnerschaft also - hinarbeiten kann." Und er fügt hinzu: "Ich hoff", dass die Phase so schnell wie möglich rum geht." (AMW-12, 65/2) Für seine Zukunft wünscht er sich eine Liebesbeziehung, die er in äußerst idealistischen Farben ausmalt: Er will endlich so geliebt werden, wie er ist; beide sollten spontan ihre Gefühle ausdrücken können, einen liebevollen, innigen nicht nur erotischen Austausch erleben und sich gegenseitig Freiräume lassen. "Auch wenn ich schon 47 bin. Ja? Aber den Wunsch hab ich einfach. ... Und wenn's möglich ist vielleicht sogar ein - 'n Kind, ne Familie und Kind. Egal! Und wenn's nicht möglich ist dann dann lieber nicht, ja? So soll mein Leben aussehen." (AMW-12, 75/1)

Wie der Biograph sein für eine Familiengründung hohes Alter anführt, darin mögen Selbstzweifel anklingen, ob es ihm gelingen wird, seinen Lebensplan einzulösen. Seiner Selbsteinschätzung, gegenwärtig keine "verantwortungsvolle Partnerschaft eingehen zu können, entspricht ein Lebensgefühl, dem zufolge seiner Suche nach Lebensorientierung und seiner Sorge für die eigene Person (noch) Vorrang zukommen muss. Seinen intensiven Bemühungen um Selbsterfahrung und -verwirklichung liegt ein tiefer Einschnitt in seinem Leben zugrunde, der mit einer positiven Wende verbunden gewesen ist: Manfred Schreyer ist unter sehr schwierigen Verhältnissen in einer kinderreichen und sozial marginalisierten Familie aufgewachsen. Nachdem er mit Anfang Zwanzig von zuhause ausgezogen ist, entdeckt er ein bis dahin gut gehütetes Familiengeheimnis: Seine Cousine, mit der er sich immer verbunden gefühlt hat, ist seine leibliche Schwester. Als er zwei Jahre alt war, bekamen die Eltern noch ein Mädchen, das einschließlich zwei Stiefgeschwistern das fünfte Kind in der Familie ist, die auf engstem Raum zusammenwohnt. Weil nun die familialen Belastungen übermächtig geworden waren, gaben die Eltern, nachdem sie zwischen der neugeborenen Tochter und dem Biographen gewählt haben, das Mädchen zu Verwandten.

Als er mit seiner "Cousine" in Familienpapieren entdeckt, dass sie in Wahrheit Geschwister sind, kommt er seiner Schwester emotional sehr nahe; sie wird seine Vertraute und der wichtigste Mensch in seinem Leben; dies ist bis heute so geblieben. Der Biograph beschreibt anschaulich, dass er als Kinde durchaus spüren konnte, dass ihm eine bedeutsame Wahrheit vorenthalten wurde und dass ihn dies vorsichtig werden ließ in seinen Gefühlen. "Es musste immer etwas Unausgesprochen bleiben. Ja? Also es musste immer etwas verborgen werden. Es (seine Zuneigung zu seiner angeblichen Cousine, J.S.) durfte nicht ah - wirklich empfunden sei - werden auch." (10/19)⁶⁰ Es muss hier allerdings offen bleiben, ob diese Einschätzung eine retrospektiv in seiner

⁶⁰ Die Herkunftsfamilien von auffallend vielen Alleinlebenden unserer Studie sind mit gravierenden Tabus belastet gewesen. Die Hintergründe für diese Tabus waren durchweg mit kollektiven zeitgeschichtlichen Konstellationen verbunden: Wie hatten die Ehepartner (also die Eltern der von uns interviewten) während langer Trennungszeiten im Krieg gelebt? Stimmtene reale Elternschaftsverhältnisse nicht mit den offiziellen überein? Auch die Verfolgung der Juden im Nationalsozialismus und Überwachungstätigkeiten der Stasi in der DDR waren Anlässe für Tabubildungen. Es wäre interessant, der Frage nachzugehen, ob aufgrund dieser historischen Konstellationen besonders viele Menschen in Familien mit tabubelasteten Kommunikationsstrukturen aufgewachsen sind und ob dies kollektive Auswirkungen auf Bindungswünsche und -verhalten dieser Generation gehabt hat.

Therapie gewonnene ist.

Mit der Aufdeckung des Familiengeheimnisses beginnt sein Leben eine neue Richtung zu nehmen. Er, der bisher nur Kontakt zu Prostituierten hatte, verliebt sich nun und heiratet eine Frau aus dem Freundeskreis seiner Schwester. Seine Frau bringt ein fünfjähriges Kind in die Ehe. Für seine neue Familie übernimmt er viel Verantwortung (´ich habe plötzlich ´ne Aufgabe gesehen. AMW-12, 58/1): Er erreicht eine berufliche Verbesserung (aus einem Handwerkerberuf zum Bankangestellten), versucht ein mustergültiger Familienvater auch für seine Stieftochter, zu der er heute noch einen guten Kontakt hat, zu sein. Er beteiligt sich begeistert am Kochen. (´Wir waren stolz darauf, dass wir so 30 verschiedene Rezepte haben, also schon jetzt abwechslungsreiche. AMW-12, 65/32)

Wenige Jahre später beginnt er, beeinflusst durch seine Schwester, eine Psychotherapie, die seinem Leben noch mal eine neue Richtung gibt: Seine Suche nach Selbsterfahrung und Selbstverwirklichung beginnt dominant zu werden. Nach der Rückkehr von einem längeren Amerika-aufenthalt - er ist wegen eines Therapeuten dort gewesen und hat dafür bereitwillig seinen Bankberuf wieder aufgegeben - gewinnt für ihn die Entdeckung neuer, eigener Interessen, wie die Entwicklung eigener musischer Fähigkeiten, die Aneignung philosophischen, psychologischen und medizinischen Wissens vorwiegend aus dem alternativen und esoterischen Spektrum, Priorität. So macht er sich zum Experten für gesunde Ernährung und beginnt, mit Lebensmitteln aus dem Bioladen zu kochen, ohne seine Frau dafür interessieren zu können. Das Paar entfremdet sich zunehmend in Folge der persönlichen Neuorientierung des Biographen und beginnt, getrennte Wege zu gehen, bis beide sich freundschaftlich trennen.

Manfred Schreyer möchte sich noch Zeit lassen, ehe er noch einmal Verantwortung für eine Familie übernehmen will. Er ist bis heute auf der Suche nach Selbsterkenntnis und Selbstverwirklichung geblieben; sie sind auch der rote Faden in seiner Lebenserzählung. Dahinter verbirgt sich zum einen die positive Wendung, die sein Leben genommen hat, seit er den Weg, "seine Wahrheit" herauszufinden und seine eigenen Bedürfnisse und Möglichkeiten zu entdecken, eingeschlagen hat: Er hat Angstzustände und gravierende psychosomatische Probleme, die ihn ehemals dauerhaft begleiteten, weitgehend überwunden. Beschränkte sich sein Liebesleben früher auf den Umgang mit Prostituierten, hat er nun liebevolle Beziehungen mit Frauen erfahren können. Ihm haben sich neue musische und intellektuelle Welten erschlossen. Zum anderen ist sein Entwicklungsweg dadurch erschwert, dass er ihn sehr allein geht, einzig von seinem Therapeuten begleitet. Manfred hat zwar neue Interessen entwickelt, denen er aktiv nachgeht. So geht er immer wieder, sobald er sich dies finanziell erlauben kann, für mehrere Monate in ein südeuropäisches Land, weil er dort ein Instrument lernt und interessantere, aber niedrig bezahlte Arbeit in seinem Handwerksberuf findet. Seinen vielfältigen Interessen geht er alleine nach; nur Sport betreibt er mit einem (alten) Freund. Es ist ihm nicht gelungen, sozialen Zugang zu einem kulturellen Umfeld zu finden, in dem die Menschen seinen neuen Interessen gegenüber aufgeschlossen sind. Es wird deshalb auch nicht einfach für ihn sein, einer Frau zu begegnen, die Interesse an einem alternativen Lebensstil und an esoterischem Gedankengut hat und mit der er gemeinsam seinen eingeschlagenen Weg gehen kann. Und schließlich ist sein ambivalenter Umgang mit Verantwortung - Übernahme von Verantwortung in hohem, möglicherweise überfordernden Maße in seiner Ehe und heute große Scheu vor der neuerlichen Übernahme von Verantwortung - auch auf dem Hintergrund seiner Herkunftsfamilie verstehbar. Er hat seine Eltern als zwei Menschen in Erinnerung, die sich bis zur Selbstaufgabe abarbeiten mussten, um das Überleben der großen Familie unter schwierigsten sozioökonomischen Bedingungen sicherzustellen.

Diese Hintergründe und Rahmenbedingungen machen sein langes Moratorium verständlich; seine persönliche Weiterentwicklung hat seinem ehemals trostlosem Leben neuen Sinn und Reichtum gegeben, fordert aber auch große, einsame Anstrengung von ihm. Manfred Schreyer lässt keine besonders starken Distanzbedürfnisse erkennen, seine Ambivalenz zwischen Beziehungswünschen und (vorläufiger) Abwehr einer verbindlichen Partnerschaft ist vielmehr darin begründet, dass er keine Möglichkeit sieht, den eingeschlagenen und für ihn existenziell wichtigen Weg der Selbstfindung und -verwirklichung mit einer verbindlichen Liebesbeziehung in Einklang zu bringen.

Auch Gisela Amdorf, die zum Zeitpunkt des Interviews schon seit sechs Jahren ohne jede sexuelle Beziehung lebt, sieht gegenwärtig keine Möglichkeit für sich, ihren seit ein paar Jahren eingeschlagenen Weg, aus ihrem persönlichen, leidvollen Chaos zu kommen, mit einer Partnerschaft vereinbaren zu können. Sie schließt zur Zeit Beziehungen mit Männern auf fast aggressive Weise aus; das spiegeln Menschen in ihrer Umgebung ihr zurück. Sie selbst sagt, sie bestätige sich fast jeden Tag wieder auf's Neue, dass sie auf gar keine Fall einen starken Mann, einen Traummann brauche, und lasse sich um ihre vielen Freiheiten beneiden, sagt sie. Gegen Ende des Interviews danach gefragt, wie sie gerne alt werden möchte, bilanziert sie, sie wisse noch nicht, ob sie weiterhin glücklich sei, wenn sie alleine sei. Und es taucht das Bild auf von einem Ferienhäuschen in ihrer Lieblingslandschaft und darin "ein lieber Mensch". Eine Liebesbeziehung mit einem Mann (dass sie möglicherweise an eine Frau denkt, ist aufgrund ihrer gesamten Erzählung nahezu auszuschließen) bleibt ihr Traum.

Gisela Amdorfs ausgeprägte Abwehr von Beziehungen mit Männern besteht erst seit einigen Jahren; ihre vorangegangenen Partnerschaften waren durchgehend von Schuldgefühlen und Selbsterniedrigung gekennzeichnet. Religiöse Bedeutungsinhalte und Auseinandersetzungen mit kirchlicher Sexualmoral spielten dabei auch eine wichtige Rolle. Mit Mitte Zwanzig ist Gisela Amdorf aus der katholischen Kirche ausgetreten, weil diese das Zusammenleben Unverheirateter (zu jener Zeit offensiver als heute) ablehnt. Zwei Jahre später hat sie ihren damaligen Lebensgefährten geheiratet. Die Ehe, in der die Biographin sich willig sehr weitgehend unterordnet, aber auch einen ausgesprochen aggressiven Part spielt, war (zudem?) dauerhaft durch zahlreiche Nebenbeziehungen ihres Mannes belastet. Sie treibt ein gewolltes Kind ab, als ihr klar wird, dass sie mit diesem Mann keine Familie will. Die Ehe wird geschieden. Sie nimmt bald eine sechsjährige Beziehung mit einem Familienvater auf, dem Ehemann einer Frau, mit der sie täglichen Umgang hat. Wieder belastet sie die Diskrepanz zwischen ihrem moralischen Maßstab und ihren unmittelbaren Wünschen an den Partner. "... war ich ja auch der Meinung, der Mann kann sowieso **nichts** taugen, wenn er seine Frau verlässt. Hab' mich also **mit** - damit schlecht gemacht, und eh' eh' trotzdem kam ich also von dem Mann einfach eh' über Jahre - über Jahre bin ich nicht los." (AFW-02, 8/1) In dieser Zeit verfolgt sie eifrig Bekanntschaftsanzeigen. Sie beendet das Dreieckverhältnis erst, als die Ehe dieses Mannes geschieden wird.

Ein Spannungsbogen von Schuldgefühlen und Aggression durchzieht fast alle Bereiche ihrer Lebenserzählung. Die Ursprünge liegen in einem Loyalitätskonflikt, der ihr gesamtes Leben in ihrer Herkunftsfamilie belastet hatte. Gisela Amdorf hatte zwei jüngere Schwestern, von denen die jüngste krank zur Welt kam und nach mehrjähriger Pflegebedürftigkeit gestorben ist, als die Biographin 15 Jahre alt war. Dieser Verlust führte bei der Mutter zu schweren Depressionen, von einer Tabletten- und Alkoholabhängigkeit begleitet. Sie droht oft mit Suizid, den sie, als die Kinder erwachsen sind, auch begeht. Die Mutter hatte sich, als ihr krankes Kind noch lebte, ganz den beiden Schwestern von Gisela zugewandt, aus der Sicht der Biographin der gesunden

Schwester, weil diese sich durch übertriebene Bravheit und Hilfsbereitschaft die Zuneigung der Mutter erzwungen hatte. Ohne erlebbare Chance zu konkurrieren, suchte Gisela mit Erfolg, als enfant terrible Aufmerksamkeit zu finden, und identifizierte sich ganz mit ihrem Vater. Sie erinnert sich, dass sie u.a. einmal mit einem Messer auf ihre (gesunde) Schwester losgegangen sei. Das Mädchen erlebte sich von Grund auf als schlechter Mensch; die Menschen, von denen es sich ausgeschlossen fühlte, waren im Recht, weil sie sichtbar litten und/oder sich aufopferten; Gisela war 30 Jahre alt und bereits seit längerem ausgezogen, als die Mutter sich das Leben nahm. Diese Konstellation in der Herkunftsfamilie hatte zur Folge, dass auch die späteren Partnerschaftsbeziehungen Gisela Amdorfs von Schuldgefühlen und Selbsterniedrigung gekennzeichnet waren.

Als Gisela Amdorf mit Anfang Dreißig eine tief religiöse, zu jener Zeit wieder schwangere Familienmutter kennen lernt, erlebt sie den Konflikt um ihren Schwangerschaftsabbruch neu und geht eine enge, bis heute fortdauernde Freundschaft mit dieser Frau ein. Es folgt eine Zeit der religiösen Sinnsuche einschließlich einer zweijährigen Mitgliedschaft in einer autoritären Sekte. "Mein **eigentliches** Anliegen (war, J.S.), mir **Klarheit** zu verschaffen, was ich nun im Leben will." (AMW-02, 12/24) Im Umgang mit dieser Sekte nimmt ihr Chaos zu, und sie macht eine dramatische Erfahrung des Selbstverlustes mit sich. Ihr Verhältnis mit dem verheirateten Mann besteht zu jener Zeit noch. Unter dem Einfluss ihrer neuen Freundin - sie ist viel in der Familie ihrer Freundin, feiert Weihnachten mit der Familie und ist Patin des jüngsten Kindes - löst Gisela Amdorf sich aus der Sekte und tritt später, etwa als ihre Beziehung mit ihrem Freund beendet ist (als Reaktion auf das Ende von dessen Ehe), in eine Kirche ein.

Was mir zunehmend wichtig wird ist eben hm wie soll ich sagen, ne starke **religiöse Beziehung**. Dass ich **da** wieder 'nen festen Standpunkt beziehen möchte, hm, bin vor z - ungefähr fünf Jahren wieder eh in eine Kirche, die protestantische Kirche eingetreten. Und war damals der Überzeugung, das ist nun genau **die** Kirche für dich. Du hast immer schon ge - gegen irgendwas protestiert. Also eh das war für mich, ja, wie soll ich sagen, ganz **entscheidend**. (AFW-02, S. 9/3)

Ein Verlangen nach festem Halt und Autorität *und* nach Protest und Provokation, wie es auch in dieser Kommentierung ihres Kircheneintrittes zum Ausdruck kommt, gehört zu den konstanten, früh angelegten Haltungen von Gisela Amdorf. Über den vorangegangenen Kirchenaustritt empfindet sie noch gegenwärtig Stolz, weil sie als Lehrerin in einem Dorf "einen richtigen entrüsteten Sturm von Seiten der Eltern hervorgerufen" hat. Sie sei "tapfer" und "sogar mutig" gewesen. Gisela Amdorf hat nicht geheiratet, um die Erwartungen anderer zu erfüllen oder als Vorbedingung für das Zusammensein mit ihrem Partner, sondern sie ist im Gegenteil immer wieder stolz darauf, gesellschaftlichen Erwartungen zu widersprechen. Zunächst ist das Paar zusammengezogen und hat "Jahre später" völlig "unromantisch" geheiratet - standesamtlich und nur mit den Trauzeugen. Es profanisiert oder tabuisiert gar seine Heirat, wie nicht wenige in den 70er Jahren im links-alternativen Spektrum, denen es fast "peinlich" war zu heiraten. Über ihren Ehemann hatte Gisela Amdorf Gedankengut der 68er aufgenommen, aber ohne es je wirklich zu ihrem eigenen zu machen.

Auf ihrem Erfahrungshintergrund, dass sie in ihren Liebesbeziehungen bislang immer eine enge Verknüpfung von Lust, Schuld, Demütigung, Selbsterniedrigung erlebt hat, empfindet Gisela Amdorf heute ihr Leben ohne Partnerbeziehung als Freiheitsgewinn. Zumindest gegenwärtig kann sie noch kein Zutrauen haben, dass dies in einer neuen Beziehung anders sein könnte; denn sie weiß unbestimmt, dass sie an den Verstrickungen in ihren Beziehungen beteiligt gewesen ist und neue Verhaltensmuster noch nicht zur Verfügung hat. Ihre derzeitige Zurückhaltung Männern

gegenüber kommentiert sie:

Dass ich so **sauer** auf Männer war und ja dachte, du bist doch - du bist doch eigentlich diejenige, die - die - **diese** Männer angezogen hat. Also muss es doch irgendwie an - an Dir gelegen haben, dass sie sich so verhalten haben und eh - tja. Seit jener Zeit halt ich mich also eh - sehr zurück, kann ich nur sagen. Ich lächle - lächle also nur wenn ein Mann auf - auf mich zukommt. Ich mach also automatisch ((abweisende Geste))! Eh - hab ich schon festgestellt, sagen - bestätigen mir auch Kollegen, dass ich so mache, ne? ..."hau bloß ab", ne? "Und lass mich in Ruhe". Weil ich also gemerkt habe ehm wenn ich also meine, dass ein Mann m - **mir** gehört, dann eh - aber hundertprozentig. Ein Mann mit Haut und Haaren. Und das find ich also selber so krankhaft diese Einstellung und ich kann's auch nicht ändern. Das würde auch beim - beim dritten und vierten Mann nicht anders. (AMW-02, 40/27)

Und dennoch empfindet sie ihre gegenwärtige Lebensform als Verzicht, den sie noch nicht als dauerhaften akzeptieren möchte. Sie weiß, sie braucht noch Zeit.

Ja, wichtige Ziele, die sind für mich auch weiter weg ... Ziele für meine Zukunft tja, da bin ich im Moment noch sehr **vage**. Hm. Im Grunde will ich mir also jeden Tag irgendwas Neues - ehm eh ((leichtes Lachen)) ein Stück weit neu entdecken. Angefangen von dem Blau des Himmels und was momentan für mich ganz wichtig ist, dass ich anfangs wieder viel bewusster zu leben. (AFW-02, 13/15)

Hannelore Rossbach, deren "unernste" Verlobung im heiratstypischen Alter und zunehmende Befreiung von den Erwartungen ihres sozialen Umfeldes oben beschrieben wurden, gibt ebenfalls ein anschauliches Beispiel für ein phantasiertes Nacheinander von gewolltem Alleinleben und ersehnter Zweisamkeit als Bewältigungsstrategie im Umgang mit ihren eigenen ambivalenten Wünschen. Wenn sie von der Zeit ihres Zusammenlebens mit einer ihrer beiden Partnerinnen spricht, wird anschaulich, wie sehr sie alltägliche kommunikative und kooperative Umgangsweisen, die ein Zusammenleben auch ausmachen, abwehren muss, um sich nicht massiv bedrängt zu fühlen. Nachfragen empfindet sie als "Bohren". Sich mitteilen zu sollen, wenn sie nach Hause kommt, oder den eigenen zeitlichen Rhythmus von Entspannung im Rückzug und Tätigkeit für den gemeinsamen Haushalt mit dem ihrer Gefährtin abzustimmen, hat sie als permanent unerwünschte Anforderung und Konfliktquellen in Erinnerung. Ihr besonders ausgeprägtes Bedürfnis, sich gegenüber der Nähe anderer Menschen abzuschotten, bewahrt sie aber nicht vor unerfüllter Sehnsucht, mit einem geliebten Menschen zusammen sein zu wollen.

Hannelore Rossbach erzählt von sich, dass sie sehr geräuschempfindlich sei, und beschreibt ihre ausgeklügelten Techniken, sich gegen die Geräusche im Hause zu schützen. Obwohl sie, von der Hellhörigkeit eines Hauses mit Holzbalkendecke abgesehen, günstige Wohnbedingungen mit lebenslänglichem Wohnrecht hat, sucht sie ein eigenes Häuschen. "... ohne störende Geräusche ((lacht)) da **träume** ich von, dafür ziehe ich auch noch einmal um." (AFW-5, 40/37) Es scheint ihr als einzige Sicherheit zu bieten, niemand und nichts hören zu müssen. Spätestens dieses Szenario legt nahe, dass Hannelore Rossbachs Geräuschempfindlichkeit ein Ausdruck ihres generellen Bedürfnisses nach Rückzug ist.

Ungeachtet ihres ausgeprägten Bedürfnisses nach In-Ruhe-Gelassen-Werden antwortet die Biographin, nach ihren Vorstellungen für ihr Alter gefragt, dass sie noch mal jemanden finden könne, mit dem sie zusammenleben könne. Die Ängste, denen sie gleich anschließend Ausdruck verleiht,

deuten darauf hin, dass sie selbst kaum an ein Alter in Zweisamkeit glaubt.

Nur, ich möchte es nich> irgendwie durch Inserate erzwingen. ... Das müsste sich schon irgendwie ergeben ja. ... erst mal habe ich da Angst, neh ((lachend)) (I: Wovor?) Hm, ja, irgendwie wieder so in eine **Abhängigkeit** reinzukommen neh, dat ist ja doch, wenn man so lange alleine ist, dann - man hat ja auch seine Angewohnheiten und dann muss man aufeinander **Rücksicht** nehmen und und det is alles nicht so einfach, und je älter man wird, je ausgeprägter werden ja die, eh, **Eigenschaften**, die man besitzt, ja. (AFW-5, 42/)

Die Phantasie, ein Zusammenleben in einer Partnerschaft sei prinzipiell noch möglich, macht es ihr leichter, schon seit über einem Jahrzehnt den Unabhängigkeitsbedürfnissen auf Kosten der Wünsche nach Nähe entgegenzukommen.

Wie kein anderer meiner allein lebenden Gesprächspartner macht Elmar Soehnges, der ebenfalls die Strategie gewählt hat, in der Phantasie ein spätes Zusammenleben für möglich zu halten, ohne es jemals aktiv gewollt zu haben, seine Ambivalenz zwischen Bindung und Autonomie zu einem zentralen Thema des Interviews. Er beginnt seine Geschichte mit der Feststellung, dass er das Alleinleben nach dem Tode seiner Mutter vor vier Jahren erst habe lernen müssen. Und dann entfaltet er (über mehrere Seiten der Transkription) unter anderen emotionale, ethische und finanzielle Nachteile des Alleinlebens, immer wieder unterbrochen von Bedenken, sich fest zu binden, den Alltag mit einem Menschen zu teilen. Innerhalb seiner sehr differenzierten Betrachtungen, die ein Licht auf seine intensive Selbstbefassung mit seinen eigenen Bindungswünschen und Distanzbedürfnissen werfen, widerspricht er sich, sobald er sich über seine eigenen *Absichten* äußert, mehrfach von einer Aussage zur nächsten.

Elmar Soehnges hat weder von Seiten seiner Herkunftsfamilie noch von seinem weiteren sozialen Umfeld einen Druck erlebt, zu heiraten und eine Familie zu gründen. Sein Lebensstil ist wenig an bürgerlichen Normen orientiert: Er lebt, seit er berufstätig ist, als Dolmetscher viel im europäischen und außereuropäischen Ausland, bewegt sich unter Künstlern und Intellektuellen, hat einen kosmopolitischen Lebensstil. Seine ausgesprochen große Ambivalenz im Blick auf Partnerbindung beruht auf einem inneren Konflikt, der in seiner Familienkonstellation begründet ist. Elmar Soehnges hatte mehrere lange, gute Beziehungen zu Frauen, in denen Sexualität eine geringe oder keine Bedeutung hatte. Das gilt vermutlich auch für seine beiden gegenwärtigen Frauenfreundschaften. Der Biograph betont selbst, dass Sexualität ihm nicht wichtig sei. Hinweise auf eine Beziehung zu einer schwer körperbehinderten Frau, der er einen Heiratsantrag gemacht hat, stützen diese Einschätzung. Er hat auch nie mit einer seiner Freundinnen zusammengelebt. Er quält sich aber sehr mit dem Gedanken, ob er eine langjährige Freundin heiraten soll; es falle ihm immer schwerer. Dahinter verbirgt sich eine Lebensgeschichte, die durch eine sehr enge Bindung an seine mittlerweile gestorbene Mutter, eine Kriegerwitwe, geprägt ist. Er beginnt seine Lebenserzählung, er habe sein Leben seiner Mutter gewidmet. Er hat ein ausgesprochen inniges Verhältnis zu seiner Mutter gehabt, die verstand, ihn als Sohn äußerlich nicht einzuschränken, Anteil an seinem Leben zu nehmen und seine Freunde auf eine warmherzige Art einzubeziehen. So erlebte er diese sehr enge Mutter-Sohn-Bindung subjektiv nicht als einschränkend. Noch heute spricht er von der Mutter wie von einer Geliebten. Wenn wir eine psychoanalytische Deutung wagen, können wir sagen: Würde er eine Frau heiraten, würde er seiner Mutter untreu.⁶¹

⁶¹ Darin unterscheidet sich dieser Fall von Inge Pechler, einer *Tochter*; beide sind das einzige Kind einer Kriegerwitwe, beide erlebten über die Erzählungen ihrer Mütter eine Idealisierung des Vater, den sie nicht

Andererseits sehnt er sich sehr stark nach der vertrauten Nähe zu einer Frau, nach einer "Seelenfreundschaft." Seine Mutter ist ihm, das sagt er offen, Vorbild für alle seine Beziehungen zu Frauen geblieben. Im heiratstypischen Alter hat er die "große Liebe" zu einer anderen Frau erlebt, die mindestens sieben Jahre bis zu deren Tod dauerte. Eine Heirat oder auch nur eine gemeinsame Zukunft war für ihn von vorne herein ausgeschlossen, weil ihre Familie ihn aus Standesgründen nicht akzeptierte. Der Biograph gibt keinen Hinweis darauf, dass er empört gewesen sei oder um eine gemeinsame Zukunft mit der Freundin gekämpft hätte. Die Deutung liegt nahe, dass ihm die Unerreichbarkeit einer Ehe mit der geliebten Frau - und damit seine Partnerwahl - vor einem unlösbaren *inneren* Konflikt bewahrte.

Fassen wir zusammen:

- S** Ein mehrfach vorgefundenes Muster, mit den eigenen Nähewünschen und Distanzbedürfnissen umzugehen, ist der langfristige Verzicht auf eine (enge) Partnerbindung, ohne aber das Alleinleben als endgültige Lebensform anzusehen. Manfred Schreyer wünscht sich noch eine Familie; die Wunschträume von Hannelore Rossbach und Gisela Amdorf beziehen sich auf ihr Leben nach der Erwerbsphase; sie sehen sich in einem Häuschen in ihrer Lieblingslandschaft und wünschen sich in diese Idylle einen Mann, einen "lieben Menschen". Dieses Bild ist von dem Verlangen gezeichnet, nicht gestört zu werden, und es drückt gleichzeitig die Befürchtung aus, das selbst gewählte Alleinsein könne im Alter die Gefahr der Einsamkeit bergen. Denn wenn der Lebensradius enger wird, kann die fehlende Nähe zu einem geliebten, vertrauten Menschen weniger gut ausgeglichen werden.
- S** Die Frauen und Männer, auf die ich hier Bezug nehme, haben sich langfristig im Alleinleben eingerichtet. In ihren Einstellungs- und Handlungsmustern sind keine Entwicklungsprozesse in Hinsicht auf eine potenzielle Partnerschaft erkennbar. Weil nichts im Leben dieser BiographInnen darauf hindeutet, dass sie ernsthaft das Zusammenleben in einer Partnerschaft anstreben, können wir ihre Absichtserklärung als kleinen Selbstbetrug deuten, jedenfalls nicht als ihr realistisches Lebensprogramm. Was sich zunächst als Moratorium zur Selbstentfaltung, unter Umständen für eine nachholende Entwicklung, präsentiert, hat längst den Charakter einer stabilen Lebensform. Um die eigenen Wünsche nach einem Zusammenleben in einer Partnerschaft nicht als endgültig unerfüllbar abwehren zu müssen, werden sie in die Zukunft projiziert, wenn diese oder jene Aufgabe oder Lebensphase abgeschlossen ist. Die Ambivalenz von Nähewünschen und Distanzbedürfnissen wird in der Phantasie aufgespalten in ein zeitliches Nacheinander von Autonomie und Partnerbindung. Der Verzicht auf die Verwirklichung der Bindungswünsche verliert seinen Endgültigkeitscharakter und wird so weniger schmerzhaft - und dies obwohl die Zweifel an der Einlösbarkeit dieser Strategie des Nacheinander als Ausweg aus der eigenen Ambivalenz zwischen Autonomie und Bindung seitens der Betroffenen offensichtlich sind.⁶²

mehr kennen lernten. Zu heiraten bedeutet für die Tochter, das Schicksal der Mutter für sich selbst zu vermeiden. Im Unterschied zu Elmar Soehnges hat Inge Pechler eine zwar auch enge, aber negative Beziehung zur Mutter, die sie als strafend in Erinnerung hat.

⁶² Es ist auffallend, dass viele der von uns interviewten jüngeren allein lebenden Frauen (Jahrgänge 1953-1962), die in die vorliegende Arbeit nur gelegentlich einbezogen werden, hinsichtlich langfristiger Bindungen Flucht- und Suchbewegungen zeigen und sich selbst in einem Moratorium erleben. Es ist lebenszyklisch erklärbar, dass diese jüngeren Alleinlebenden geringere Zweifel haben als 45-50jährige, dass ihnen, wenn sie

4.6 Frühzeitige Aufgabe von Bindungswünschen auf dem Hintergrund missbräuchlicher Bindung durch einen Elternteil

Gabi Schlichting und Günther Höhler haben sehr unterschiedliche, geradezu entgegengesetzte Lebenskonzeptionen, sie sehr traditionell, er libertär und in provokativer Protesthaltung. Doch diese Differenz wird bedeutungslos, weil beide weitgehend hinsichtlich jeder menschlichen Bindung resigniert haben. Gabi Schlichting ist in einem traditionellen kleinstädtischen Handwerkermilieu aufgewachsen. Im Alter von sechs Jahren hat sie ihre Mutter verloren; zu ihrem Vater, mit dem sie bis zu dessen Tod - sie war 33 Jahre alt - gelebt hat, hatte sie eine sehr enge Bindung entwickelt. Soweit gleicht ihre Ausgangskonstellation der von Anni Moosberger. Im Unterschied zu Letzteren ist Gabi Schlichting aber nie in das soziale Leben ihrer Umgebung integriert gewesen. Dahinter verbirgt sich eine Familiengeschichte bzw. eine Vater-Tochter-Beziehung, die jegliche Beziehung zu anderen Menschen verdrängte. Der Vater verbot der Biographin den Umgang mit Freunden; Vater und Tochter verbrachten ihre gesamte Freizeit gemeinsam. Er entschied über ihre Berufswahl und Arbeitsplatzwechsel ebenso wie über die alltäglichen Dinge in ihrem Leben. Die Tochter gab als erwachsene Frau noch selbstverständlich ihr gesamtes Einkommen ab, und er kaufte ihr, worum sie bat, wählte ihre Kleidung nach seinem Geschmack aus. Seit seinem Tod besteht ihr Leben darin, das Andenken an ihn zu bewahren; pflegt sie nach der Arbeit das Grab ihrer Eltern, kauft ein und kocht für sich. Nach der Hausarbeit legt sie sich schlafen, in der Regel etwa gegen 20 Uhr. Seit einigen Jahren hat sie einen "Bekanntem", den sie über eine Zeitungsannonce kennen gelernt hat. Dieser Mann kommt sie in sehr unregelmäßigen Abständen besuchen, "wenn er Verlangen hat nach einer Frau." Sie weiß fast nichts über das Leben dieses Mannes, was sie, wie sie zu verstehen gibt, auch nicht von sich aus ändern möchte. Ihr einziges Interesse neben der Pflege ihres - von den Eltern geerbten - Hauses ist Reisen. Mehrmals im Jahr unternimmt sie kleine Fahrten, die von der Volkshochschule oder anderen Gruppen der Kleinstadt organisiert werden. Dann genießt sie vor allem das abendliche gesellige Beisammensein. Noch heute, einige Jahre nach dem Tod des Vaters, spricht sie nur positiv über ihre gemeinsame Beziehung und empfindet nicht, dass sie durch eine missbräuchlich enge Vater-Tochter-Bindung an ihrer eigenen Entwicklung gehindert worden sei.

Günther Höhler ist von seinem Vater physisch missbraucht worden. Die wiederholten sexuellen Übergriffe des Vaters unter Alkoholeinfluss - der Junge war etwa 14 Jahre alt - sind im Gedächtnis des Biographen noch immer mit Ekel, aber auch mit der Erinnerung an (ersehnte) väterliche Zuwendung verbunden. Ekel ist das Grundgefühl, das nahezu alle Erinnerungen aus seiner Herkunftsfamilie begleitet. So früh wie möglich hat er seine Eltern verlassen. Vor Erreichen der offiziellen Altersgrenze meldete er sich freiwillig zum Militär, ist schnell enttäuscht und beginnt ein unstetes Leben: Er bleibt häufig von seinem Arbeitsplatz fern, um Spritztouren ins

sich denn für ein Zusammenleben in einer verbindlichen, langfristigen Partnerschaft entscheiden, dieses ihnen auch gelingen kann. Das gleiche gilt für die Beobachtung, dass die jüngeren allein lebenden Frauen, z.Zt. unserer Befragung etwa Mitte bis Ende Dreißig, sich großenteils intensiv mit der Frage auseinandersetzen, ob sie noch ein eigenes Kind anstreben wollen. Aber in folgenden Unterschieden macht sich ein gesellschaftlicher Wandel bemerkbar: Sie reflektieren ihren Kinderwunsch sehr viel ambivalenter als die ca. zehn Jahre älteren allein lebenden Frauen das im entsprechenden Alter getan haben; denn sie erwägen eigene Kinder selbstverständlicher als die zehn Jahre früher geborenen Frauen auch unabhängig von einer Partnerschaft. Sie verneinen zwar durchgehend, ohne festen Partner ein Kind zu planen. Aber diese *Möglichkeit* ist ein Thema für sie geworden. Der äußerer Druck in Richtung Normalbiographie hat nachgelassen, aber die Ambivalenzen und damit inneren Konflikte sind eher größer geworden - beides zusammen möglicherweise ein Grund für die ausgeprägten Suchbewegungen und Moratorien der allein lebenden Frauen dieser Jahrgänge.

Bahnhofs- und Haschmilieu von Amsterdam und Paris zu unternehmen. Sein Leben hat fortan aus Fluchten bestanden, die immer weniger erfolgreich waren und schließlich in einen vollständigen inneren Rückzug gemündet haben. Trotz Mittlerer Reife und qualifizierter Berufsausbildung hat er etwa mit Anfang Dreißig die Vorstellung einer geregelten Erwerbstätigkeit ganz aufgegeben und ist seit spätestens 1980 dauerhaft ohne Arbeit. In seinen sexuellen Phantasien herrschen Wünsche nach dem "Perversen" und dem "Schlimmen" vor, in der Realität möchte er nicht berührt werden. Er weiß, dass er seine Sexualität nicht mit einem Menschen leben kann, den er achtet. Heute lebt er in einem fast völlig abgedunkeltem Appartement, bezieht Sozialhilfe und bekommt regelmäßig Lebensmittelpäckchen seiner Mutter. Ein Hund, mit dem er zwei mal täglich Spaziergänge macht, das Fernsehprogramm, das er sich sorgfältig über Tag ausarbeitet, und selbst zubereitete warme Mahlzeiten strukturieren seinen Tageslauf. Abends gegen sechs Uhr wartet er den Anruf seiner Mutter ab, den er interesselos oder mit Abscheu über sich ergehen lässt, hängt den Hörer aus und steigt in seine Fernseh-Traumwelt ein. Er hat sich seit Jahren ausschließlich auf eine Phantasiewelt zurückgezogen, in der er sich mit dem Filmhelden aus "Heimat"⁶³ identifiziert. Oder er phantasiert sich in seine Traumberufe - Schauspielerei, Journalismus, Jazz - die er als Gegenwelt zu seinem Elternhaus ansieht. "Wenn ich diese Illusion nicht hätte, wenn ich nur leben müsste mit meiner Mutter... dann würde ich ein fürchterliches Leben führen ... mich umbringen." (AMW-03, 36/32)

⁶³ 26-teilige Familienchronik von Edgar Reitz. Hermann, das Alter Ego des Filmemachers, verlässt die enge dörfliche Welt und wird Musiker und Mitglied einer avantgardistischen Bohème der "Vor"-Achtundsechziger. Günther Höhler hat alle 13 Folgen des ersten Teils auf sämtlichen Dritten Programmen gesehen.

5 Muster individualisierter Lebensführung - Voraussetzungen und Kompetenzen

Alleinlebende sind definiert über das, was sie *nicht* haben - keinen Menschen, dem sie "zugehörig" sind und der mit ihnen das Alltagsleben teilt; in dieser Sicht liegt die Gefahr einer Defizitperspektive. Körperliche und seelische Befriedigung, vertrauter Gedankenaustausch, Zärtlichkeit und Sexualität, Geborgenheit und emotionale Sicherheit, sich versorgt und aufgefangen wissen auch in kritischen Lebenssituationen (verkürzt gesagt: ein "Bedürfnis nach Nähe"), sind Wünsche, die jeder Mensch, unabhängig von seiner privaten Lebensform, mehr oder weniger hat und die immer wieder in Widerspruch zu Bedürfnissen nach Autonomie und der Sorge für sich selbst geraten. Eine Gratwanderung zwischen Nähewünschen und Eigenständigkeit, so unterschiedlich sie für Familienmenschen und Alleinlebende, ja, für jeden Einzelnen ausgeprägt sein mögen, ist eine Aufgabe, die sich nahezu allen stellt, ob sie verheiratet sind oder nicht, alleine wohnen oder mit einem Partner, einer Partnerin. Wir können in dieser Studie über Alleinlebende nicht vergleichen, wie gut oder unbefriedigend diese Balance den Befragten gelungen ist im Vergleich zu Menschen, die in einer stärkeren Bindung leben. Gewiss ist, dass sich die Waagschale bei Alleinlebenden eher zugunsten der Autonomie neigt, was auch ein lebenspraktisches Auf-sich-allein-Stehen einschließt, dass sie aber, von Ausnahmen abgesehen, keineswegs in sozialer und emotionaler Isolation leben, sondern vertraute Nähe und Anlehnungsmöglichkeiten durchaus in ihrem Leben möglich sind.

Ihre Beziehungen sind aber - und das unterscheidet ihre Lebensform grundsätzlich - weniger abgesichert. Es ist bekannt, dass Menschen, die in nichtehelichen Lebensgemeinschaften leben, in der fehlenden Institutionalisierung ihrer Beziehung oft den Vorteil sehen, dass sich beide Partner immer wieder um die Beziehung bemühen müssen. Auch Freundschaften von nicht verheirateten Menschen sind offener, nicht doppelt oder dreifach über den Partner bzw. die Partnerin und vielleicht über die Kinder in das Leben integriert. Alleinlebende sind mehr als familiengebundene Menschen auf Freundschaften angewiesen, die zu pflegen Sorgfalt und Eigeninitiative verlangt.

Nachdem im vorangegangenen Kapitel unsere Aufmerksamkeit den *Nähewünschen* der Alleinlebenden gegolten hat und ihre *Fähigkeiten*, in einer Partnerschaft auf Distanz bzw. ohne Partner oder Partnerin zu leben und dennoch ein an Leib und Seele befriedigendes Leben zu führen, noch wenig beachtet wurden, wende ich mich im Folgenden zunächst den *lebenspraktischen Kompetenzen* zu, die Alleinlebende haben müssen, um ihr Alltagsleben - auch in schwierige Situationen - zu meistern, und anschließend den *sozialen Kompetenzen*, die Voraussetzung sind, um sich in einem wenig geregelten sozialen Netz so bewegen zu können, dass das Leben ohne Partnerschaft bzw. in einer loseren Beziehung nicht verarmt.

5.1 Geschlechtsspezifische Kompetenzen zur Alltagsbewältigung

Es kommt einer Tautologie nahe zu sagen, dass längerfristig Alleinlebende - sofern sie sich nicht die entsprechenden Dienstleistungen einkaufen oder ihre persönlichen Helferinnen haben, was für niemanden der Befragten zutrifft - Kompetenz zur Alltagsbewältigung auch in den Bereichen haben, die typischerweise nicht ihren geschlechtstypischen Stärken zugerechnet werden; z.B. haben die Männer Kenntnisse in Kochen und Wäschepflege, die Frauen können kleine Reparaturen durchführen oder mit einer Bank wegen eines Kredits verhandeln. Die Überlebenstechniken im Reproduktionsbereich scheinen für die Alleinlebenden *kein* Problem zu sein. Den allein lebenden Mann, der laut Vorurteil, "im Hintergrund irgendeine eifrige Verehrerin oder auch mehrere (hat), die ihn bekochen und betüteln," (zit. nach Jaeggi 1992, 246) habe ich ebenfalls nicht angetroffen.

Die befragten Männer bereiten sich ihre Mahlzeiten, wenigstens überwiegend, selbst zu; einige kochen gerne ausgefallene Gerichte, oft auch für Gäste, oder legen Wert auf eine sorgfältige, gesundheitsbewusste Ernährung.⁶⁴ Ihre Wohnungen entsprechen zumindest dem Standard ihres sozialen Milieus; manche zeigen durch eine liebevolle Gestaltung, wie wichtig den Besitzern ihr eigenes Reich ist. Es gibt Männer und Frauen, die Wohnungsrenovierungen selbst ausgeführt haben, und es war erstaunlich, dass niemand davon erzählt hat, Hilfe dazu in Anspruch genommen zu haben, wohl, Mitarbeit ausdrücklich nicht gewollt zu haben. Eine Ausnahme bildet Anni Moosberger, die männliche Unterstützung durch einen Partner vermisst und froh ist, sich auf andere Menschen im Dorf verlassen zu können. Diese Kompetenz und Unabhängigkeit der Alleinlebenden mag ein Zufall aufgrund der kleinen Gruppe von Befragten gewesen sein; andere Untersuchungen bestätigen aber im Wesentlichen, dass allein lebende Männer entsprechend ihren eigenen Bedürfnissen - wenn auch das Anspruchsniveau zwischen Kochen als Kunstwerk und Fast food, aufwendig gestalteten Wohnungen und unbekümmerter Bahnhofswartesaal-Atmosphäre stark variiert - "weibliche" Kulturtechniken beherrschen und allein lebende Frauen ihren "Mann" stehen.⁶⁵

5.1.1 Androgynität als Voraussetzung und Folge des Alleinlebens

Wem es, als noch nicht alter Mensch, sehr schwer fällt, die Aufgaben für die Alltagsbewältigung selbst zu übernehmen, die typischerweise dem anderen Geschlecht zugeordnet werden, wird kaum über viele Jahre allein leben, sondern sobald sich eine neue Beziehung ergibt, schnell geneigt sein zusammenzuziehen. Die längerfristig allein lebenden Frauen und Männer - nur solche wurden befragt - haben ausgeprägte Fähigkeiten im Bereich der typischerweise gegengeschlechtlichen Kompetenzen. Und die meisten nehmen nicht gerne Hilfe in Anspruch. Auf die Frage: An wen wenden Sie sich, wenn sie Unterstützung brauchen?⁶⁶ waren die typischen Antworten: "An niemanden"; "mache ich selber" oder "professionelle Hilfe". Die spontanen Reaktionen ließen gelegentlich geradezu ein Unverständnis für unsere Frage nach persönlichen Helfern zum Ausdruck kommen, so als wenn die Inanspruchnahme von Hilfe Ausdruck einer eigenen Lebensunfähigkeit wäre. Es war dagegen nicht zu spüren, dass sie Menschen vermissen, die gegebenenfalls helfen würden. Zwei der Befragten, Wolfgang Radspieler und Georg Stehauser, beide jahrelang verheiratet gewesen, haben ausführlich und mit sichtlicher Freude über gegenseitige Hilfe in ihrem sozialen Netz erzählt. Georg Stehauser hat in Lebenskrisen wichtige Hilfe von Freunden bekommen; er ist in ein Netz von Freunden eingebunden, die sich gegenseitig helfen, was er als Teil seiner Lebensqualität erlebt. Für Wolfgang Radspieler ist es wichtig, auch unabhängig von persönlichen Freundschaften zu helfen; sein Leitbild für soziale Beziehungen lässt sich als komunitäres charakterisieren. Aber auch diese beiden Alleinlebenden vermitteln nicht den Eindruck, dass sie sich im Alltag abhängig von der Hilfe anderer fühlen - Letzterer sieht aber seine gelegentlich verwirrte Mutter auf aufmerksame Nachbarn angewiesen und so indirekt auch

⁶⁴ Zu den Koch- und Ernährungsgewohnheiten von Alleinlebenden heißt es in der "Berliner Morgenpost vom 20. Juli 1997: "Fertig- und Tiefkühlgerichte verzehrt die Hälfte der Alleinlebenden nie, die andere Hälfte weniger als einmal wöchentlich. Weibliche Singles im Alter zwischen 30 und 40 Jahren kaufen Öko-Produkte mehr als doppelt so häufig wie der Durchschnittsbürger!"

⁶⁵ Vgl. auch Jaeggi, 1992 und Soltau, 1993

⁶⁶ Diese Frage war mit wenigen anderen Fragen zum sozialen Netz Bestandteil des standardisierten Kurzfragebogens, der allen Interviewten nach Beendigung des biographischen Interviews vorgelegt wurde.

sich selbst. Im Bereich der praktischen Alltagsbewältigung haben die Frauen und Männer, die im mittleren Lebensalter über viele Jahre allein leben, sich weitgehend emanzipiert von geschlechtsspezifischen Abhängigkeiten und Einschränkungen.

Elisabeth Badinter (1987), die sich gegen den Primat des Biologischen bei der Festlegung der Geschlechter ausspricht, sieht eine zunehmende Androgynisierung, für die sie die wachsende Kontrolle der Empfängnis durch die Frau verantwortlich macht. Sie ist der Ansicht, dass mit fortschreitender Individualisierung die persönlichen Differenzen größer werden als die Unterschiede zwischen Männern und Frauen, und sieht darin eine Chance, dass eine dreitausendjährige Geschichte der Unterdrückung der Frauen ihrem Ende zugehen kann. Ich werde hier zu den weitreichenden, viel diskutierten Thesen Badinters keine Stellung beziehen, aber einige Anmerkungen zur Androgynisierung im Blick auf die Alleinlebenden machen. Die komplementäre Aufgabenverteilung zwischen Männern und Frauen, der Kern des bipolaren gesellschaftlichen Geschlechterverhältnisses, ist von zwei Seiten her für die Alleinlebenden außer Kraft gesetzt. Zum einen sind die Frauen frei von der Sorge für Kinder und die Männer (sofern sie nicht für Kinder aus einer gelösten Verbindung zahlen müssen) von der Verpflichtung, eine Familie zu ernähren. Diese *Freisetzung von typischerweise einem Geschlecht zugeschriebenen Verpflichtungen* gibt Spielräume zur Entwicklung von Persönlichkeitsbereichen, die nicht in das eigene Geschlechterklischee fallen. Zum zweiten ist, wie schon gesagt, die Fähigkeit, in allen Lebensbereichen für sich selbst sorgen zu können und auch das nötige Zutrauen in die eigenen Fähigkeiten zu haben, eine *Voraussetzung* und eine *Folge* des Alleinlebens. Es fällt auf, dass einige der Männer schon sehr früh, in ihren Herkunftsfamilien, Aufgaben im Haushalt übernommen haben.

Wolfgang Radspieler beschreibt die Arbeitsteilung in seiner getrennten Ehe:

Ich hab also immer das Frühstück gemacht, hab also auch die Butterbrote geschmiert, die wir beide dann mitnahmen, ja und hab sonst also so, ph, ja Spülen und - und so Dinge selbstverständlich mitgemacht. Das Einzige, wo ich mich also eigentlich nie dran aufgehalten habe, war also das Waschen der Wäsche, ich mein, gut, macht die Maschine sowieso, ist klar, ne und und gebügelt hab ich eigentlich auch nur im Notfall n, aber ich auch schon mal die Fenster geputzt. ...da das größte und das meiste schon schon sowieso von der der Putzfrau abgedeckt war, ja. Und sonst, wie gesagt, haben wir also hier eigentlich muss ich sagen, schon schon arbeitsteilig gearbeitet. (AMW-06, 29/23-30/4)

Er kennt den Unterschied von der Wäsche mit einer Maschine und mit der Hand, erinnert sich an seine Jugend:

Ich hab also auch mit gewaschen. (2) Damals hatte man ja noch keine Waschmaschinen, das war ja nun auch dann zu der Zeit noch ne wichtige körperliche Arbeit, wir hatten noch so 'n Stampfding da, wo man dann so - Und da hab ich dann also - hab ich dann gemacht, neh. Ein Tag Gartenarbeit, ja dat war klar. Und Wasser hochholen, da waren ja auch noch keine Wasserleitungen zu der Zeit und solche Dinge, das gehörte selbstverständlich dazu neh. Nö, dat haben wir (er und seine Schwester? J.S.) also eigentlich immer gemacht. (AMW-06, 29/11)

Er gehört nicht zu den allein lebenden Männern, die Hausarbeiten kultivieren; wenn seine Freundin kommt, kocht diese meistens, "weil ich kann nämlich überwiegend nur Steaks und sowas machen, neh. Andere Sachen ((lacht)) mach ich dann nicht so. (AMW-06, 37/23) Ihm ist es um eine faire

Aufgabenverteilung im Zusammenleben gegangen, daran war er von früh auf gewohnt. Und es ist ihm wichtig, selbständig sein zu können. *Selbständig sein und sich nicht bedienen lassen gehört für ihn zum Selbstwertgefühl*; das kommt auch in der Anekdote zum Ausdruck, in der er mit sichtlichem Vergnügen erzählt, wie er seinem kleinen Neffen beigebracht hat, Schuhe zu putzen:

Er wollte also irgendwohin und seine Schuhe waren nicht geputzt n, da hab ich dann gesagt: wat ist los ((lacht)), die Schuhe sind nicht geputzt, kannst du denn keine Schuhe putzen! Nö, konnte der nicht. ... Dann hab ich ihm mal gezeigt, wie man Schuhe putzt neh. Und von dem Tag an hat der ganz stolz immer seine Schuhe geputzt, neh ((lacht)). (AMW-06, 33-29/5)

Elmar Soehnges schätzt Gastlichkeit und einen gehobenen Lebensstil. Als ich ihn zum Interview traf, fragte er mich nach der Begrüßung - ich hatte eine längere Anreise hinter mir - nach meinen Bedürfnissen und servierte stilvoll und ungezwungen Erfrischungen auf einem Silbertablett. Er lebt noch in der Wohnung seiner verstorbenen Mutter, erzählt, dass er den Wohnraum bereits zu ihren Lebzeiten selbst renoviert und gestaltet hat: ausgewählte Antiquitäten und einige moderne Originale. Er hat die Fertigkeiten, einen gepflegten Haushalt zu führen, in seiner Herkunftsfamilie erworben.

Meine Mutter hat mir also sehr frühzeitig gelernt den Haushalt in Ordnung zu bringen und jedenfalls eh war das **immer sehr wichtig** bei uns. Meine Mutter liebte es eine aufgeräumte Wohnung zu haben. Und eh dann hab ich also mich damit beschäftigt und neben meinen Schulaufgaben und so weiter ... (AMW-04, 22/31)

Elmar Soehnges hat mir den Eindruck vermittelt, dass er viele "weibliche" Anteile in sich entwickelt und kultiviert hat. Das bezieht sich auf den Ausdruck seiner Person ebenso wie auf seinen ästhetischen Lebensstil, seine Freude an Kochen und Gastlichkeit und vielleicht am deutlichsten durch seine Art, wie er sich fürsorglich um andere Menschen, z.B. eine behinderte Freundin, aber auch Strafgefangene kümmert. Es ist nicht die Tatsache, *dass* er hilft - das tut z.B. Wolfgang Radspieler auch -, sondern die Art, *wie* er sich um das Wohlbefinden sorgt. "Ja, ich bin ein Mensch, der eigentlich, eh **doch** sehr stark auf andere, eh Bezug nimmt, also nicht nur für sich da ist." (AMW-04, 3/22) Diese Haltung schimmert auch immer wieder durch seine Erzählungen durch. Seine gepflegte Häuslichkeit und seine Fürsorglichkeit anderen Menschen gegenüber beruhen einerseits auf Fähigkeiten, die er im Zusammenleben mit seiner Mutter, bis er Mitte Vierzig war - die letzten Monate vor ihrem Tod hat er sie gepflegt -, eingeübt hat, und sind andererseits heute Ausdruck seiner Sehnsucht nach dem vergangenen Paradies mit der Mutter. Sein Lebensstil und das Bild, was er von einer möglichen Partnerin hat, spiegeln gleichermaßen sein Bemühen wider, das Leben, wie Mutter und Sohn es geführt haben, aufrechtzuerhalten.

Georg Stehauser hat, wie in der Fallrekonstruktion ausführlicher dargestellt wurde, nachdem er lange auf die Suche nach männlichen Vorbildern und männlicher Stärke konzentriert war, im Laufe seines Erwachsenenlebens starke weibliche Anteile in sich entdeckt und ist in einen Pflegeberuf gewechselt. In seiner zweiten Ehe hat er sich mit seiner Frau die Säuglingspflege seiner Tochter geteilt.

"Bin auch ein Typ vielleicht, der jemand gern ein bisschen bemuttert. ... Die (ehemalige Partnerin, J.S.) brauchte auch kein Geschirr spülen, nichts. Ich hab auch gebügelt, alles, Wäsche gewaschen, kann ich ja, habe ich bei den Kindern und so was gelernt, mach ich dann rasend gerne, ist mir nicht

zu viel." (62/1)

Auch ihm macht es sehr große Freude, für seine Freunde zu kochen. Seine bescheidene Wohnung strahlt eine Art von Behaglichkeit aus, die leicht eine Besitzerin vermuten ließe. Seine Erzählungen belegen, dass er seine "weiblichen" Fähigkeiten als persönliche Bereicherung erlebt. Selber Kochen als Gewinn für sein Leben gilt auch für Manfred Schreyer, der bereits während seiner Ehe gerne vielfältig gekocht hat. Als er begann, sich für Selbsterfahrung, Psychotherapien und alternative Lebensweise zu interessieren, wurde eine sorgfältige Nahrungszubereitung ein Bestandteil seiner Lebensphilosophie und Motiv, in seiner Ehe für das Kochen zuständig zu werden.

Wir waren stolz drauf, dass wir also eh - so dreißig verschiedene Rezepte haben, also schon jetzt, also wo - wo abwechslungsreiche eh - eh - Essen zum Beispiel. ... Und dann hab **ich** angefangen ah - **ganz** andre Art eh - eh - mich zu interessieren, zum Beispiel für - für **gesundes** Essen. Ja? Und dann hab ich **da** - also eh - Informationen bekommen oder gesammelt und Leute - Leute kennen gelernt. Und dann sind eh - gesund - ah - also diese Gesundheitsläden also. ... Da war ich stundenlang in der Küche gestanden und gekocht, ja? Und eh - insofern seh des also schon als Entwicklung, also eine ständige Entwicklung. (AMW-12, 65/32-66/13)

Sehr ausgeprägt sind, wie bereits ausgeführt, "männliche" Interessen und Fähigkeiten im Leben von Elisabeth Rossbach, die sich bereits als Kind und Jugendliche nur mit Jungen gemessen hat, mit Mädchen "nichts anfangen" konnte. Sie wiederum hat einen typisch männlichen Konstruktionsberuf ergriffen und sich erfolgreich eine Position in einer Männerdomäne erobert, sogar ohne die nötigen formalen Voraussetzungen zu haben - die beruflichen Kenntnisse hat sie sich im Selbststudium angeeignet. In ihrer Wohnung hat sie Holztäfelungen und Kacheln selbst angebracht, ohne dass dem Ergebnis die Heimwerkerin anzumerken ist. Sie verliert andererseits kein Wort über Kochen und Gastlichkeit, nur dass sie nicht in die Konditorei ihres früheren Verlobten einsteigen wollte, weil sie "die eine Torte nicht von der anderen unterscheiden" könne. (AFW-05, 33/33) Weder ihr Kleidungsstil noch ihre Wohnung verraten einen Sinn für Dekoration, sondern sind eher praktisch, zweckmäßig. Für das Empfinden von Elisabeth Rossbach, die auch in zwei Liebesbeziehungen mit Frauen gelebt hat, haben geschlechtsspezifische Rollenzuschreibungen sehr weitgehend an Bedeutung verloren. Über eine mögliche Partnerschaft in der Zukunft sagt sie, ob Mann oder Frau, das komme mehr auf den Menschen an, "also das hat jetzt nichts unbedingt mit dem Geschlecht zu tun." (AFW-05, 36/25)

Die Alleinlebenden, vor allem die Männer unter ihnen, die nicht ungern frauentypische Arbeiten machen, sind lange, ehe sie einen eigenen Haushalt geführt haben und darauf angewiesen waren, für sich alleine zu sorgen, mit Fertigkeiten vertraut gewesen, die gemeinhin zu den typischen Stärken des jeweils anderen Geschlechtes gehören. Ob solidarisches Miteinander-Anfassen oder eine Erweiterung der Persönlichkeit durch Integration gegengeschlechtlicher Anteile oder das Interesse an einem ausgeprägten Lebensstil sie dazu motivierten, immer empfinden sie ihre Fähigkeiten als Bereicherung. Und sie kamen ihnen zugute für ihr eigenständiges Leben einschließlich der alltäglichen Selbstversorgung, unabhängig davon, ob es ihr Wunsch ist, allein zu leben - zumindest Georg Stehauser wünscht sich wieder ein Zusammenleben mit einer Partnerin, und Elmar Soehnges ist diesbezüglich äußerst ambivalent.

Andererseits *fördert längerfristiges Alleinleben eine "Androgynisierung der Kompetenzen"*

oder, mit anderen Worten, die Entwicklung von Alltagskompetenzen, die sich auch auf Aufgabenbereiche erstrecken, die dem jeweils anderen Geschlecht zugeschrieben werden. Bereiche, die in der Herkunftsfamilie oder einer Partnerschaft delegiert werden konnten, müssen nun selbst erledigt werden, wenn die Lebensführung nicht sehr anspruchslos werden soll. Weder bezahlte Haushaltshilfen für die regelmäßigen Arbeiten noch der Hilferuf an Freunde in besonderen Fällen ist - zumindest unter den von mir Befragten - ein Ausweg. Man lernt, sich selbst zu helfen, oder kauft sich für spezielle Gelegenheiten professionellen Service. Gisela Amdorf berichtet ausführlich, wie sie bewusst lernt, sich zu behaupten, z.B. allen Mut zusammengenommen hat, um eine größere Reklamation durchzusetzen; Anni Moosberger kämpft mit Geldgebern, um ihr Haus zu retten; Günther Höhler, der langzeitarbeitslos ist, weiß, dass der tägliche Einkauf frischer Lebensmittel und die anschließende Zubereitung einer warmen Mahlzeit ihm helfen, sich nicht zu vernachlässigen und seinen Tag zu strukturieren.

Es darf nicht vergessen werden, dass diese Androgynisierung der Alltagskompetenzen von Alleinlebenden von einem kollektiven Wandlungsprozess bezüglich der Bilder von Frauen und Männern gestützt wird. Noch vor zwei bis drei Jahrzehnten stießen manche Fähigkeiten, wenn sie nicht zum geschlechtstypischen Klischee passten und allzu offen gezeigt wurden, leicht auf Misstrauen oder Geringschätzung. Das lässt vermuten, dass der hier beschriebene Prozess für Alleinlebende jüngerer Jahrgänge weiter fortgeschritten ist. Die Kompetenz zu haben, den Alltag allein zu bewältigen, und aus der eigenen Erfahrung zu wissen, dass es gelingt, ist eine Sache. Es "richtig" oder gar lustvoll finden, als Mann für sich selbst zu kochen, die Hemden zu bügeln oder als Frau mit Geldgebern oder Handwerkern verhandeln zu müssen, ein ganz anderes Kapitel. Und in dieser Hinsicht unterscheiden sich die Einstellungen der Alleinlebenden sehr voneinander.

Elmar Soehnges, der so großen Wert auf einen gepflegten Lebensstil legt, betont, wie viel Zeit ihn die Hausarbeit und speziell das Bügeln der Hemden kostet, die er lieber für seine sehr vielseitigen sozialen und kulturellen Interessen haben würde. Aber mit keiner kleinen Bemerkung deutet er an, dass seine Partnerin ihm Hausarbeiten abnehmen könnte, falls er mit ihr zusammenzieht - eine Überlegung, der er sehr ambivalent gegenüber steht. Herbert Fest hat seiner Nachbarin anspruchsvolle Kochrezepte beigebracht, mit denen sie ihn nun verwöhnt; er hilft ihr im Garten, fährt sie, die Rollstuhlfahrerin ist, zu - "männlich" betonten - Sportveranstaltungen. Er ist zwar stolz auf seine Kochkünste, aber eigentlich ist das Kochen für die tägliche Versorgung nach seinem Empfinden wohl doch "Frauensache". In dieser Differenz - genießen, von einer Frau versorgt zu werden, oder aber alles einschließlich größerer Renovierungen allein machen wollen - drücken sich nur zum geringen Teil unterschiedliche Kompetenzen der Alltagsbewältigung aus, vielmehr verbergen sich dahinter wiederum tief verankerte Leitbilder. Für Herbert Fest, der in einer Familie mit einer ausgeprägt komplementären Arbeitsteilung aufgewachsen ist - die Mutter war, obwohl sie nur ein Kind hatte, lebenslänglich ausschließlich für den Haushalt zuständig, der Sohn lebte wie der Vater ganz in einer männlich betonten Welt - ist ein harmonisches Familienleben der Inbegriff der Geborgenheit. Susanne Ebenholz, die ein Familienleben abwehrt, sucht Geborgenheit dagegen im Rückzug in ihre eigene, von jeder Einmischung durch einen anderen Menschen freie Wohnung. Dass sie ausgerechnet bei der Wohnungsrenovierung ihren Freund nicht dabei haben möchte, bestätigt sehr deutlich, dass sie bereit ist, große Anstrengungen auf sich zu nehmen, um ihre Unabhängigkeit zu wahren, die sie besonders in ihrer Wohnung symbolisiert sieht. Es sei daran erinnert, dass ihre glücklichen Stunden als kleines Mädchen die waren, in denen sie ganz allein in der Wohnung war.

Es ist auch kein Zufall, dass gerade Herbert Fest, der auf besonders ausgeprägte Weise einem

Leitbild des "harmonischen Ungleichgewichtes"⁶⁷ für Partnerbeziehungen anhängt, unabhängig von seinen eigenen Kochkünsten gerne mit Essen versorgt werden möchte. Ein Rückblick auf die Leitbilder der Alleinlebenden für die Beziehung zwischen den Geschlechtern im vorangegangenen Kapitel zeigt eine klare Korrespondenz zwischen diesen Leitbildern und der subjektiven Zufriedenheit, auch für den Teil der Lebensbewältigung zuständig zu sein, der aus der Sicht eines komplementären Partnerideals dem anderen Geschlecht zugeordnet ist. Inge Pechler und Gabi Schlichting, ebenfalls zwei Alleinlebende, die ein Ideal der "harmonischen Ungleichheit" vertreten, haben ein gespaltenes Verhältnis zur Arbeitsteilung in ihrer Partnerschaft. Einerseits übernehmen sie sofort die Hausarbeit, wenn sie gelegentlich mit ihren Partnern zusammen sind, andererseits machen beide Frauen sich intensive Gedanken darüber, wie sie eine ungerechte Arbeitsteilung im einem möglichen Zusammenleben vermeiden können. Gabi Schlichting würde einem gemeinsamen Haushalt nur zustimmen, wenn der Mann sie heiratet und sie nicht mehr arbeiten gehen müsste. Inge Pechler will ebenfalls als berufstätige Frau auf keinen Fall mehr allein für den Haushalt zuständig sein wie sie das in ihrer geschiedenen Ehe erlebt hat. Berufstätig will sie aber bleiben - eine Konstellation, die bei ihrer Neigung, Haushalt und Wohnung nach ihren Vorstellungen geordnet zu wissen und die Dinge, in denen sie geübter als ihr Partner ist, selbst zu erledigen, Konflikte vorprogrammiert. In ihren Überlegungen, möglicherweise mit ihrem gegenwärtigen Partner zusammenziehen zu wollen, wird deutlich, dass sie dieses Problem zumindest ahnt. Hier ist eine Parallele zwischen ihrer von ihr bedauerten Ehelosigkeit und der von Anni Moosberger: Beide Frauen haben ein Partnerschaftsideal der "harmonischen Ungleichheit" internalisiert, was sie daran hindert, Zutrauen in ihre eigenen Möglichkeiten zu haben, ihre dennoch bestehenden Ansprüche an Selbstbestimmung bzw. an eine faire Arbeitsteilung durchsetzen zu können.

Es sind wiederum auch Frauen, die ausdrücklich ablehnen, dass ein Partner die Ernährerrolle einnimmt. Es ist ihre Art vorzubeugen, dass er sich auch in ihre Lebensorganisation einmischen könnte. Susanne Ebenholz und Anja Vielhaber, die beiden Alleinlebenden, die besonders vehement ihre finanzielle und organisatorische Eigenständigkeit gegenüber ihren Partnern verteidigen, erwähnen nicht ein einziges Mal im Interview Hausarbeiten - frau macht sie einfach ohne große Worte und vermutlich auch ohne große Begeisterung. Die Erzählungen dieser beiden Alleinlebenden lassen vermuten, dass sie ein großes Selbstvertrauen haben, gut für sich selbst sorgen zu können, was die praktischen Seiten ihres Lebens betrifft. In ihrer politischen Arbeit haben sie sich durchzusetzen und zu organisieren gelernt. Erinnert sei z.B. auch an die Anekdote, wie Susanne Ebenholz mit ihrem Freund beschlossen hat, dass gleichzeitig jeder für sich allein die eigene Wohnung renoviert.

Wie mühelos oder anstrengend es erlebt wird, allein für alles zuständig zu sein, ist *auch* eine Frage des *Selbstbildes*, das eng mit den internalisierten Leitbildern verknüpft ist. Anni Moosberger vermisst männliche Kompetenz in ihrem Leben. In der Konstellation ihrer Lebensgeschichte wird besonders deutlich, dass ein starkes, auch bewusstes Bedürfnis nach eigenständiger Lebensplanung und -gestaltung und Wünsche nach körperlicher Zärtlichkeit und nach der Möglichkeit, die innere Befindlichkeit mitteilen zu können, allein nicht ausreichen, um sich eine Beziehung nach einem partnerschaftlichen Leitbild bzw. auf Distanz vorstellen zu können. Es muss auch ein Zugang zu Leitbildern jenseits des traditionellen Eheideals gegeben sein. Anni

⁶⁷ Stolk, Wouters (1987) unterscheiden zwischen einem "partnerschaftlichem Beziehungsideal", bei dem die Rechte und Pflichten tendenziell gleich verteilt sein sollen, und einem "Ideal des harmonischen Ungleichgewichtes", bei dem der Frau die versorgende und dem Mann die führende und schützende Rolle zukommt.

Moosberger, die außer ihrem Aufenthalt in einer Klosterschule für Hauswirtschaft durchgängig in ihrem Dorf gelebt hat, ist nie in Berührung gekommen mit kritischen Fragen an das Ideal des "harmonischen Ungleichgewichts"; sie hat keine selbständige Frau als Vorbild kennen gelernt und auch nicht über das nötige *kulturelle Kapital* verfügt, sich geeigneten Leitbildern anzunähern.

Selber ko mer als Frau da vieles net machen. Oder es kommt dann was auf, von außen auf einen zu. (AFW-01, 26/25)

Ihr ausgeprägtes Bedürfnis nach Eigenständigkeit *und* männlicher Unterstützung bringt sie in einen für sie unauflösbaren Zwiespalt, der sich auch sprachlich in wiederholten Abbrüchen äußert:

Dann war es aber so, dass mer auch so viel **allein** entscheiden musste. ... Und da - ei - lag dann alles an **mir**. Und da wird mer halt dann a so - man lasst sich nix mehr **dreinreden** dann. // Hm, hm // Me - **muss** mit so was fertig werden, will sagen, so oam Sach - Und dann wird's halt immer // hm // schwieriger - dass mer da ((lacht)) auf - von jemandem was annimmt. Wenn jetzt - so a Mann kommen wär - **war** scho manchmal so - aber es ist fiel mir dann sehr schwer mich **da** zu arrangieren. // Hm // Und ((lacht)) dann so - man wird man **so selbständig**, dass mer dass mer, eh - schwierig, mer wird dann scho, so a bissl einzelgängerisch. Man lasst sich dann von keinem leicht was sagen. Man möcht selber, man **musste selber** entscheiden, so mit der Zeit. **Gründen** - Man gewöhnen - Manchmal denk ich mir, ja ich **wär schon** ganz froh, wenn mir mal jemand die Entscheidungen **abnehmen** würd. Aber auf der andern Seit'n möcht des **doch** wieder net ((lacht)). Es is - Da ist mer dann scho hin und her-gerissen. Was mer will. Aber im Grunde weiß mer's ja doch, was mer will. ... Grad' im Dorf, kennt mer die und die Leute und da weiß mer **auch**, die helfen einem gern. ... Im Ort weiß ich wenn was is, wo ich hin kann. Wer mer dann helft. (Ebd., 3/13-4/14)

Objektiv gesehen, ist Anni Moosberger bisher den anstehenden Aufgaben gewachsen gewesen. Sie hat in einer finanziell sehr schwierigen Lage und ohne jede Sicherheit einen Betrieb - eine Pension im eigenen, verschuldeten Haus - nicht nur halten können, sondern durch einen Umbau in Appartements umstrukturiert. Aber aus ihrer - und ihrer Umgebung - Sicht sind Angelegenheiten, die "von außen auf einen zukommen" und damit nicht zum Wirkungskreis einer Frau gehören, Sache eines Mannes. Sie erlebt einen heftigen Konflikt zwischen ihrem geringen Selbstvertrauen in allen Belangen jenseits des weiblichen Zuständigkeitsbereiches und ihrem sehr starken Bedürfnis, keinen Mann über sich verfügen zu lassen. Eine Partnerschaft ohne Selbstaufgabe kann sie sich nicht vorstellen, weil sie nach ihrem eigenen Selbstverständnis von ihrem Partner erwarten und verlangen würde, auch sie betreffende Entscheidungen zu übernehmen. Dieser Zwiespalt zieht sich durch ihre gesamte Lebenserzählung.

Die beiden Verhaltensmuster - auf vollständiger Autonomie bestehen einerseits oder sich ohne gegengeschlechtliche Zuarbeit unvollständig fühlen andererseits - bilden die extremen Außenpole einer breiten Verhaltensvariation. Die Mehrheit der interviewten Alleinlebenden erledigt die alltäglichen Arbeiten zur Selbstversorgung und die Dinge, die aus dem täglichen Rahmen herausfallen bzw. "von außen auf einen zukommen", sehr viel unbekümmerter, mit hinreichendem Selbstbewusstsein, wenn auch mit unterschiedlicher Begeisterung. Etwas gemeinsam mit der Partnerin, dem Partner tun, gegenseitige Hilfe unter Freunden und Nachbarn sind für viele ein erfreulicher Teil ihres sozialen Lebens, werden aber selten als nötige Voraussetzung angesehen für die praktische Bewältigung des Alleinlebens.

Offensichtlich ist eine internalisierte feste Zuschreibung männlicher und weiblicher Aufgabenbereiche in mehrfacher Hinsicht besonders prekär für Frauen. Haben sie ein Partnerschaftsideal des "harmonischen Ungleichgewichtes" und ist dieses ungebrochen geblieben, dann laufen sie Gefahr, die Anteile der Lebensbewältigung, die nach diesem traditionellen Leitbild Aufgaben des Mannes sind, sich selbst nie richtig zuzutrauen. Sie halten an einem Selbstbild fest, das ihnen nicht erlaubt, ihre eigenen Fähigkeiten, die sie de facto, wenn sie allein leben, unter Beweis stellen, realistisch wahrzunehmen. Zumindest längerfristig allein lebenden Männern fehlt es umgekehrt nicht an Selbstvertrauen, für sich selbst sorgen zu können. Die Mystifizierung der Hausarbeit löst sich vermutlich durch Erfahrung leichter auf, als ein Zutrauen wachsen kann in die Bewältigung von Anforderungen, die weniger überschaubar sind, weil sie "von außen auf einen zukommen".

Frauen, die ein *partnerschaftliches Leitbild* haben und sich ihrer eigenen Fähigkeiten, ihr Leben allein zu organisieren, gewiss sind, kann ihr Du-Bild zur Falle geraten. Sie sind sich zwar ihrer eigenen Fähigkeiten zur autonomen Lebensbewältigung gewiss, das schützt sie aber keineswegs vor Partnern, die, würden diese Frauen sich auf eine gemeinsame Haushaltsführung einlassen, mehr in ihre Autonomie eingreifen würden als umgekehrt. Und sie antizipieren, dass ihr Partner schnell seine eigenen Kompetenzen in häuslichen Arbeiten "verlernen" würde und ihnen eine wachsende Doppelbelastung sicher sei. "Wenn du mit einem Mann zusammenlebst, darfst du dich dann zusätzlich noch um den Mann kümmern." (AFW-15, II, 16/17) Ihre weibliche Kompetenz würde ihnen, wie Claude Kaufmann (1994) anschaulich an Interviews mit zusammenlebenden Paaren herausarbeitet, in einem gemeinsamen Haushalt zur Falle geraten. "Die Niederlage (das Scheitern einer erhofften partnerschaftlichen Arbeitsteilung, J.S.) ist um so offensichtlicher, je größer der Wille zur Veränderung einmal gewesen ist. Die zentrale Ursache für dieses Scheitern ist der Widerstand der Alltagsgesten, in denen eine lange Vergangenheit verinnerlichter Geschlechterpositionen aufbewahrt ist, eine Vergangenheit, die in Bruchstücken wieder auftaucht, sobald die Integration in einen gemeinsamen Haushalt fortschreitet." (Ebd. 293) Der Weg in eine komplementäre Arbeitsteilung ohne eigene Erwerbstätigkeit ist für diese Frauen aber nicht mehr denkbar.

Je mehr innere Abgrenzung Alleinlebende in einer Partnerschaft brauchen, desto gefährlicher müssen ihnen andererseits Bemühungen erscheinen, dem (erwartbaren) Prozess schleichender Erosion partnerschaftlicher Arbeitsteilung in der eigenen Partnerbeziehung gegenzusteuern; denn Aushandlungsprozesse und die kaum vermeidliche Suche nach Gründen bei Misserfolgen schaffen fast zwangsweise Nähe. So erklärt das Wissen um die "weibliche Falle" Kaufmann), bei vielen Freundinnen beobachtet oder auch bereits selbst erfahren, dass gerade Frauen oft mit besonderer Heftigkeit auf einer streng getrennten Selbstversorgung beider Partner bestehen, die sogar gegenseitige Hilfen bei getrennter Haushaltsführung ausschließen kann. Dies ist zwar eine erfolgreiche Konfliktvermeidungsstrategie; aber wenn die mühsame Seite der unbedingten Autonomie in ihren Erzählungen nicht mehr durchscheint, liegt der Verdacht nahe, dass ein bewusstes Abwägen nicht stattgefunden hat, der Preis für die "Entscheidung", psychodynamisch gesehen, abgewehrt wurde.

Männer mit einem Partnerschaftsideal des "harmonischen Ungleichgewichtes" können das Vertrauen verloren haben, dass eine zukünftige Partnerin ihre, wie sie meinen, natürlichen Aufgaben übernimmt. (Herbert Fest hat die Erfahrung machen müssen, dass seine Frau nicht nur Mutter und Hausfrau sein wollte, und sich betrogen gefühlt.) In den Ängsten der Männer mit einem *partnerschaftlichen* Beziehungsideal taucht, wenn sie an ein gemeinsames Wirtschaften denken, eher eine ärgerliche *Stimmung* auf, die die Liebe gefährden könnte, aber weder eine unfaire Arbeitsteilung, noch eine mögliche Beschränkung ihrer persönlichen Entscheidungsmacht. Eine

hohe Sensibilität für Gerechtigkeit in der Arbeitsteilung bringt *emotionale Kosten*, die mehr gefürchtet werden können als die *reale Arbeitsbelastung*, die zumindest in einem kinderlosen Haushalt bei fairer Aufteilung unter zwei Menschen, die sowohl berufstätig als auch in ihrer Selbstversorgung erfahren sind, kein größeres Problem darstellt. Auch an Selbstbewusstsein, das Leben alleine meistern zu können, fehlt es Männern im mittleren Lebensalter, die eine komplementäre Rollen in der Arbeitsaufteilung für richtig halten, aber längerfristig ohne Partnerin leben, - anders als manchen Frauen mit einem Ideal der "harmonischen Ungleichheit" - offensichtlich kaum; sie empfinden eher ein Unbehagen, nicht ver- und umsorgt zu werden und Arbeiten ausführen zu müssen, die "eigentlich Frauensache" sind. Auch diese Männer sind stolz darauf, dass sie sich "weibliche" Fertigkeiten relativ problemlos angeeignet haben. Vermutlich sorgen diejenigen Männer, die eine starke Abwehr gegen "weibliche" Arbeit haben, dafür, dass bald eine Frau diesen Part in ihrem Leben übernimmt - ich habe sie jedenfalls unter den Alleinlebenden nicht angetroffen.

Fassen wir zusammen: Dass die Arbeitsteilung zwischen Frauen und Männern im Umbruch ist, schlägt sich auch in den Anschauungen und im Leben der Alleinlebenden nieder: Die vorgestellten Lebensgeschichten spiegeln die großen Ungleichzeitigkeiten wider, die diese Veränderungen bergen, wie alle sozialen Wandlungsprozesse, die an tief verankerte Selbstverständlichkeiten rühren und "in denen eine lange Vergangenheit verinnerlichter Geschlechterpositionen aufbewahrt ist." (Kaufmann) Ein sensibilisiertes Gerechtigkeitsempfinden und das Nebeneinander von unterschiedlichen Leitbildern - von empirischen Untersuchungen aus den 70er Jahren für Familienmensen in der Bundesrepublik belegt⁶⁸ - zeichnet auch die Alleinlebenden (im mittleren Lebensalter) aus. Obwohl, wie ausgeführt, unter ihnen vermutlich überdurchschnittlich viele Frauen und Männer sind, die ein partnerschaftliches Ideal haben, gibt es unter den in den 40er Jahren geborenen Alleinlebenden auch Frauen und Männer mit einem Ideal des "harmonischen Ungleichgewichtes". Aber auch die allein lebenden Frauen, die sich einen überlegenen Partner und eine komplementäre Arbeitsteilung wünschen, sind wachsamer geworden im Hinblick auf eine unfaire Arbeitsteilung, versuchen vorzubauen, indem sie Bedingungen an ein mögliches Zusammenziehen knüpfen - sei es Aufgabe des Berufes im Fall einer Heirat, sei es der Vorsatz, keine Doppelbelastung (wie in ihrer geschiedenen Ehe) mehr dulden zu wollen.

Ob Autonomiebestrebungen eine treibenden Kraft in der Lebensgestaltung gewesen sind oder der Erwerb von "androgynen Kompetenzen" sich als der geeignete Weg erwies, das Alleinleben im Nachhinein angenehmer zu machen, in jedem Fall haben die längerfristig Alleinlebenden in reichem Maße Fertigkeiten erworben, die als Stärke des anderen Geschlechtes gelten, und stärken auf diese Weise ihre Autonomie. Das Spannungsverhältnis von *Autonomie* und *Angewiesensein auf Hilfe* seitens eines Lebenspartners oder einer Partnerin, durch das private soziale Netz oder durch institutionalisierte Hilfe wird durch die persönlichen Lebensumstände bestimmt. Die individuelle Lebenslage - die Tatsache, ob Kinder versorgt werden müssen, das Geschlecht, das Lebensalter (mit dem Lebenserfahrung, angesammelte Kompetenz und gesundheitlicher Zustand verbunden sind) - gibt den Spielraum für Autonomiebestrebungen vor. Die Alleinlebenden im mittleren Lebensalter, die ihren Alltag autonom bewältigen, leben in der Regel - noch - ohne gesundheitliche Einschränkungen. Der Frage, welche Perspektiven sie für ihr Alter haben, wende ich mich in Kapitel 5.4 zu.

⁶⁸ Vgl. den Überblick von Rosemarie Nave-Herz (1988)

5.1.2 Führt das Konfliktfeld Arbeitsteilung zwischen den Geschlechtern zum Alleinleben?

Schließlich stellt sich die Frage, ob der gestiegenen Sensibilität gegenüber einer fairen Arbeitsteilung vor allem der Frauen (unabhängig davon, ob sie ein partnerschaftliches oder komplementäres Ideal vertreten) und der Ungleichzeitigkeit der Veränderungsverläufe die Bedeutung für die Zunahme des Alleinlebens im familientypischen Alter zukommt, die ihnen in zahlreichen soziologischen Publikationen zugeschrieben wird,⁶⁹ ohne dass sie empirisch überprüft worden wäre.

Aushandlungsprozesse, die dem Ziel dienen, in Partnerbeziehungen eine dem eigenen Verständnis angemessene Balance in der Aufgabenverteilung im Zusammenleben herbeizuführen, verlangen viel Bereitschaft der Beteiligten, sich aufeinander einzulassen. Wer Konflikte im Bereich der Arbeitsteilung als potenziellen Belastungsfaktor im Zusammenleben antizipiert *und* Aushandlungsprozesse, weil sie nächststiftend sind, zu meiden sucht, für denjenigen bzw. eher diejenige ist eine eigenständige Haushaltsführung naheliegend. Die Analyse der Lebenskonstruktionen der Alleinlebenden zeigt, wie die Ansprüche an eine Arbeitsteilung, also das Leitbild für Partnerschaften, und eine individuelle, biographisch angelegte Prädisposition im Bereich der individuellen Nähe- und Distanzbedürfnisse in der "Wahl" der Strategie zur Konfliktreduktion zusammenwirken.

Dazu noch einmal ein Blick auf die beiden "Eckfälle" für entgegengesetzte Leitbilder: Ein Referenzfall für ein Alleinleben auch als Ergebnis einer radikalen Konfliktvermeidung im Bereich der Hausarbeit ist Susanne Ebenholz. Sie begründet ihre Entscheidung für ihre Kinderlosigkeit (und für einen Schwangerschaftsabbruch) mit ihrer grundsätzlichen Einschätzung (und Beobachtungen in ihrem sozialen Umfeld), dass eine Frau, sobald sie Mutter wird, zwei Kinder zu versorgen habe. Ihre durchgängigen Einstellungsmuster und Verhaltensstrategien bestätigen, dass sie jede Gelegenheit für eine komplementäre Arbeitsteilung strikt meidet. Um hinreichend zu erklären, dass sie allein lebt und nicht kinderlos mit ihrem Partner in einem Haushalt, muss aber eine zusätzliche Struktur ihrer Persönlichkeit beachtet werden: ihr Ausweichen vor Auseinandersetzungen in einer Partnerbeziehung. Aushandeln, Mitteilen von Unbehagen mit dem Status quo in der Partnerbeziehung, Begründen, also alles, was nötig ist, um tief verankerte Gewohnheiten zu verändern, meidet sie aus Mangel an Vertrauen speziell in Männer; sie glaubt nicht daran, dass gegenseitige Einfühlung und Verständigung möglich sind. Dieses fehlende Vertrauen, eine Hypothek ihrer Erfahrungen mit ihren frühen Bezugspersonen, hat zu ihrem starken Abgrenzungsbedürfnis in Liebesbeziehungen geführt und lässt sie eine *radikale Vermeidungsstrategie* wählen. Ihre biographisch verankerte Disposition schließt für sie, eine sonst streitbare und durchsetzungsfähige Frau, ein offensives Einfordern partnerschaftlicher Arbeitsteilung im Zusammenleben aus.

Herbert Fest ist ein Referenzfall für einen Mann, dessen Leitbild für Arbeitsteilung in einer Partnerschaft dazu beigetragen hat, dass er heute "unfreiwillig" alleine lebt. Er hat (noch immer) ein ausgeprägtes Partnerideal des "harmonischen Ungleichgewichtes", seine damalige Ehefrau versuchte, ein eher "partnerschaftliches" durchzusetzen. Die Unvereinbarkeit dieser Leitvorstellungen bildete den Kern des Konfliktpotenzials in seiner Ehe und hat aus seiner Sicht entscheidend zu ihrer Auflösung beigetragen. (Siehe Fallrekonstruktion) Herbert Fest ist der einzige meiner Interviewpartner, der ein Scheitern einer Partnerbeziehung in Zusammenhang mit

⁶⁹ Vgl. stellvertretend Nave-Herz 1988 und Beck-Gernsheim 1992.

Konflikten im Bereich der Arbeitsteilung erlebt hat. Seine enttäuschende Erfahrung, an die er sich noch immer mit Unverständnis erinnert, hat ihn auch gegenüber einer neuen Ehe misstrauisch gemacht. Aber für seinen Weg in ein dauerhaftes Alleinleben waren auch früh verankerte psychodynamische Strukturen bedeutsam, die ihn bereits als jungen Mann (Scheidung im Alter von 30 Jahren) zu einem grundsätzlichen, langfristigen Rückzug - nicht nur von Frauen - veranlassten.

Das Zusammenspiel von Leitbildern und Konfliktstrategien, wie es die Biographien der Alleinlebenden erkennen lassen, führt zur These, dass die Leitbilder für Partnerschaften und die ihnen entsprechen Ansprüche an partnerschaftliche Arbeitsteilung in späteren Lebensphasen veränderbarer sind als die "Wahl" der Konfliktstrategien; denn Letztere beruhen auf einem biographisch früh erworbenen "Vertrauen in die Wechselseitigkeit des Reagierens und Beteiligtseins"⁷⁰. Leitbilder sind dagegen der eigenen Reflexion zugänglicher und können deshalb, wenn entsprechende Anstöße kommen, im Verlauf eines Lebens leichter revidiert werden. In den Lebensverläufen von Susanne Ebenholz und Herbert Fest, in die prägnanter als in die übrigen das Konfliktfeld Arbeitsteilung hineingespielt hat, war das Zusammenspiel von sehr ausgeprägten Vorstellungen über geschlechtsspezifische Rollenmuster (radikal partnerschaftlich bzw. nach dem Ideal des "harmonischen Ungleichgewichts") und ein starkes Distanzbedürfnis (einmal offen vertreten, einmal verneint, aber konsequent gelebt) Voraussetzung für den Weg in ein dauerhaftes Alleinleben. In den Biographien der übrigen Alleinlebenden hat das Konfliktfeld Arbeitsteilung in der Partnerschaft keine entscheidende Bedeutung für das Zustandekommen der privaten Lebensform gehabt.

Es sind, wie ausgeführt, vor allem die Frauen, die Anlass zur Befürchtung haben müssten, dass im Zusammenleben mit einem Partner die Reproduktionsarbeit einseitig zu ihren Lasten gehen könnte. In aller Schärfe stellt sich das Problem einer komplementären Arbeitsteilung (mit einer Höherbelastung der Frau) *Müttern und Frauen, die eine Mutterschaft antizipieren*. In einer kinderlosen Partnerschaft fällt es leichter, eine angemessene Aufgabenverteilung zu erreichen. Die allein lebenden Frauen haben sich - mit der genannten Ausnahme - nicht mit Blick auf sie zukommende Arbeit bzw. auf Beziehungskonflikte über die Arbeitsteilung gegen eigene Kinder entschieden, sondern *ihr Verzicht auf Mutterschaft lag in ihrem fehlenden Vertrauen in die Tragfähigkeit ihrer Partnerbeziehungen* (Gisela Amdorf, Anja Vielhaber) *oder in deren Auflösung, ehe das Paar Kinder hatte* (Anni Moosberger, Inge Pechler), *begründet*. Vor allem die jüngeren allein lebenden Frauen, auf die ich mich in dieser Arbeit nur gelegentlich beziehe, die sich aber - angesichts ihrer Altersphase - größtenteils intensiv mit der Frage beschäftigen, ob sie noch Kinder wollen, beziehen sich dabei ausschließlich auf die Tragfähigkeit vorangegangener und antizipierter Partnerbeziehungen. (Ein Kind ohne Partnerschaft wünscht sich keine, haben letztlich auch Susanne Ebenholz und Anni Moosberger nicht gewollt.) Einige sagen auch sehr klar, dass sie nie einen Kinderwunsch hatten.

Aber auch für *kinderlose Frauen* ist das Thema Arbeitsteilung in einem antizipierten Zusammenleben, was nicht verwundert, brisanter als für Männer. Der verinnerlichte Anspruch an Gleichheit und das gleichzeitige Misstrauen, im Falle einen gemeinsamen Haushaltens geschlechtsspezifische Verhaltensmuster doch nicht abwehren zu können oder auch selbst zu ihnen zurückzukehren, kann zur Quelle von Befürchtungen werden. Inge Pechler (die allein lebende Frau, die am Wochenende unaufgefordert die Wohnung ihres Freundes aufräumt, sich selbst darüber ärgert und lange Überlegungen dazu anstellt, was sie alles im Falle des Zusammenziehens nicht tun

⁷⁰ Giddens 1995, 143, sich auf Erikson beziehend

würde) ist ein Beispiel. Sie möchte ihre Erfahrungen mit der Arbeitsteilung, die in ihrer geschiedenen Ehe gemacht hat, nicht mehr wiederholen. In diesem Fall hat die ambivalente Haltung ("freiwillige" Übernahme von Hausarbeiten *und* Angst vor einseitiger Arbeitsteilung) aber nicht zum Alleinleben geführt; diese Biographin ist die einzige der Befragten, die sich darum bemüht, ihren Partner zu einem Zusammenleben zu bewegen.

Dennoch hat das Konfliktfeld Arbeitsteilung in Partnerschaften so gut wie keine Bedeutung in den Überlegungen der allein lebenden Frauen, vielleicht doch noch mit einem Partner zusammenzuziehen - zumindest nicht bei den von mir interviewten allein lebenden Frauen im mittleren Alter. Vermutlich trauen sie sich zu, eine faire - partnerschaftliche oder komplementäre - Arbeitsteilung zu finden. Die Arbeitsteilung erscheint in kinderlosen Partnerschaften als eine relativ konkrete, überschaubare Angelegenheit, die sich regeln lassen wird, im Vergleich zur sehr viel diffuseren Frage, wer sich wem in all den kleinen, unvorhersehbaren Dingen anpassen muss, wer letztlich wessen Leben umgestaltet.

Die Erzählungen der *allein lebenden Männer* lassen die Vermutung zu, dass sie im allgemeinen, gerade aufgrund ihrer umfassenden Kompetenzen auch in typischerweise Frauen zugewiesenen Arbeitsbereichen, relativ viel Zutrauen haben, in einem Zusammenleben mit einer Partnerin sich weiterhin an Hausarbeiten zu beteiligen und relativ befriedigende Arrangements zu finden. Vor allem für die allein lebenden Männer mit einem partnerschaftlichen Leitbild ist die Arbeitsteilung kein wichtiges Thema, wenn sie darüber nachdenken, ob sie in Zukunft mit einer Frau zusammenleben wollen.

Elisabeth Beck-Gernsheim (1992) diskutiert "neue Konfliktlagen", die im gegenwärtigen Individualisierungsschub um die häusliche Arbeitsteilung zwischen Frauen und Männern entstanden sind, und betont, dass die Konflikte um die Arbeitsteilung in vielen Partnerschaften so erbittert ausgetragen werden, weil sich die Ehe - oder eheähnliche Beziehung - nicht auf ein Austauschverhältnis von Arbeitsleistungen reduzieren lässt und die Übernahme oder Verweigerung von Aufgaben durch die Beteiligten tief an deren Identität rührt. Die Autorin entwirft für Paare mit gemeinsamer Haushaltsführung eine Typologie von "Strategien zur Konfliktreduktion". "Vermeiden" nennt sie eine der "Präventiv"-Strategien (im Gegensatz zu "Akut"-Strategien), die durch Partnerwahl oder Alternativen zum traditionellen Familienmodell vorhersehbare Konflikte in der Arbeitsteilung präventiv zu mildern versuchen. Zu solchen Alternativen zählt sie Kinderlosigkeit und die Paarbeziehung bei getrennten Wohnungen; Beck-Gernsheim resümiert ihre Analyse: "Um nicht in die Fallen des traditionellen Familienmodells mit seinem Konflikt um die Arbeitsteilung zu laufen, entscheiden sich einige Paare für Alternativen zum traditionellen Modell, wo weniger familiäre Arbeit anfällt bzw. wo die Zuständigkeiten nicht so klar geschlechtsspezifisch verteilt sind." (Ebd. 281)

Alleinlebende sind Menschen, die sich dadurch auszeichnen, dass sie in ihrer Ambivalenz zwischen Bindungswünschen und Abgrenzungsbedürfnis mehr als andere Strategien des Vermeidens bevorzugen, die dann letztlich dauerhaft ins Alleinleben führen. Nach meiner Einschätzung spielt aber in dieser Entwicklung für die Alleinlebenden die Arbeitsteilung eine geringere Rolle als Abgrenzungskonflikte, die noch heikler zu verhandeln sind, weil sie "hautnäher" sind und weniger zur Verrechtlichung, zur argumentativen Auseinandersetzung geeignet sind. Dazu gehören, wie die Lebenserzählungen anschaulich aufgezeigt haben, vorrangig (antizipierte) Erwartungen der Partnerin oder des Partners, sich zu öffnen, mitzuteilen. Die Vermeidungsstrategie der Alleinlebenden beruht weniger auf einer Angst vor Unfairness als vor Nähe. ("Ich mag nicht, wenn sie bohrt.")

Es mag sein, dass gegen Ende des vierten Lebensjahrzehntes Kompetenzen und Selbstvertrauen von Männern und Frauen hinreichend gewachsen sind, um zu einer relativ gelassenen Einschätzung des Konfliktfeldes Arbeitsteilung gekommen zu sein, und dass jüngere Alleinlebende einen stärkeren Konflikt zwischen - mittlerweile selbstverständlicheren - Ansprüchen an partnerschaftliche Arbeitsteilung und ihrer Einschätzung der zu erwartenden Wirklichkeit in einem möglichen Zusammenwohnen erleben. Es ist deshalb nicht ausgeschlossen, dass in jüngeren Altersgruppen die Kinderfrage und damit auch die Entscheidung für oder gegen ein Zusammenleben enger mit dem Problem der Arbeitsteilung zwischen den Geschlechtern verbunden ist und eine radikale "Präventivstrategie des Vermeidens" (in die Typologie der Strategien von Beck-Gernsheim) ein stärkerer Motor auf dem Weg ins Alleinleben ist, als die Lebenserzählungen der Alleinlebenden im mittleren Alter erkennen lassen. Mit der Dauer des Alleinlebens haben nicht nur "gegengeschlechtliche" Kompetenzen zugenommen, sondern auch die Gewohnheiten - "man wird eigen", wie die Alleinlebenden oft betonen. Ihre "androgyn Lebensweise" nährt nicht nur ein wachsendes Selbstvertrauen, das Leben gut alleine meistern zu können, sondern führt auch zu einem eigenwilligen Lebensstil. Ein Aspekt des autonomen Lebens ist sicherlich, dass die Frauen und Männer sich Arbeiten, die typischerweise dem anderen Geschlecht zugewiesen werden, auf eine Art angeeignet haben, die der oder die "Zuständige" etwas anders ausführen würde, wenn nicht gar als befremdlich empfindet. Dies schwingt mit, wenn wir an "Eigenbrötler" denken und wenn die seit langer Zeit Alleinlebenden ihren Bedenken Ausdruck geben, ein anderer Mensch könnte ihre Haushaltsroutine stören. Die Erfahrung, die lebenspraktische Selbstversorgung in jeder Hinsicht gut leisten zu können, gibt nicht nur ein Gefühl der Unabhängigkeit, sondern lässt auch Befürchtungen vor Einmischungen in die Reproduktionsarbeiten entstehen. In diesem Sinne tragen die androgynen Kompetenzen dazu bei, dass im langfristigen Alleinleben die Neigung, in Zukunft die Häuslichkeit mit einem anderen Menschen zu teilen, abnimmt.

Elisabeth Badinter ist optimistisch: "Mit dem Leitbild der Ähnlichkeit, das mit dem Rückzug auf sich selbst Hand in Hand geht, scheint die Machtfrage sich heute aufgelöst zu haben." (Ebd., 264) Die Alleinlebenden, die den Weg zu einer Angleichung der Rollen von Frauen und Männern weiter gegangen sind als die meisten in Familien eingebundenen Menschen, lassen zögern, ihr zuzustimmen. Ein auf sich selbst gestelltes Leben garantiert nicht, dass die inneren Bilder von Männern und Frauen sich angleichen. Da sind zum einen die Leitbilder: Auch erprobte, kompetente Alleinlebende können am Wunschbild einer komplementären Rollenaufteilung zwischen den Geschlechtern festhalten. Oder sie können, trotz gegenteiliger Erfahrung, ein mangelndes Selbstvertrauen in ihre eigenen, aber dem anderen Geschlecht zugeschriebenen, Fähigkeiten behalten. Und da ist die Bequemlichkeit: Der Stolz, etwas selbst zu können, und der gleichzeitige Stoßseufzer, wie schön, wenn mal ein Mann oder eine Frau mir das abnähme, liegen oft nahe beieinander. Gewiss, die Gesten und die inneren Bilder können sich nicht in ein bis zwei Generationen angleichen, sollte die Entwicklung tatsächlich in diese Richtung gehen. Eine weitreichende Angleichung zwischen Männern und Frauen, die tief in die psychosoziale Identität hineingeht, hat auch - Badinter stimmt dem zu - einen Preis: "das Nachlassen der Leidenschaft". Eines scheint mir sicher: Alleinlebende Frauen und Männer haben mehr Spielräume, eine von engen, vorgegebenen Mustern abweichende geschlechtliche Identität zu entwickeln. Wenn eine vielfältigere Ausgestaltung der weiblichen und der männlichen Rollen von zunehmend vielen Alleinlebenden vorgelebt wird, tragen sie - ebenso wie die "neuen Väter" - dazu bei, dass "das Wesen" des Mannes oder der Frau immer weniger als Legitimation für geschlechtsspezifische Aufgabenbereiche und Machtungleichheit herhalten kann. Der allein lebende Mann, der seine Freunde mit seiner auserlesenen Kochkunst verwöhnt, erhält Anerkennung. Vielleicht ermuntert er einige seiner Geschlechtsgenossen zur Nachahmung; um sein Image als Mann muss er jedenfalls nicht mehr fürchten. Und erfolgreiche Managerinnen haben selten Familie; oder anders gesagt: Es

sind meist allein lebende Frauen, die das Vorurteil widerlegen, Managementqualitäten setzen männliche Eigenschaften voraus. Alleinlebende tragen nicht nur zur Pluralisierung der Lebensformen bei sondern auch zur Pluralisierung der Rollenmuster von Frauen und Männern. Ich vermute, dass sich über vielfältig gelebte weibliche und männliche Lebensmuster die Machtfrage eher - und ungezwungener - entschärft, als Gleichstellung durch Gleichheit erreicht werden kann.

5.2 Soziale Einbindung und Interessen

Sich in der praktischen Alltagsbewältigung weitgehend unabhängig von der Hilfe anderer Menschen zu machen, trägt zwar erheblich dazu bei, das allein Wohnen und -wirtschaften nicht als defizitär zu empfinden - und es gelingt den Alleinlebenden, zumindest so lange ihre körperlichen und geistigen Kräfte erhalten bleiben, offensichtlich gut. Emotional bleiben sie aber mehr auf Freunde angewiesen als Menschen, die mit ihrer Familie oder einer Partnerin, einem Partner zusammenleben. Die Mutmaßungen darüber, ob sie isoliert und einsam sind oder gar mehr Freunde haben als Verheiratete, verbinden sich nicht nur mit Urteilen über die Qualität dieser Lebensform, sondern führen auch immer wieder zu der moralisch getönten Frage, ob Einsamkeit der Preis für ein karriere- und konsumorientiertes Leben ist. Die Zahl der freundschaftlichen Beziehungen und Kontakte meiner Interviewpartnerinnen und -partner variiert sehr stark. Das sagt aber, wie die Erzählungen der Alleinlebenden zeigen, nur sehr begrenzt etwas aus über die Qualität der sozialen Einbindung und auch über die subjektive Zufriedenheit mit den eigenen freundschaftlichen Beziehungen. Die freundschaftlichen Netzwerke müssen sich daran messen lassen, wie sie die jeweils sehr unterschiedlichen Bedürfnisse der einzelnen Alleinlebenden nach Geselligkeit, gegenseitiger freundschaftlicher Hilfe im lebenspraktischen Alltag, emotionaler Nähe, persönlichem Austausch u.s.w. erfüllen können. Die Erzählungen bieten die Chance, der Bedeutung freundschaftlicher Beziehungen für den Alltag von Alleinlebenden aber gelegentlich auch in kritischen Lebenssituationen nachzugehen und biographische Konstellationen aufzuspüren, die eine gelungene Einbindung begünstigen oder zu einem Verlust sozialer Beziehungen beitragen.

5.2.1 Ein traditionelles und ein individualisiertes Freundschaftsmuster - ein Kontrastvergleich

Ein erster Eindruck aus den Interviews wirft die Frage auf, warum gerade Alleinlebende, die seit ihrem jungen Erwachsenenalter nicht mehr im sozialen Umfeld ihrer Kindheit und Jugend verwurzelt sind, mit ihren Freundschaften zufriedener sind als andere, die die längste Zeit ihres Lebens in ihrem altvertrauten Umfeld geblieben sind und intensiv am geselligen Leben eines gewachsenen Milieus teilgenommen haben oder sogar bis heute in ein solches Herkunftsmilieu eingebunden geblieben sind. Eine weitere Beobachtung drängt sich auf: Alleinlebende mit einem komplementären Partnerschaftsideal bevorzugen eine *soziale Einbindung in Gruppen, Cliquen und Vereinen*, solche mit einem egalitären Ideal *intensive, voneinander unabhängige Einzelfreundschaften*. Um diesen Zusammenhängen näher auf die Spur zu kommen, werden zunächst zwei maximal entgegengesetzte Muster von Freundschaftsbeziehungen kontrastiert:

Stillschweigend vorausgesetzte Übereinstimmung oder aber gegenseitige Anerkennung der eigenen Besonderheit: Herbert Fest ist auch im Hinblick auf seine soziale Einbindung ein Eckfall meiner Studie: Er repräsentiert einen Alleinlebenden, dessen soziale Beziehungen von Jugend an bis ins mittlere Lebensalter fast ausschließlich mit Vereinen verknüpft waren. Zur Erinnerung: Nach dem Wegzug aus seinem Heimatort hat er so lange ausschließlich zu den Sportgefährten seiner Jugend eine freundschaftliche Beziehung aufrechterhalten und dafür lange Fahrten in Kauf genommen, bis er in seinem neuen Wohnort wieder Anschluss an einen Sportclub gefunden hat. Der einzige Freund, den er in seinen Erzählungen erwähnt, ist der Jugendfreund, der gleichzeitig mit ihm vom Heimatstädtchen in die Großstadt gezogen ist; sonst spricht er unspezifisch von Vereinsfreunden oder Sportfreunden. Das gesellige Vereinsleben ist die längste Zeit seines Lebens der soziale Zusammenhang gewesen, in dem er sich *wohl gefühlt und Sicherheit erlebt hat*. Das

(gesundheitlich erzwungene) Ende seiner Mitgliedschaft hat zu seiner nahezu völligen sozialen Isolierung geführt.

Elmar Soehnges ist der Eckfall, dessen soziales Netz⁷¹ sich von Herbert Fests maximal unterscheidet. Dieser Biograph erzählt ausschließlich und teilweise ausführlich von konkreten Personen und was ihn mit diesen verbindet. Von einer Vereinsmitgliedschaft seinerseits ist nichts bekannt, Cliquen und Gruppen erwähnt er nicht. Worin bestehen die charakteristischen Merkmale, durch die sich die soziale Einbindung über Vereine von einem Netzwerk, das aus individuellen Freundschaften besteht, unterscheiden? Und welche subjektive Bedeutung haben diese unterschiedlichen Eigenschaften der Freundschaftsnetze für die Biographen?

Herbert Fest fühlt sich zugehörig und geborgen, wenn er *in einer Gruppe anerkannt und angenommen* wird. Sein Bestreben ist, in der Gruppe eine geachtete Rolle zu spielen; dafür bringt er einen hohen Einsatz. Erinnert sei daran, wie er als Kind und Jugendlicher über gute sportliche Leistungen und mutige körperliche Auseinandersetzungen mit Älteren um seine Selbstbehauptung gekämpft hat, an sein Vorstandsamt im Kegelvein - "**viel** gemacht für die auch. ... also doch scho **fast** zum Lebensinhalt der **Freizeit** word'n da." (AMW-08, 71/1-5) - und an seine Rolle als Spaßmacher trotz Bandscheibenvorfalls während einer Expeditionsreise: "War die Stimmungskanone von der ganzen Urlaubsgruppe." (Ebd., 46/5) Wenn er seine sozialen Kontakte während der Zeit seiner 13jährigen Mitgliedschaft im Kegelvein und deren Verlust durch seinen gesundheitlich erzwungenen Verzicht auf den Sport beschreibt, wird deutlich, wie sehr er *die Gruppe als gesamte* erlebt (und gebraucht) hat, ohne zwischen einzelnen Mitgliedern zu differenzieren (ausgenommen die Kegel freundschaft, aus der später eine Liebesbeziehung wurde). Seine freundschaftlichen Beziehungen waren so selbstverständlich an die Vereinsmitgliedschaft gebunden, dass keiner der Kontakte, die seine gesamte soziale Welt bedeuteten, eigenständig nach dem Verlust der Gruppe überleben konnte.

Regelmäßig (getroffen, J.S.). Also net bloß alle 14 Tage Kegeln, sondern mer hat sich amal so wieder am Abend troffen. Mer is zum Ess'n ganga. Wie g'sagt, **mer hat Reisen** g'macht. Mal nach **Paris** g'fahrn, Budapest und was weiß ich. ... Is abgebrochen, neh. Is ganz klar. (AMW-08, 71/23-31)

Aufschlussreich ist die Episode, wie er Anschluss zu diesem Verein findet. Er beschreibt sein Gefühl trostloser Einsamkeit nach seinem berufsbedingten Wohnortwechsel:

Des war also a recht trostlose Zeit hier. Da - Erstens amal neue Umgebung. ... **Keine** Menschenseele gekannt, des is ganz klar. Dann jeden Abend natürlich bloß im - den Gasthof da rum g'sessen. Ja? ... Da hab i schwer zum Beißen g'habt. Ja und - Dann hab i aber rein zufällig dann 'nen Anschluss kriegt. ... Abends war's amal am Wirtshaus an meinem Tisch, jemand g'sessen, der hat mit mir a **Gspräch** g'führt. Ja gut und dann sind wir halt vom Hunderste ins Tausendste kommen und unter anderem auch also, dass er heut Abend zum Kegeln geht, und Kegelkreis - und dann hat er g'fragt, ob ich kegel. Dann hab i g'sagt von Kind auf, leidenschaftlich. Das stimmt a. Ja dann hat er g'meint, also bevor i da rumsitz, soll i doch mal mitgeh'. Und knall auf Fall war i dann in oam Kegelclub drin. Des war also so mein erster Anschluss hier. // Hm // Und da bin i natürlich gleich mit Haut

⁷¹ Der Begriff *soziales Netz* steht im Folgenden verkürzt für die sozialen *Beziehungen*, die nicht (überwiegend) sachlicher Natur sind, nicht für Leistungen des Wohlfahrtsstaates.

und Haaren verwachsen g'wesen, in dem Club. (AMW-08, 8/11-9/1)

Er ist nicht in den Gasthof gegangen, um Geselligkeit zu finden, sondern weil es Probleme mit seiner Wohnung gegeben hat. Nicht nur das Angebot, auch das Gespräch kommt auf ihn zu: Der Gast sitzt *zufällig* an seinem Tisch; sie unterhalten sich in seiner Darstellung der Ereignisse nicht, sondern der Fremde *führt mit ihm* ein Gespräch. Als sich ihm die Möglichkeit eröffnet, Anschluss an einen Verein zu finden, belebt er sich. Seine Erzählung wechselt in die wörtliche Rede: "von Kind auf, leidenschaftlich" (kegle er); "das stimmt ja", bekräftigt er, als bedürfe es einer Legitimation, von nun an "mit Haut und Haaren" mitzumachen. Nachdem die Zugangsschwelle überwunden ist, wird er sofort aktiv und entfaltet dabei seine sozialen Fähigkeiten. "... sehr viel getan. ... ich hab halt des a bissl gemanagt, des Ganze. Ich hab mi um alles kümmern." (Ebd., 9/2-5)

Der Eintritt in den Kegelclub markiert eine positive Wende: Aus seinem Zustand der Verlorenheit beginnt er ein sozial sehr aktives Leben, eine in seiner Erinnerung sehr gute Lebensphase. Der Verlust des Vereins löst wiederum eine negative Wende aus, die in eine neuerliche soziale Isolation mündet. Eine nicht minder entscheidende Bedeutung hatte seine Vereinsmitgliedschaft in seiner Jugend. Er beschreibt ausführlich seine Empfindungen von Ärger, Frust und auch Angst in seinem Elternhaus und fährt fort: "Aber ich muss sag'n im Verein, da hab ich mich **unwahrscheinlich** wohl g'fühlt. Also da bin i ja **Daheim g'wesen** sozusagen, gel? Oder - damals war Bombenkameradschaft und alles." (AMW-08, 14/7)

Ein Gefühl von Sicherheit und Geborgenheit bezieht auch Elmar Soehnges über seine Freunde.

... **sehr großen** Freundeskreis. Aber davon sind drei vier **sehr sehr gute** Freunde, die ich also schon über lange, lange Jahre, habe. Und das ist eh etwas sehr Schönes, finde ich. **Viel** mehr wert als alles andere. Ehm die kann ich anrufen wann, wann ich will und so weiter. Und eh' das ist - die sind immer da, wenn man sie braucht. Das ist meines Erachtens das das Beste, was es gibt. ... Weil man dann über lange Strecken sich genau kennt und auch eh weiß, wie der andre Mensch ist. ... Ich **glaube daran**, dass es - dass es **alles Bestimmung ist**. Der Mensch findet, **den** Menschen den er finden **muss**. ... In irgendeiner Weise, ist der Austausch doch dann eh **da** also zwischen zwei Menschen. (AMW-04, 10/17-11/9)

Statt Zugehörigkeit über Mitgliedschaft in (formalen oder informellen) Gruppen entscheidet "Seelenverwandtschaft" (auch ein passendes Sternzeichen hält er für bemerkenswert), wer füreinander bestimmt ist, Freund oder Freundin zu sein. Emotionale Sicherheit und Geborgenheit sucht er über Vertrautheit. Nähe braucht *intensiven, persönlichen Austausch*, muss über Einfühlen, Verstehen hergestellt werden. Zuhören können nennt er als besonders liebenswerte Fähigkeit seiner verstorbenen Freundin.

Und was ich geschätzt habe, war also ihre, ihre Ehrlichkeit, ihre Aufrichtigkeit. ... Wir konnten **stundenlang** uns unterhalten. Es gab überhaupt **nichts** worüber uns wir nicht unterhalten konnten. Das war etwas, was ich sehr geschätzt habe also, *obwohl ich das mit, mit allen meinen Freunden eigentlich tue. Wir unterhalten uns immer.* (Hervorh. J.S.) Nur, bei ihr konnte man das besonders gut. (AMW-04, 28/21-29)

"Wir hatten uns immer was zu erzählen." beschreibt Elmar Soehnges die Beziehung zu seiner Mutter, die Beziehung in seinem Leben, die für ihn der Inbegriff der Geborgenheit und Vorbild für

seine Partnerbeziehungen geblieben ist. Sein Freundschaftsmodell schließt das Bedürfnis und die Notwendigkeit ein, dass individuelle Eigenheiten gegenseitig erkundet und geachtet werden. Über seine wichtigsten FreundInnen sagt er an anderer Stelle: "weil man dann über lange Strecken sich genau kennt und auch eh weiß, wie der andre Mensch ist." (Ebd., 10/29) Nicht Ähnlichkeit gibt ihm Sicherheit, sondern sich spiegeln und gegenseitig vergewissern können.⁷²

Während für Elmar Soehnges *das gemeinsame Gespräch das entscheidende Medium ist, das Nähe stiftet*, zu seinen Partnerinnen ebenso wie zu seinen anderen FreundInnen, ist *das unmittelbare, miteinander Tätigsein* das Verbindende in den Liebes- und den freundschaftlichen Beziehungen von Herbert Fest. Für das Scheitern seiner Ehe macht er, neben den unterschiedlichen Prioritäten in der Lebensplanung, die mangelnde Beteiligung der Frau an seinen Freizeitaktivitäten verantwortlich. Sie habe weder sein Interesse am Fußball noch am Tanzen geteilt. "Also unternommen hat mer gemeinsam dann Urlaub, des stimmt. Mein Gott des war's eigentlich schon. An Gemeinsamkeit war wirklich net viel da." (AMW-08, 30/14) Freundschaftlichen Beziehungen jenseits von Sportvereinen hat er noch zu Mitgliedern eines Spielekreises, den er mit seiner Frau aufgebaut hat, unterhalten; Gemeinsame Tätigkeiten und mehr noch solche, die formal geregelt sind wie sportliche Wettkämpfe und Gesellschaftsspiele, geben Verhaltenssicherheit und können zudem Schutz vor offenen Situationen mit einer diffusen Verhaltenserwartung und vor persönlicher Nähe bieten. Vorgegebene Verhaltensregeln sichern Herbert Fest den sozialen Rahmen, in dem er sich kompetent bewegen kann und von Kind an die Erfahrung sozialer Anerkennung gemacht hat. Offene, *informelle* Situationen verlangen dagegen, soziale Differenzen einschätzen und Situationen definieren zu können, um handlungsfähig zu werden, Anforderungen, die von ihm abgewehrt werden oder ihn zumindest sehr beunruhigen, was seine Erzählungen immer wieder belegen. Somit wird verständlich, dass erst die Einladung, in einen Kegelclub zu kommen, ihm eine subjektiv realisierbare Chance bot, nach einer langen Phase der Vereinsamung in der neuen Stadt geselligen, freundschaftlichen Kontakt zu anderen Menschen aufzunehmen. Seine Vorliebe für Gesellschaftsspiele und seine Initiative, sich eine Spielothek zuzulegen, mit der er mit den Freunden seiner Frau (!) nächtelang durchgespielt hat, verweisen in die gleiche Richtung. Sich spielerisch an vereinbarte Regeln halten, strukturiert den sozialen Umgang und lässt wenig Raum für offene Situationen, für informelle Gespräche, bei denen die Beteiligten sich persönlich öffnen. Erinnert sei auch daran, wie er auf einer anstrengenden Erlebnisreise mit seinem Club mit großen körperlichen Schmerzen (akuter Bandscheibenvorfall) umging: Er spielte den witzigen Unterhalter der Gruppe auf eine Art, die eingespielten Ritualen und seiner speziellen Rolle in dieser Gruppe entsprach, und ist noch immer stolz darauf, dass es ihm damals gelungen sei, sein eigenes Befinden, Schmerzen und Enttäuschung, vor allen verborgen zu halten. Eine *"Regelung" oder Ritualisierung der Kommunikation* erleichtern ihm offensichtlich, sich mit anderen Menschen wohl fühlen zu können. Auch eine Beziehung zu einer Frau aufzunehmen, gelang ihm nach jahrelanger Zeit ohne Partnerschaft in einem fest ritualisierten Rahmen: gemeinsames Kegeln im Verein, dann Fortsetzung des Kegeln nach Vereinstreffen, wobei er sie als eine gute Freundin zu sehen begann, und schließlich eine Liebesbeziehung. Der Übergang von in hohem Grade geregelten

⁷² Die Herauslösung des Menschen aus traditionell gewachsenen Bindungen, Glaubenssystemen und Sozialbeziehungen lässt ein Vakuum entstehen, das sich den Einzelnen als Frage nach dem Lebenssinn zeigt. Elmar Soehnges ist ein solch moderner Mensch, der auch im Verlauf des Interviews verschiedentlich die Sinnfrage anspricht. Auf diesem Hintergrund vermischt sich die Sehnsucht nach dem Liebespartner, der -partnerin mit dem "Suchen nach dem eigenen Selbst, bis auf den Grund. Dies wird durch die andere Person erreicht, im Dialog mit ihr, in der Begegnung, in der jeder Anerkennung im anderen sucht, im Akzeptieren, im Verständnis, in der Bestätigung und Befreiung dessen was war, und dessen was ist." (Alberoni 1983, 132 und 67, zit. nach Beck-Gernsheim 1986, 150)

Begegnungen zu einem vertraulicheren, informelleren Umgang zog sich über mehrere Jahre hin.

Die Bedeutung von lokalen Gemeinschaften und räumlicher Distanz für Vertrautheit in persönlichen Beziehungen: Es sei daran erinnert, dass Herbert Fest noch lange Zeit, nachdem er von seinem Heimatort weggezogen war, jedes Wochenende zurückkehrte, um seine Freizeit mit seinen alten Freunden zu verbringen, dass ihn als Student weder das Leben in der Großstadt noch die politische und kulturelle Unruhe der Studentenbewegung interessierten und dass er seine neuerlichen Integrationschwierigkeiten bei seinem zweiten Umzug (innerhalb des gleichen Bundeslandes!) mit Mentalitätsunterschieden erklärt:

Es ist natürlich - von der Mentalität her, muss ich sagen, gibt's manche Probleme. Weil mit ... (diesen Landsleuten, J.S.), des is ne eigne Rasse, doch net **so** zurecht komma ((lacht)) wie man's eigentlich g'wohnt ist. Des is a ganz andre Mentalität. (AMW-08, 7/8)

Elmar Soehnges kennt solches "Fremdeln" nicht. Seine Berufswahl Dolmetscher kommentiert er: "Der Grund war eben, Kontakte mit andern Menschen zu haben und grade mit, mit andern Ländern auch. Eh, ich bin gern, immer sehr gern gereist." (AMW-04, 15/6) Er spricht lebhaft und differenziert über unterschiedliche Länder und erzählt, dass er viele Freunde auf seinen Reisen gefunden habe. Er spielt mit dem Gedanken, im Alter ins Ausland zu ziehen, nennt unterschiedliche Regionen, in denen er sich besonders wohl fühlen würde. An seiner damaligen Partnerin, auf die sich sein obiges "Wir" bezieht, hebt er besonders positiv hervor, sie habe ihm viel gegeben, "mir viel **Neues** gezeigt im Leben, also ehm was ich noch nicht kannte." (Ebd., 28/14) Dass sie aus einem ihm kulturell fremden Umfeld kam, erlebte er ausdrücklich als Bereicherung. Auch bei anderen Freundinnen erwähnt er positiv, dass sie neue Aspekte in sein Leben gebracht haben. Sein Interesse an fremden Ländern ist nicht "folkloristisch", sondern Anteil nehmend. Diese Grundhaltung drückt sich auch in seiner Arbeit als freiwilliger Bewährungshelfer aus. In der gleichen Altersphase, in der Herbert Fest sich an sein altes Umfeld klammert, ist Elmar Soehnges begierig, Neues aufzunehmen:

Da ist man doch noch als **junger** Mensch etwas ehm, ich würde sagen, wie ein Schwamm. Man ist immer begierig, **Neues** aufzusaugen. Man ist eh interessiert an Vielem. ... Wir haben **sehr viel** erlebt. ... Wir waren **überall**. Wir sind in Berlin, London, überall rumgereist, Griechenland usw. und eh es war sehr schön. (AMW-04, 27/3-16)

Es ist zwar eine Frage des kulturellen Kapitals, ob ein Mensch sich mit Leichtigkeit in fremden Welten bewegen kann, aber nicht ausschließlich. Die Lebensumstände der Herkunftsfamilie dieses Biographen lassen nicht vermuten, dass sie ihm diesbezüglich günstige Voraussetzungen boten. Aber sie zwangen ihn mehrmals, sich in eine neue Umgebung und neue Verhältnisse einzuleben: Die beiden ersten Jahre hat er mit seiner Mutter in einer ostdeutschen Großstadtwohnung gelebt, ist dann, weil der Vater gefallen ist, zu Verwandten aufs Land gegeben worden und mit sieben Jahren zu seiner Mutter zurückgekommen; die Wechsel vom Leben in der Stadt zum Landleben und wieder zurück in eine enge Großstadtwohnung haben für das Kind eine große Umstellung bedeutet, was heute noch in seiner sehr anschaulichen Erzählung aus dem Blick des kleinen Kindes zum Ausdruck kommt. Acht Jahre später ist er mit der Mutter in eine westdeutsche Großstadt übersiedelt. (Republikflucht). Das Leben ist wechselvoll geblieben: Durchgangslager, Heirat der Mutter und Familienleben mit vier Stiefgeschwistern, Tod des Stiefvaters.

Elmar Soehnges findet als Erwachsener Beziehungen zu anderen Menschen, die ihm *emotionale Sicherheit und Geborgenheit* vermitteln, vergleichsweise unabhängig von räumlicher und kultureller Nähe zu seinem Herkunftsmilieu. Er pflegt mehrere langjährige, eng vertraute Freundschaften über große Entfernungen und hat nicht nur eine Partnerbeziehung lange Jahre über mehrere hundert Kilometer aufrechterhalten, sondern auch Freunde im Ausland gewonnen.

Entsprechungen von Freundschaftsmustern und Partnerschaftsideal: Das Partnerschaftsideal von Herbert Fest, komplementär und mit sehr festgefühten Vorstellungen über Ehe und Familie (vgl. 4.4.3), und das von Elmar Soehnges, egalitär mit eher allgemeinen Erwartungen, die für jede Art von Freundschaften Gültigkeit haben können, basieren jeweils auf ähnlichen Grundstrukturen wie ihre freundschaftlichen Beziehungen. Es wurde bereits gesagt, dass für Elmar Soehnges ein *kommunikativer Austausch* und für Herbert Fest *gemeinsame Betätigungen* die entscheidenden Medien zur Herstellung von Gemeinsamkeit, sowohl in ihren Liebesbeziehungen als auch in ihren Freundschaften, sind. Auf eine andere Differenz soll noch eingegangen werden: Herbert Fest zieht eindeutige, scharfe *Grenzen zwischen dem Binnenraum der Ehe bzw. Partnerbeziehung und freundschaftlichen Beziehungen*. Solche Grenzen gehören zum Wesen der Institution Ehe, sind aber in seiner Vorstellung - im Gegensatz z.B. zu denen von Elmar Soehnges - besonders ausgeprägt. So hat er auch genaue Vorstellungen darüber, welche Art der Nähe und Vertraulichkeit in eine Paarbeziehung oder eine Familie gehört und diesen Rahmen nicht verlassen darf. Seiner geschiedenen Ehefrau hat er besonders übel genommen, dass sie über Eheprobleme mit ihrer Mutter gesprochen hat.

Hat also alles mit daheim ausdiskutiert und des hab i also **unmöglich** g'funden. Da hat's also g'funk't bei mir. Also da da war i **vollkommen enttäuscht**. Weil ich hab ihr immer g'sagt, des is **unsere Ehe**, des is un -, des geht dene **gar nichts** an. (AMW-08, 31/36)

Seine Empörung richtete sich gegen die Tatsache, dass eine eheliche Auseinandersetzung mit Dritten besprochen wurde; für eine Störung seines Verhältnisses zur Schwiegermutter gibt es keinen Hinweis. Es kann angenommen werden, dass er selbst eine entsprechende Zurückhaltung übt, beispielsweise zu niemandem über seine gegenwärtige Beziehung spricht. Für Elmar Soehnges sind die Grenzen zwischen Paarbeziehung und Freundschaft ungewöhnlich fließend. Er berichtet von mehreren langjährigen "innigen und verbundenen Freundinnen" auf eine Weise, die es teilweise nicht erlaubt zu erkennen, ob er von einer Partnerschaft im Sinn einer Liebesbeziehung spricht oder von einer rein kameradschaftlichen Freundschaft; nur zwei seiner Beziehungen lassen sich eindeutig als Liebesbeziehung identifizieren. Dazu trägt der Umstand bei, dass er generell ein geringes Interesse an Sexualität hat; die Qualität seiner Freundschaften bemisst er daran, wie viel persönlicher Austausch und "innere Übereinstimmung" möglich sind.

Es sei daran erinnert dass eine *Austauschbeziehung mit einem übersichtlichen Geben und Nehmen*, das ebenfalls einer Verhaltenssicherheit dient, die nachbarschaftliche Freundschaft von Herbert Fest prägt. Auch dieser freundschaftliche Umgang, heute neben seiner verheirateten Geliebten einziger persönlicher sozialer Kontakt, basiert, wie sein Partnerschaftsideal, auf einer betont *geschlechtsspezifischen Rollenteilung* und einer sorgfältigen *Ausgrenzung vertraulicher Mitteilungen*. Er hat seine Bekannte mit Erfolg für Bereiche jenseits ihrer engen Häuslichkeit interessiert, die eher einer "männlichen" Interessensphäre angehören. Umgekehrt "bemuttert" sie ihn, kocht für ihn, und er vertraut darauf, dass sie auch für ihn da ist, wenn er gesundheitliche Probleme bekommt. Obwohl er diese Beziehung "eine ganz dicke Freundschaft" nennt, die wesentlich zu seinem psychischen Überleben beitrage, ist er sehr bedacht darauf, dass

persönliche, vertrauliche Mitteilungen aus dieser Freundschaft herausgehalten werden. Am liebsten hätte er seine Beziehung zur verheirateten Geliebten vor ihr verborgen gehalten; d.h. er kennt vermutlich keinen Menschen, mit dem er über das, was ihn zutiefst bewegt, sprechen möchte.

Herbert Fest und Elmar Soehnges sind die zwei interviewten Alleinlebenden, deren soziale Netze - ich möchte sie *traditionelles* bzw. *individualisiertes* nennen - sich in mehrfacher Hinsicht maximal voneinander unterscheiden. Einstellungs- und Verhaltensmuster, die diese beiden Netzwerktypen charakterisieren und aus ihren Erzählungen herauskristallisiert wurden, zeigen jeweils Entsprechungen in anderen Handlungsfeldern. Mit der Orientierung an traditionellen, vertrauten Strukturen von Herbert Fest und dem aufgeschlossen Interesse, mit dem Elmar Soehnges Neuem und Fremdem begegnet, korrespondieren z.B. deren Umgang mit Leitbildern für Partnerbeziehungen. Ehe diese und andere bereits angeklungene Zusammenhänge vertiefend analysiert werden, sollen soziale Einbindungen aus anderen Fallgeschichten und ihre Bedeutung innerhalb der jeweiligen Lebenskonstruktionen vorgestellt werden.

Organisierte Aktivitäten als Schutz vor vertrauter Nähe: Die weitgehendste Ähnlichkeit mit dem traditionellen Netzwerktypen von Herbert Fest weisen die soziale Einbindung von Inge Pechler und von Anni Moosberger auf. Erstere hat in ihrer Jugend neben ihren erfolgreichen Bemühungen, ihre beruflichen Möglichkeiten auszubauen, viel Engagement in einen Sportverein eingebracht, der ihre soziale Welt war. Nach und nach hat sie ihre Aktivitäten in diesem Verein aber ehelichen und familiären Verpflichtungen untergeordnet: mit ihrer Heirat eingeschränkt und, als sie ihre kranke Mutter unterstützte, ganz aufgegeben. Inge Pechler und Herbert Fest haben sich in ihrem Verein profiliert (Geschäftsführung, Organisation der geselligen Reisen, erfolgreiche Jugendtrainerin auf Bundesebene) und darüber ihre soziale Anerkennung bekommen. Der Verlust ihrer Vereinsaktivitäten hat auch im Leben der - ebenfalls jung geschiedenen - Inge Pechler zur Vereinsamung geführt. Während Herbert Fest seine Vereinsbindung aus gesundheitlichen Gründen verloren hat, hat Inge Pechler sich zugunsten der Fürsorge für andere zurückgezogen, eine Prioritätensetzung gemäß dem traditionellen weiblichen Lebensentwurf. Als sie nach Beendigung ihres langjährigen Verhältnisses zu einem verheirateten Mann Anschluss an einen Single-Club gefunden hat, stand für sie weniger eine Partnersuche sondern das organisierte gesellige Clubleben im Vordergrund. Andere freundschaftliche Beziehungen hat die Biographin nicht, keine Freundschaften, in denen sie sich persönlich mitteilt, ausgenommen ihren Partner, mit dem sie vermutlich nur eine sehr begrenzte Vertrautheit teilt.

Auch im sozialen Leben der Anni Moosberger nehmen Freizeitaktivitäten in Vereinen einen breiten Raum ein. Sie engagiert sich aber nicht in einer herausragenden Position in einem bestimmten Verein, sondern *die dörfliche Gemeinschaft ist ihre soziale Welt, in die sie sich eingebunden weiß und aus der sie ihre soziale Sicherheit bezieht*. Und das Vereinleben ist ein zentraler Bestandteil des traditionellen sozialen Dorflebens, an dem sie selbstverständlich teilnimmt. Anni Moosberger ist Mitglied im Trachtenverein, im Schützenverein und im Ski-Club. Mit der Dorfgemeinschaft verbindet sie *Heimat, geselliges Zusammensein, soziale Anerkennung und Hilfe*. "Grad' im Dorf, kennt mer die und die Leute und da weiß mer **auch**, die helfen einem gern. ... Im Ort weiß ich wenn was is, wo ich hin kann." (AFW-01, 3/4) Mit ihrem Trachtenverein hat sie an einem Folklorefest in den USA teilgenommen; die Reise war für sie ein Erlebnis, das ihr durch die Sicherheit der Gruppe (und die günstige Finanzierungsmöglichkeit in diesem Rahmen) möglich wurde. Ihr ist eine Einbindung in ein vielfältiges und gleichzeitig überschaubares Beziehungsgeflecht gelungen, die nicht gefährdet ist. Eine Beobachtung bestätigt die gute Integration der Biographin ins Dorf: Sie holte mich zum Interview vom Bahnhof ab. Auf einem längeren Weg durch den Ort fiel mir auf, wie viele herzliche Begrüßungen sie mit jungen und

älteren Menschen austauschte, oft von ein paar persönlichen Worten begleitet. Auch Anni Moosberger vertraut sich kaum einem Menschen an. "Naja, des is bei mir net so einfach." (Ebd., 23/17) Das größte Vertrauen habe sie zu ihrem in den USA lebenden Stiefbruder, mit dem sie gelegentlich telefoniert. Sich mitteilen zu können, wenn es ihr mal nicht so gut geht oder wenn sie sich über etwas besonders freut, das vermisst sie, wie auch Herbert Fest, am meisten in ihrer Partnerlosigkeit.

Während bei Herbert Fest und Inge Pechler die Begeisterung am Sport mit dem geselligen Leben des Sportvereines verschmolzen sind und für Anni Moosberger das soziale dörfliche Leben, mit dem Vereine untrennbar verbunden sind, und weniger spezifische Vereinsaktivitäten im Vordergrund stehen, gibt es auffallende Gemeinsamkeiten in dem, was diese Alleinlebenden in ihren freundschaftlichen Beziehungen suchen und was sie meiden. *Im Mittelpunkt ihrer sozialen Beziehungen steht, etwas miteinander zu machen*, sei es einen sportlichen Wettbewerb austragen, eine Fernreise mit den Vereinsfreunden erleben oder Traditionen z.B. in einem Trachtenverein zu pflegen. Auch jenseits von Vereinsaktivitäten bevorzugen sie ein geselliges Beisammensein, bei dem man etwas miteinander tut. Anni Moosberger nennt verschiedene Sportarten, die sie in ihrer Freizeit mit Freundinnen ausübe, ohne im gesamten Interview eine bestimmte Freundin zu erwähnen. Private Einladungen scheint sie weniger zu schätzen; sie sei gerne allein, was ihr kaum jemand glaube. Ihr engster Vertrauter ist bis heute ein Familienmitglied, ihr in Amerika lebender Bruder; sie bedauert, aus finanziellen Gründen nicht öfter mit ihm telefonieren zu können.

In offenen, unstrukturierten sozialen Situationen fühlen sich diese Alleinlebenden mit einem traditionellen Netzwerk unbehaglich. Inge Pechler meidet in ihrem Single-Club die rein geselligen Zusammenkünfte. Wichtig ist ihr, dass in diesem Club die Freizeitaktivitäten *organisiert* sind; sie hebt als positiv hervor: "Werden Termine fest g'setzt: Kegeln isch, Wandern isch, Tanzen. Zur Zeit spielen wir dienstags Tischtennis." (AFW-10, 15/2) Wie unbehaglich sich Anni Moosberger und Inge Pechler in unstrukturierten Situationen fühlen, wurde auch während der Interviews deutlich: Sie gehörten zu den wenigen, die einen Fragebogen vermissten und darum kämpften, zumindest Fragen gestellt zu bekommen. In einer offenen Situation von sich zu erzählen, war ihnen sichtlich unangenehm, als konkrete Nachfragen zu beantworten.⁷³ Beide Frauen sind, wie ihren Erzählungen zu entnehmen ist, generell sehr zurückhaltend damit, sich anderen Menschen zu öffnen. Und für beide erweisen sich, wie für Herbert Fest, gemeinsame Aktivitäten und strukturierte soziale Situationen, wie traditionsorientierte oder sportliche Vereine sie bieten, als der ideale Rahmen, ihrem Bedürfnis nach geselligem Umgang nachzukommen und ihre sozialen Kompetenzen zu entfalten. Eine Kehrseite ihrer Zurückhaltung ist, dass sie jenseits solcher strukturierten sozialen Zusammenhänge nicht leicht mit anderen Menschen in Kontakt kommen. Wenn aufgrund kritischer Lebensereignisse, wie dem Ende einer Partnerschaft oder einem Ortswechsel ihr soziales Umfeld weg bricht, kann es schwierig für sie werden, aus eigener Initiative eine neue Verbundenheit herzustellen. Herbert Fest und Inge Pechler kennen beide lange Phasen von Einsamkeit.

In einer Hinsicht unterscheidet sich Inge Pechlers traditionelle Netzwerkorientierung von derjenigen von Anni Moosberger und Herbert Fest: Anders als diese beiden sehr an ihrem

⁷³ Anni Moosberger hatte nach Abschluss des Interviews das Bedürfnis, mir ausführlich zu erklären, dass sie deshalb immer wieder um konkrete Fragen gebeten habe, weil sie nie von sich erzähle. Entgegen meinen Erwartungen, dass Frauen leichter Persönliches von sich mitteilen als Männer, zeigten nur einige *Frauen* ein offenes Unbehagen, frei über sich zu erzählen. Es muss hier offen bleiben, ob dies auch Ausdruck der an anderer Stelle ausgeführten Beobachtung ist, dass geschlechtstypische Unterschiede bei Alleinlebenden weniger stark ausgeprägt sind.

Heimatort orientierten Alleinlebenden ist Inge Pechler wenig heimatverbunden. Während Anni Moosberger als Kind in eine Großfamilie und eine dörfliche Umgebung eingebunden war, lebte Inge Pechler in einer für sie belastenden Enge mit ihrer Mutter und war ausschließlich auf diese angewiesen. Auf diesem Hintergrund hat sie früh ihr Zuhause verlassen und sich in einem fremden Landstrich in die Abhängigkeit ihres späteren Ehemannes begeben. Wegen der Ehe gab sie auch ihr umfangreiches Engagement im Sportverein weitgehend auf. Sie lässt bis heute keine Verbundenheit mit einer Region erkennen, hat immer versucht, Zugehörigkeit einseitig über einen männlichen Partner zu finden. Ihr Wunsch, wieder zu heiraten, gründet sicherlich auch darin, dass ihr dies während ihrer jungen Ehe gelungen ist, sie damals in der wohl glücklichsten Zeit ihres Lebens am sozialen Netz ihres Ehemannes partizipierte, und dass sie nach dem Scheitern der Ehe sehr isoliert war. Ihre Verlassenheit versuchte sie wiederum durch eine Beziehung zu einem (verheirateten) Mann zu mildern. Einzelfreundschaften erwähnt sie in ihrer gesamten Lebenserzählung nicht; ihr "Wochenendpartner" ist vermutlich der einzige Mensch, zu dem sie gegenwärtig eine nähere Beziehung hat.

Während bei Herbert Fest zunächst ein beruflich bedingter Ortswechsel und dann ein gesundheitlich verursachter Abschied vom Sport zum Verlust seines sozialen Netzes führte, haben Verpflichtungen, die zu übernehmen von einer guten Ehefrau und Tochter erwartet wird, und ihre soziale Selbstdefinition als Ehefrau Inge Pechler zum Rückzug aus ihrem vereinsmäßig organisierten sozialen Netz veranlasst. Wie Anni Moosberger bedauert auch Inge Pechler, keine Familie gegründet zu haben, hat aber anders als jene ihre Bemühungen noch nicht aufgegeben, mit einem Partner zusammen zu wohnen und vielleicht noch zu heiraten. Beide Frauen können sich eine Ehe nur mit einer klassischen Rollenaufteilung vorstellen - Inge Pechler allerdings mit der Modifikation, dass sie heute eine Mitarbeit im Haushalt einfordern würde. Ohne Lebensgefährtin fühlt sie sich "heimatlos"; auch deshalb (neben Gründen, die in ihrer Herkunftsfamilie liegen (vgl. Kap. 4.3.3) kann sie sich kein gutes Leben ohne ein gemeinsames Zuhause mit einem Mann vorstellen. Wenn sie beschreibt, wie sie ungebeten die Wohnung des Freundes (der keine konkreten Zukunftspläne mit ihr hat) pflegt und gestalten möchte, wird diese Bedeutung ihrer Wünsche besonders offensichtlich. Anni Moosberger blieb in ihr gewachsenes soziales Umfeld integriert. Ihre nie abgebrochene Einbindung gibt ihr den entscheidenden Rückhalt, nicht zu vereinsamen und auch ohne Ehe und Familie - vor allem eigene Kinder vermisst sie - ein relativ zufriedenes Leben zu führen.

5.2.2 Soziale Einbindung in nicht traditionell orientierten Gruppenzusammenhängen

Die soziale Einbindung von zwei Biographinnen, Susanne Ebenholz und Anja Vielhaber, widerspricht unseren bisherigen Beobachtungen: Einerseits repräsentieren diese Frauen Alleinlebende mit *egalitären Leitbildern*, haben Einstellungs- und Verhaltensmuster, die im hier gemeinten Sinn eindeutig als *individualisiert* angesehen werden müssen. Andererseits sind politische Gruppen, teilweise mit einem hohen Organisationsgrad, seit sie erwachsen sind, der Angelpunkt ihres sozialen Netzes, aus dem heraus großenteils auch ihre Einzelfreundschaften entstanden sind. (Vgl. Fallrekonstruktion und Kap. 4.3.1) Damit stellt sich die Frage, ob die Neigung, Zugehörigkeit und Geborgenheit über eine intensive Gruppeneinbindung zu erleben, nur dann mit den beschriebenen "traditionsorientierten" Haltungen verbunden ist, wenn die bevorzugten Gruppen *bestimmte*, beschreibbare Strukturen haben, oder ob die These insgesamt verworfen werden muss. Bevor wir uns der Gruppeneinbindung dieser beiden Frauen zuwenden, ist ein vergleichender Blick auf einige allgemeine Unterschiede ihrer freundschaftlichen Beziehungen zur traditionellen Netzwerkorientierung wichtig.

Susanne Ebenholz lebt, wie Elmar Soehnges, in einem *umfangreichen* Netzwerk freundschaftlicher Beziehungen, was ihr die Gewissheit gibt, gut aufgehoben zu sein. Neben ihren politischen Gruppenzusammenhängen hat sie einige nahe, langjährige Freundinnen. Mit ihnen *tauscht sie auch ihre inneren Befindlichkeiten aus* in einem Maß, wie sie das mit ihren Liebespartnern nicht für möglich hält. Zu ihren Freundinnen - eine, mit der sie besonders vertraut ist, lebt mehrere hundert Kilometer entfernt - hat sie deshalb eine eigenständige Beziehung, die mehrere Partnerbeziehungen überdauert hat. Anders als Inge Pechler, die freundschaftliche Kontakte hinter Partner- und Familienbindungen zurücktreten lässt, und Anja Vielhaber, deren Beziehungen zu Frauen gelegentlich durch ihre Partnerbeziehungen störanfällig sind, opfert Susanne Ebenholz ihre Freundschaften nicht ihren Partnerbeziehungen, pflegt beide in einer relativen Unabhängigkeit voneinander. Es sei daran erinnert, dass sie nach einigen Monaten des frisch verliebten Unzertrennlichseins auf mehr räumlicher Separierung bestand, weil sie ihre Freunde vernachlässigt habe. Als sie mit ihrem Partner in eine fremde Stadt zieht, leidet sie darunter, zu sehr auf seine Zuwendung angewiesen zu sein.

Dass sie ihren Freundschaften eine entscheidend wichtige Bedeutung für ihr Leben beimisst, zieht sich wie ein roter Faden durch ihre Erzählung. Mit 14 Jahren hat sie ihre "erste Freundin" gefunden, bewertet dieses Ereignis im Rückblick als die erste Wende zum Besseren in ihrem Leben. Mit diesem Mädchen habe sie sehr persönliche Erfahrungen aus ihren Familien ausgetauscht. Über einen ähnlich intensiven Austausch mit einer späteren Freundin sagt sie:

Wir haben uns einmal die Woche unser Leben erzählt, so bis nachts um zwölf, und sehr viele Gemeinsamkeiten gefunden. Und mit der hab ich auch heute noch (über eine mittlerweile große räumliche Entfernung, J.S.) Kontakt und ja, wie gesagt, also wir verstehen uns phantastisch. Wir gucken uns an und dann fangen wir an zu quatschen, ja? Das - ich denke, das war ganz wichtig für mich. (Ebd., 17/22)

Freundinnen haben verbindet sie mit einem problemfreien Leben; den Bericht über einen neuen Abschnitt in ihrem Leben beginnt sie: "Ich hatte 'nen großen Freundeskreis, oder Freundinnenkreis, irgendwie hatte ich gar keine Probleme." (AMW 15, 10/13) Neben der *großen Bedeutung von nahen Einzelfreundschaften* einschließlich dem Bedürfnis und der Fähigkeit, *sich persönlich zu öffnen*, und dem Aufrechterhalten von *Freundschaften auch über räumliche Entfernungen* ist die *Verschiedenartigkeit von Freundschaften* charakteristisch. So sucht sie bewusst soziale Orte auf, an denen sie Menschen trifft, die andere Einstellungen und Lebensstile repräsentieren als diejenigen ihres unmittelbaren Umfeldes, und knüpft dort Freundschaften an.

Anja Vielhaber unterscheidet sich in ihren Wünschen nach einem vielfältigen Netz von Freundinnen nicht von Susanne Ebenholz und Elmar Soehnges. Und es ist ihr elementar wichtig, die eigenen Gedanken und Befindlichkeiten in ihren Freundschaften *und* in ihren Liebesbeziehungen mitteilen zu können und sich verstanden zu fühlen, was sich auch in dem sich über fünf Stunden erstreckenden Interview (das durch die Interviewerin beendet werden musste) niederschlug. Enge und gleichzeitig langfristige Freundschaften gab es aber kaum in ihrem Leben, was sie besonders im Hinblick auf Frauen bedauert. "Ich habe nie so etwas wie eine Busenfreundin gehabt. Das hätt ich **immer** gern gehabt. Eh ich brauchte jemand zum Reden." (AFW-11, 56/23) Frauen tauchen in ihren Erzählungen überwiegend als Konkurrentinnen in einer Partnerbeziehung auf. Dennoch sagt sie, sie seien ihr sehr viel näher als Männer. Im Alltag bewegt sie sich fast ausschließlich unter Frauen. Es sei daran erinnert, dass sie beruflich in einem Frauenprojekt arbeitet, sich seit über 20 Jahren in diversen Frauenprojekten engagiert, mit einer Frau in einer Zweierwohngemeinschaft wohnt und es Freundinnen sind, mit denen sie ihre Freizeit verbringt. Sie bedauert, fast nur mit

Frauen zusammenzusein.

Anja Vielhaber hat, auch darin gleicht sie Elmar Soehnges, eine ausgeprägt *kosmopolitische Orientierung*. Das unterscheidet diese beiden Alleinlebenden auffallend von denjenigen mit einem traditionell orientierten sozialen Netz. Fremde Länder und Kulturen faszinieren sie gleichermaßen. Der Reiz, der für sie von unbekanntem Welten und neuen Erfahrungen ausgeht (vgl. für Vielhaber 4.4.1), war auch ausschlaggebend für die Berufs- bzw. Studienwahl von ihnen (Ethnologie und Dolmetscher) und hat in die Partnerwahlen von beiden hineingewirkt. Anja Vielhaber begründet, warum sie mit dem Gedanken gespielt hat, einen Nichteuropäer zu heiraten:

"Es ist etwas **ungeheuer** Exotisches einen - ehm, mit einem Mann zusammen zu sein aus einer **völlig** anderen Kultur. Dazu kommt, dass er ... (benennt Ethnie, J.S.) Herkunft ist und **das merkte** man auch einfach." (Ebd., 45/30)

Sie hat mit dem Gedanken gespielt, mit ihrem ausländischen Freund in dessen Heimat eine Familie zu gründen.

Der Lebensmittelpunkt von Anja Vielhaber und Susanne Ebenholz liegt in politischen Gruppenzusammenhängen, die mehr als alle anderen sozialen Bezüge Kontinuität in ihr Leben bringen. Was ist nun charakteristisch für diese gruppenorientierte Einbindung im Vergleich zu der von Herbert Fest, Inge Pechler und Anni Moosberger? Mehr noch als dies für das gegenwärtige Lebensgefühl von Anja Vielhaber gilt, vermitteln diese Gruppen Susanne Ebenholz, seit sie ihr Elternhaus verlassen hat, Geborgenheit, soziale Heimat. In ihrer Mitte kann sie sich beispielsweise weit vortrauen mit einem gewagten Flirt. In der Fremde ist ihr erstes Bemühen, wieder eine solche Gruppe zu finden. Durch ihre neuerlich gelingende Integration kompensiert sie den Verlust lebendigen Großstadtlebens und kultureller Anregungen, der sie zunächst bedrückte. Ihre Strategie, Fremdheit bei einem Ortswechsel durch den Beitritt in eine Gemeinschaft zu überwinden, die der aufgegebenen ähnlich ist, entspricht dem Vorgehen von Herbert Fest; auch das Zugehörigkeits- und Geborgenheitsgefühl, das beide in ihren Gruppenzusammenhängen erleben, gleicht sich. Die Unterschiede liegen in den *Spielregeln* und *Strukturen*. Susanne Ebenholz spielt innerhalb ihrer politischen Gruppe mit Lust die Rolle der "Renegatin", befürchtet nicht, deshalb emotional abgelehnt zu werden. Dies ist zwar in politischen Gruppen nicht selbstverständlich, sondern Ausdruck der sozialen Sicherheit der Biographin und ihrer persönlichen Stellung innerhalb der Gruppe; aber sich auseinandersetzen zu können, gehört dennoch zum Selbstverständnis solcher Gruppen, die sich *die Auflösung bestehender sozialer Strukturen* zum Ziel gesetzt haben.⁷⁴ "Ausdiskutieren" und "Konsensfindung" gehören zu den festen Ritualen der politischen Initiativen, in denen Anja Vielhaber sich seit etwa 1970 engagiert. Diese Gruppen aus dem Spektrum der "neuen Bewegungen" weisen selbst einen *hohen Informalisierungsgrad* auf, worauf bereits mit Blick auf partnerschaftliche Beziehungen im Milieu der Protestbewegung ausführlich eingegangen wurde. *Differenz*, "Ausdiskutieren", *Konsensfindung* sind ein wichtiger Bestandteil des Selbstverständnisses der Gruppen, denen Susanne Ebenholz und Anja Vielhaber sich zugehörig fühlen; darin unterscheiden sie sich wesentlich von den traditions- oder sportorientierten Vereinen, deren überlieferten und idealerweise unhinterfragten formalen und informellen Spielregeln von den

⁷⁴ Susanne Ebenholz hat innerhalb einer *kadernmäßig* orientierten linken Gruppierung eine antiautoritäre Außenseiterrolle. Im Vergleich mit traditionellen Vereinen und ihren Satzungen gehörte, trotz einer straffen Organisation, die streitbare Diskussion um die Ziele und Strategien der Organisation zum Selbstverständnis der Gruppen.

Alleinlebenden mit einem traditionell orientierten Netzwerk ja gerade als entlastend erlebt wurden.

Ein weiterer Unterschied liegt in der *Grenzziehung zwischen Gruppe und Privatheit*. Im Hinblick auf die Einbindung in traditionell orientierte Gruppenzusammenhänge wurde herausgestellt, dass ihr eine Tendenz zu Eigen ist, Privates und persönliche Befindlichkeiten aus ihnen herauszuhalten. Dagegen sind in den politischen Gruppen, in die Susanne Ebenholz eingebunden ist, *die Grenzen zwischen aufgabenbezogenem und privatem Zusammensein sehr fließend*; das gilt in extremer Ausprägung für die Wohngemeinschaften der Hausbesetzerszene, in denen Anja Vielhaber gelebt hat. (Vgl. Kap. 4.3.1) Diese verschiedenartigen Grenzziehungen zwischen dem, was in die Gruppen und Vereine gehört, und dem, was als "privat" gilt, spiegelt sich wider in den unterschiedlichen Grenzen zwischen Partnerbeziehungen und Freundschaften.

Im Verständnis von Herbert Fest ist eine *Ehe bzw. Liebesbeziehung der einzige Ort, an dem sehr persönliche Informationen richtig aufgehoben sind*. Das Innen und Außen definiert sich für ihn jeweils durch Zugehörigkeit oder Nichtzugehörigkeit zu einer *Institution* (Ehe, Paarbeziehung, Verein) und ist von den jeweiligen Personen relativ unabhängig. (Vgl. auch in der Fallrekonstruktion die Beziehung zu seiner Ehefrau.) Dramatische, sehr intime Auseinandersetzungen, die Susanne Ebenholz und Anja Vielhaber erinnern, fanden teilweise in Gegenwart von FreundInnen, GenossInnen und MitbewohnerInnen statt, ohne dass diese Rollen immer klar voneinander getrennt waren. Obwohl sich heute beide Frauen von diesem "Psychochaos" distanzieren, liegt ihnen weiterhin eine Grenzziehung zwischen Paarbeziehung als einzig legitimem Raum für vertrauten, intimen Austausch einerseits und Freundschaften, die die Mitteilung sehr persönlicher Befindlichkeiten ausschließen, andererseits fern.

5.2.3 Gruppeneinbindung auf Distanz

Die soziale Einbindung von zwei Alleinlebenden, Hannelore Rossbach und Wolfgang Radspieler, zeigt sowohl charakteristische traditionelle als auch typisch individualisierte Merkmale. Wolfgang Radspieler legt großen Wert darauf, gut in das soziale Leben seiner Kleinstadt integriert zu sein und sich aktiv an der Nachbarschaftshilfe zu beteiligen, die in diesem gewachsenen Milieu üblich ist, geht auch gern in seine lokale Stammkneipe und ist Mitglied in einem Tennisclub. Für ihn spricht gegen ein Zusammenwohnen mit seiner Freundin, die in einer benachbarten Großstadt lebt, auch dass er dieses kleinstädtische Leben vorzieht. Wie Hannelore Rossbach, deren Freundeskreis weitgehend mit dem Reitsport verbunden ist und die selbst Mitglied eines Reitervereins ist, hat auch er eine Neigung, gerne etwas mit anderen Menschen zusammen zu tun, aber gleichzeitig auch eine innere Distanz zu ihnen zu wahren. Enge, vertraute Einzelfreundschaften pflegen beide nicht. Soweit weisen die sozialen Bindungen dieser beiden Alleinlebenden Parallelen auf mit denen von Anni Moosberger und Herbert Fest, den "Vorzeigefällen" für ein traditionell orientiertes Netzwerk. Aber Hannelore Rossbach und Wolfgang Radspieler haben weder ein komplementäres Partnerschaftsideal, noch identifizieren sie sich wie diese mit den genannten sozialen Umfeldern, die damit eine andere Bedeutung für sie bekommen. Hinter ihrer inneren Distanz gegenüber ihrem sozialen Netz verbergen sich biographische Konstellationen, die ihnen früh *Strategien im Umgang mit differenten Umwelten* abgenötigt haben. Beide Alleinlebende haben in ihrer Jugend intensive Außenseitererfahrungen gemacht und sich mit widersprüchlichen Weltanschauungen auseinandersetzen müssen.

Wolfgang Radspielers Familie war in der ehemaligen DDR einem Misstrauen ausgesetzt, das zur

(zweiten) Flucht der Familie führte; in der BRD blieb dem Jungen als "Kommunist" das Gymnasium versperrt. Er hat schon als Heranwachsender aktiv einen eigenständigen politischen Standort gesucht, indem er seine Erfahrungen in beiden Systemen verglichen hat. Auch die Mittellosigkeit der Familie, die im Kontrast zu ihrem gewohnten sozialen Status stand, war wenig günstig für eine soziale Eingliederung, was ihr dennoch gelang; nur die Mutter hielt sich eher abseits. Das lässt auf eine beträchtliche soziale Integrationsleistung des Biographen schließen, zumal er sich nicht auf Kosten eigener Überzeugungen angepasst hat, was Äußerungen aus unterschiedlichen Lebensbereichen, z.B. zu seinem politischen Ruf innerhalb der Behörde belegen. Welch tief greifenden Einschnitt und Verlust der abrupt erzwungene Wechsel seiner Umgebung in seinem Alltagsleben bewirkt hat, spiegelt sich in seiner Erzählung: Aus der Zeit vor der zweiten Flucht seiner Familie - er war damals dreizehn Jahre alt - erzählt er überwiegend von abenteuerlichen Spielen in einer Clique von Jugendlichen, kein Wort über das Familienleben, nach der Flucht von Problemen *innerhalb* der Familie, für deren Bewältigung er sich mitverantwortlich fühlte. Gleichaltrige tauchen nicht mehr auf. Es sei daran erinnert, dass Herbert Fest als Jugendlicher in seiner Clique von Peers eine Fluchtmöglichkeit vor der unerfreulichen Atmosphäre in seiner Familie hatte.

Hannelore Rossbach kommt, wie erinnerlich, aus einer altkommunistischen Familie, was immer wieder dazu geführt hat, dass sie unter ihren AltersgefährtenInnen eine Sonderrolle einnahm. Die Isolation ihrer Familie wurde durch ein abweisendes Verhalten ihres depressiven und despotischen Vater verstärkt, das möglicherweise eine Auswirkung seiner politischen Verfolgung war. Solange sie sich zurückerinnern kann, hat sie ihre Freizeit in nachbarschaftlichen Kindercliquen, weltanschaulich (sozialistisch) ausgerichteten Jugendgruppen, Sportvereinen, Musikbands verbracht. Sie berichtet lebhaft, *was sie zusammen gemacht haben*, eine *persönliche Nähe* beinhalteten diese freundschaftlichen Beziehungen offensichtlich nicht. Auf eine Frage nach Jugendfreunden antwortet sie: "Ne, ich hatte - so gefühlsmäßig hatte ich selten irgendwie (räuspern) - das war meistens immer mehr oberflächlich so in der Gruppe drin, ja." (AFW-05, 18/15) Eine Freundin habe sie selten gehabt, weil Mädchen, anders als Jungen, "hinterhältig" seien. Diese Abwertung ihrer Geschlechtsgefährten könnte ein Hinweis darauf sein, dass ihr die gefühlbetontere Freundschaftskultur von Mädchen - z.B. sich Geheimnisse anvertrauen und über eigene Empfindungen sprechen - unheimlich geblieben ist. Später zwang ihre lesbische Lebensweise Hannelore Rossbach, sich mit ihrer Beziehung zu ihrer Umwelt auseinander zu setzen. Sie ist trotz ablehnender Haltung ihres Umfelds mit ihrer Freundin zusammengezogen, aber ohne sich offen auseinander zu setzen - eine Strategie, die die Distanz zur Umwelt vergrößert. "Ich muss mein Privatleben ja nicht unbedingt an die Öffentlichkeit zerren." (AMW-05, 36/13)

Beide Alleinlebende sind also nicht beständig in einem geschlossenen Milieu aufgewachsen, dem sie sich ganz hätten zugehörig fühlen können. Ihre soziale Integration heute ist eine gewählte oder bewusst geleistete, zu der sie eine innere Distanz haben. Aktive Teilhabe am sozialen Leben der Umgebung, Nachbarschaftshilfe und solidarisches Verhalten haben Wolfgang Radspieler geholfen, sich in einer neuen, kulturell und ideologisch fremden Welt zurechtzufinden, und sie entsprechen seiner humanitären und politischen Lebensanschauung. Besonders prägnant kommt seine Haltung in seiner Berufsauffassung als Jugendamtsleiter - sowohl in der Einstellung den Klienten gegenüber als auch im Umgang mit seinen Mitarbeitern - zum Ausdruck und wenn er problematisiert, dass seine Mutter sich nicht integriert habe, "wie das eigentlich so im Dorf ist". Dass Nachbarn heute, wenn das Orientierungsvermögen der alten Frau nachlässt, ein Auge auf sie werfen und verständnisvoll mit ihr umgehen, beruhe allein auf *seinen* guten Kontakten. Seine Freude am geselligen Leben kommen ihm dabei entgegen. Er bedauert im Zusammenhang mit der Betreuung seiner Mutter, gegenwärtig zu wenig Zeit für die Kontakte im Dorf zu haben, nicht mehr

seine Stammkneipe zu besuchen.

Diese beiden Alleinlebenden suchen, wenn sie in einem Verein mitmachen oder sich sonst an Aktivitäten mit Menschen in ihrer Umgebung beteiligen, nicht nach Kontinuität mit ihrer vertrauten, heimatlichen Umwelt, sondern es ist eine *reflektierte innere Distanz* gegenüber ihrem sozialen Netz zu spüren, die im Gegensatz steht zur *ungebrochenen Identifikation* von Anni Moosberger mit dem ihren und von Herbert Fest mit seiner verlorenen kleinstädtischen Jugendwelt und später seiner Vereinswelt. Sehr deutlich wird der Unterschied der gegenwärtigen sozialen Einbindung auf dem Hintergrund der Lebensgeschichte im Vergleich von Anni Moosberger und Wolfgang Radspieler: Das dörfliche Beziehungsnetz ist *ihr* vertraute Heimat und Ort ihrer emotionalen Sicherheit, und nur kurzfristiges Entfernen löst bei ihr Unbehagen aus. Dass etwas "anders ist" als zuhause, verbindet sie mit unangenehmen Empfindungen. *Er* fühlt sich zwar auch wohl in seinem Wohnort, zeigt aber keine heimat- oder traditionsverbundenen Motive, sondern begründet die Lebensqualität der Kleinstadt aus einem distanzierend vergleichenden Blick. Auch reist er sehr gerne und spielt mit dem Gedanken, im Ruhestand einen zweiten Wohnsitz auf seiner Lieblingsinsel im Ausland zu haben.

Hannelore Rossbach und Wolfgang Radspieler unterscheiden sich in ihrer sozialen Einbindung von Elmar Soehnges und Susanne Ebenholz, den beiden Vorzeigefällen für Alleinlebende mit einem individualisierten sozialen Netz, vor allem dadurch, dass sie *keine intensiven Einzelfreundschaften* pflegen und auch in ihren freundschaftlichen Beziehungen ein sehr großes Bedürfnis nach persönlicher Distanz haben. Individuelle, vertiefte Freundschaften jenseits ihrer Paarbeziehungen haben sie beide vermutlich (soweit dies den Lebenserzählungen zu entnehmen ist) nie erlebt. Die Erzählungen von Wolfgang Radspieler erwecken den Eindruck, dass er zu keinem Menschen eine vertrauliche Beziehung unterhält außer zu seiner Partnerin und an dieser schätzt, dass sie gern spontane Reisen mit ihm unternimmt, aber weniger gegenseitige persönliche Anteilnahme von ihm fordert, als seine getrennt lebende Frau dies tat - der entscheidende Konfliktpunkt der gescheiterten Ehe. Auch Hannelore Rossbach hat den Anspruch ihrer früheren Partnerin, sich mehr mitzuteilen, als die größte Belastung in ihrer damaligen Liebesbeziehung erlebt; dieser Dauerkonflikt hat entscheidend zum Ende der Partnerschaft beigetragen. Auch diese Alleinlebende grenzt sich früh und aktiv ab, wenn ihr jemand zu nahe tritt und "bohrt", wie sie es nennt. Die Interviews von Hannelore Rossbach und Wolfgang Radspieler waren beide davon geprägt, dass meine GesprächspartnerInnen nicht gerne über ihre inneren Befindlichkeiten sprechen und auch keine Übung darin haben. *Er* wich sehr geübt auf "Fakten" aus (vgl. Kapitel 4.3.2); das Gespräch mit *ihr* verlief für uns beide zunächst über lange Strecken quälend, obwohl sie sich sehr bemühte, mir entgegenzukommen. Sie vermisste einen Fragebogen und litt wahrnehmbar unter der Anforderung, frei von sich zu erzählen. "Fragen Sie irgend wat, ich bin da sehr **untalenti**ert drin, ich rede **selten** über mich." (AFW-05, 2/10; vgl. die Gesprächsbereitschaft von Anja Vielhaber und von Susanne Ebenholz, letztere bot ein weiteres Gespräch an.) Dieser Unsicherheit von Hannelore Rossbach entspricht keine Angst vor unbekanntem Situationen, die sich lebenspraktisch lösen lassen - diesbezüglich hat sie mit Recht viel Selbstvertrauen. Sie berichtet zwar verschiedentlich von Unternehmungen mit Freunden, steht aber nach eigenen Aussagen niemandem unter ihnen besonders nahe. Sie hat, wie an anderer Stelle beschrieben, generell ein großes Rückzugsbedürfnis. Ihr engster Vertrauter ist, wie bei Anni Moosberger, ihr Bruder; einen innigen Umgang hat sie auch mit ihrer Lieblingsnichte. Hannelore Rossbach und Wolfgang Radspieler strahlen beide eine große Kompetenz aus, sachbezogene und kameradschaftliche Beziehungen zu anderen Menschen pflegen zu können. Sie sprechen beide verschiedentlich von sehr guten Kollegenkontakten, und in ihren Erzählungen wie in ihrer unkomplizierten Gastfreundschaft (anlässlich der Interviews) vermittelten sie den Eindruck, dass man mit ihnen gut

"Pferde stehlen" kann. Miteinander Sport treiben und andere Aktivitäten setzen sie - so möchte man meinen - kompetent als *Medium im freundschaftlichen Umgang mit anderen Menschen* ein und gleichzeitig als *Mittel, Abstand zu halten*.

In ihrem Bedürfnis nach persönlicher Distanz gleichen diese Alleinlebenden Anni Moosberger und Herbert Fest, ohne deren Sinn für Tradition und deren Heimatgebundenheit zu haben. Die Gruppenzusammenhänge, in denen sie sich bewegen, bieten diesen Schutz. Ihre Neigung, gesellige Kontakte *ohne eine strukturierte gemeinsame Aufgabe* zu meiden, ist mehrfach belegt. Hannelore Rossbach hat beispielsweise die Angewohnheit, während Silvesterfeiern bei Freunden keinen Alkohol zu trinken, weil sie sich vor Mitternacht alleine zurückzuziehen pflegt. Die anlässlich eines Jahreswechsels häufig entstehende diffuse Erwartung von Nähe und Mitteilungsbereitschaft flieht sie. Sehr anschaulich wird dieser Zusammenhang zwischen der Vorliebe für gemeinsame Gruppenaktivitäten mit vorgegebenen Verhaltensstrukturen und einem Unbehagen, unmittelbaren Kontakt zu Menschen aufzunehmen, auch in ihren Überlegungen zu ihrer Urlaubsplanung. Sie bemüht sich, für ihre Urlaubswochen eine Gruppenaktivität zu finden; mit mehreren Leuten auf einem Segelschiff unterwegs sein, findet sie eine ideale Konstellation. "Die beste Alternativlösung ist es auf einem Segelschiff, ja, da ist das - von vornherein ist das ganz klar." (AFW-05, 37/23) Ferien ohne Vorgaben für eine unverfängliche Gemeinsamkeit hat sie dagegen als problematisch in Erinnerung. Wenn sie nicht besonders gut drauf sei, könne es passieren, dass sie zwei Wochen allein sei. Lieber bleibt sie, wie im Jahr des Interviews, in den Ferien zuhause; sie habe sich "phantastisch erholt." Alleine zu verreisen, ist ein Problem, was viele Alleinlebende kennen; es scheint aber vor allem denjenigen ein Unbehagen zu schaffen, die auch in ihrem Alltag ein soziales Netz bevorzugen, in dem vorgegebene Aktivitäten im Mittelpunkt stehen. Bei Hannelore Rossbach kommt hinzu, dass sie ein Gruppenleben, um gemeinsame Unternehmungen organisiert, von Jugend an eingeübt hat und sich in einem solchen Rahmen sicher fühlt.

Zur unterschiedlichen Bedeutung, die gemeinsames Tun für Hannelore Rossbach und Wolfgang Radspieler einerseits und für Herbert Fest, Anni Moosberger und Inge Pechler andererseits hat, gehört auch, dass für erstere der Sport selbst Priorität gegenüber dem Vereinsleben hat. Pferde sind Hannelore Rossbachs Leidenschaft, und deshalb sucht sie vor allem nach idealen Bedingungen für ihr eigenes Pferd und den Reitsport; d.h. konkret, dass sie ihre Vereinsmitgliedschaft von den entsprechenden Rahmenbedingungen abhängig macht. (So hat sie auch kürzlich ihren Reit-Club, in dessen Vorstand sie war, wegen der Qualität des Reitstalls gewechselt.) Wolfgang Radspieler erwähnt seine Mitgliedschaft im Tennisclub nur einmal: Er habe das Tennisspielen aus zeitlichen Gründen einschränken müssen, sollte aber wieder mehr für seine Figur tun. Das Vereinsleben selbst scheint für ihn ebenfalls keine oder nur eine untergeordnete Rolle zu haben. Man könnte diese beiden Alleinlebenden sozial integrierte EinzelgängerInnen nennen. Er vermittelt eine hohe Zufriedenheit mit seiner Lebenssituation, sie drückt eine stärkere Ambivalenz zwischen dem Wunsch nach "guten Freunden" und ihrem Distanzbedürfnis aus - ein Unterschied, der sicher auch darin begründet liegt, dass sie im Gegensatz zu ihm nicht in einer Partnerschaft lebt.

5.2.4 Sozialer Rückzug auf dem Hintergrund biographischer Hypothesen

Abschließend soll noch kurz auf den (in Kapitel 4.6 beschrieben) weitgehenden sozialen Rückzug von zwei Alleinlebenden - Gabi Schlichting, die räumlich und emotional eng an ihr Elternhaus und Herkunftsmilieu gebunden geblieben ist, und Günther Höhler, der sich auf der bewussten Ebene radikal davon abgesetzt hat - eingegangen werden. Ihr völlig zurückgezogenes Leben ist keine

Folge des Alleinlebens; sondern ihre Sozialisationsgeschichte in der Herkunftsfamilie (eine subjektiv positiv bzw. eine schmerzlich erlebte missbräuchliche Bindung durch einen Elternteil) hat zur Beziehungslosigkeit geführt. In beiden Lebensgeschichten sind Übergriffe des Vaters eine biographische Hypothek geblieben, die es ihnen unmöglich gemacht hat, eigenständige Beziehungen zu anderen Menschen aufzunehmen, sich in ein soziales Umfeld zu integrieren.

Obwohl die kulturellen (Phantasie)Welten von Gabi Schlichting und Günther Höhler entgegengesetzte sind - sie hat sich nie von ihrem kleinbürgerlichen Elternhaus distanziert, hält die Erinnerung an ihren Vater hoch und verbringt ihre Tage mit der Pflege seines Grabes und des (Eltern-)Hauses; Günther Höhler lebt in einer phantasierten Gegenwelt zu seinem Herkunftsmilieu - leben doch beide heute in einer vergleichbaren Isolation. Diese beiden Alleinlebenden haben innerhalb ihres sehr reduzierten Lebens eine Struktur und eine innere Welt gefunden, die ihm Stabilität geben und sogar eine gewisse Zufriedenheit mit der eigenen Lebensgestaltung möglich machen - Gabi Schlichting hat mir mit großem Stolz das von ihr aufwendig hergerichtete Elternhaus gezeigt, und Günther Höhler grenzt seine reiche Phantasiewelt mit Befriedigung von der "Primitivität" seiner Eltern und ihrer sozialen Umgebung ab.

5.2.5 Charakteristika der sozialen Einbindung nach traditionellem Muster und nach individualisierten Muster - eine Gegenüberstellung

Soziale Einbindung nach traditionellem Muster:

- S** Die soziale Einbindung soll dann traditionell genannt werden, wenn *das Herkunftsmilieu an lokale Gemeinschaften gebunden ist und die Alleinlebenden ihre sozialen Beziehungen durchgehend an den Werten und Spielregeln dieses Milieus orientieren.* Soweit ihre Integration in ihr vertrautes lokales Umfeld erhalten bleibt, beziehen diese Alleinlebenden daraus ein Gefühl von Geborgenheit.
- S** Diese Alleinlebenden messen einer *anerkannten Mitgliedschaft in einer überschaubaren Gemeinschaft*, wie ein Verein oder eine Clique, eine hohe Bedeutung zu, um sich zugehörig und gleichzeitig akzeptiert zu wissen. Das Erfüllen einer vorgegebenen Rolle bzw. von Erwartungen, die dieser Gemeinschaft "selbstverständlich" unterstellt werden, hat für ihre soziale Anerkennung Vorrang gegenüber einem Herausstellen der eigenen Individualität. *Differenzen sind deshalb eher störend als Mittel zur vorteilhaften Profilierung.*
- S** Die Werte und Leitbilder, die ihren sozialen Beziehungen einschließlich den Paarbeziehungen zugrunde liegen, erscheinen ihnen unhinterfragbar; dahinter verbirgt sich die *Unterstellung einer allgemein gültigen Wertegemeinschaft.* Sind diese Alleinlebenden aus ihrer vertrauten Umgebung herausgerissen worden, erschweren ihre Haltungen, die ihnen zu sozialer Anerkennung und Einbindung in ihrem alten Umfeld verholphen haben, die Aufnahme neuer sozialer Beziehungen.
- S** Eine Formalisierung des sozialen Umgangs durch *ingespielte Traditionen und Sitten*, oft auch eine Vorliebe für "Spielregeln" bei Freizeitaktivitäten, dienen ihrer Entlastung im sozialen Umgang, weil sie die Erfordernis von spontanen Situationsdefinitionen und Aushandlungsprozessen reduzieren.

- S Sie haben ein *komplementäres Partnerschaftsideal*, d.h. sie stellen traditionelle geschlechtsspezifische Rollendefinitionen nicht infrage, was ebenfalls eine Komplexität innerhalb des Geschlechterverhältnisses mit den nötigen Aushandlungsprozessen eingrenzt.

- S Sie betonen den *institutionellen Charakter der Ehe* - und eingeschränkt der nichtehelichen Paarbeziehung, wodurch die Außengrenzen der Paarbeziehung gegenüber Freundschaften relativ undurchlässig werden und *die Ehe zum einzigen legitimen Ort für expressives intimes Verhalten, einem Austausch innerer Befindlichkeiten wird*.

- S Die festen Zuweisungen an Ehe einerseits und freundschaftliche Beziehungen andererseits begründen auch *ein komplementäres Verhältnis zwischen Ehe bzw. Paarbeziehung, und Freundschaften*, sodass Bedürfnisbefriedigungen, die der Ehe zugeschrieben werden, sehr umfassend festgeschrieben sind und nicht in Freundschaften kompensiert werden können. Dieser unersetzbare Charakter der Ehe führt dazu, dass Alleinlebende mit einer traditionellen Netzwerkorientierung ihre Ehelosigkeit als Verfehlen eines elementar wichtigen Lebenszieles erleben. Verstärkt wird dieses Defiziterlebnis durch das komplementäre Partnerschaftsideal, das diesem traditionellen Muster immanent ist, und das im Sinne einer autonomen Persönlichkeit einer gegengeschlechtlichen Ergänzung bedarf.

- S Auch intensive Einzelfreundschaften nach traditionellem Muster beinhalten wenig Mitteilungsbereitschaft über innere Befindlichkeiten, sondern beruhen auf dem gegenseitigen Vertrauen, miteinander "durch Dick und Dünn" gehen zu können, sind also eher handlungs- als mitteilungsorientiert.

Soziale Einbindung nach dem individualisierten Muster:

- S Die Alleinlebenden, deren soziale Einbindung individualisiert genannt wird, pflegen *intensive Einzelfreundschaften*, die eine große Offenheit bezüglich der Mitteilung auch persönlicher Befindlichkeiten einschließen können.

- S Ihre Verbundenheit mit anderen Menschen ist *unabhängiger von räumlichen Distanzen*; langjährige Freundschaften können über große Entfernungen aufrechterhalten werden.

- S Für die soziale Akzeptanz ist es wichtig, dass die *individuelle Besonderheit gegenseitig wahrgenommen und anerkannt wird*. Das schließt ein, dass kulturelle und weltanschauliche Differenzen auch als Bereicherung wahrgenommen werden; eine universell gültige Wertegemeinschaft setzen sie nicht mehr voraus.

- S *Wenn sie intensiv in Gruppenzusammenhänge eingebunden sind*, dann beruhen deren Spielregeln weniger auf eingespielten Traditionen und Sitten, sondern diese Gruppen sind eher *neuen Bewegungen zuzuordnen*, das Durchsetzen von Veränderungen im Verhältnis zur Umwelt und Aushandlungsprozesse im Binnenverhältnis gehören zum Kern ihres Selbstverständnisses.

- S *Die Exklusivität der Institution Ehe verliert für sie an Bedeutung*, und zwar in zweifacher Richtung: Die Grenzen zwischen verschiedenen Arten bzw. Stadien einer Paarbeziehung werden fließend, aber auch die zwischen Freundschaften und Paarbeziehung. So kann eine Ehe nach der Trennung in eine Freundschaft übergehen, oder das Vertrauen in

die Dauerhaftigkeit einer Freundschaft kann größer sein als in die in eine Paarbeziehung. Zudem nehmen feste Vorannahmen darüber, was in einer Paarverbindung und was in einer Freundschaft idealerweise miteinander geteilt wird, ab. *Das Partnerschaftsideal ist egalitär*, was vielfältigere Aushandlungsprozesse über die konkrete Beziehung erforderlich macht.

- S** *Die Entgrenzung der Ehe*, d.h. die weniger festgelegten Zuschreibungen an die Ehe bzw. eine eheähnliche Beziehung und an Freundschaft, *gibt Freundschaften weiter reichende Möglichkeiten, die Ehelosigkeit und gegebenenfalls das Nichtvorhandensein einer festen Paarbeziehung zu kompensieren*. Das bedeutet aber nicht, dass in Zeiten ohne Partnerbindung Freundschaften vernachlässigt und in Zeiten fehlender Partnerbindung reaktiviert werden; im Gegenteil haben Freundschaften in einem individualisierten Netzwerk eine so umfassende Tragweite, dass ihnen gerade deshalb *unabhängig von einer Partnerbindung* eine so weitreichende Bedeutung zukommt.

Kein anderer Lebensbereich nimmt einen so hohen Einfluss auf die Lebenszufriedenheit von Alleinlebenden wie ihre soziale Einbindung.⁷⁵ Wir sind Alleinlebenden begegnet, die reichhaltige und tragfähige Freundschaften haben, durch die sie Zuneigung, Austausch und Bestätigung erfahren und ihr Vertrauen beziehen, in Krisen aufgefangen zu werden, und die nicht zuletzt in ihrem Alltagsleben Interessen und Freizeit mit FreundInnen teilen. Ihr soziales Netz macht es ihnen möglich, ein emotional und kulturell reichhaltiges Leben ohne eigene Familie und gegebenenfalls ohne Partnerschaft zu führen; ihre freundschaftlichen Beziehungen bilden das Fundament ihrer Lebenszufriedenheit. Wir sind aber auch Alleinlebenden begegnet, die sehr zurückgezogen leben und mehr oder weniger offen darunter leiden. Das letzte Kapitel dieser Arbeit wendet sich aus einer gemeinwesenorientierten Perspektive noch einmal ausführlich Schwachstellen der sozialen Einbindung Alleinlebender zu. Im Folgenden sollen noch zwei Ergebnisse der vorangegangenen Analysen diskutiert werden, die auf den ersten Blick paradox anmuten und gängigen Klischees über Alleinlebende widersprechen.

- S** *Alleinlebende, deren soziale Einbindung einem traditionellen Muster folgt (in überschaubaren lokalen Gemeinschaften wurzelt oder sich an deren Spielregeln orientiert), leben mit einem größeren Risiko, ihnen nahe stehende Menschen zu vermissen, Menschen, mit denen sie sich emotional offen austauschen können, als diejenigen, die "entwurzelte" leben und unterschiedlichen sozialen Welten auch über größere räumliche Distanzen verbunden sind.*

- S** *Gerade diejenigen Alleinlebenden unserer Studie, die die geringste Familienorientierung haben und am ehesten in das Bild des freiwillig bindungslosen Singles (mit tendenziell über große räumliche Entfernungen verstreuten, sehr heterogenen Freundschaften) passen, sind vergleichsweise gut in ein soziales Netz eingebunden und zeigen oft ein vielfältiges gesellschaftliches oder soziales Engagement.*

⁷⁵ Dabei muss allerdings angemerkt werden, dass Belastungen durch existentielle Lebensprobleme in der Untersuchungsgruppe weitgehend nicht vorhanden waren. Keine(r) der Alleinlebenden berichtete von gesundheitlichen Einschränkungen, die finanzielle Unterstützungsleistungen oder personelle Hilfeleistungen erfordert hätten. Und nur einer befand sich in einer finanziell bedrückenden Lebenslage; er war dauerarbeitslos und lebte von Sozialhilfe; dennoch war auch für ihn seine materielle Lebenssituation gegenüber seiner Abschottung von anderen Menschen zweitrangig.

Beides mag zunächst diejenigen überraschen, die einer nicht erzwungenen Ehe- und Familienlosigkeit eine egozentrisch überzogene Vorstellung von Selbstverwirklichung unterstellen, die mit einer generell geringen Bindungsbereitschaft einhergeht und - so mancher Boulevard-Moralist - mit dem Preis der Einsamkeit bezahlt werden müsse. Eine Erklärung liegt in den verschiedenartigen Kompetenzen und Haltungen, die eine soziale Integration in einem traditionellen Umfeld mit untereinander dicht verknüpften Bindungen oder aber in einem offenen, pluralen Umfeld begünstigen. Die Alleinlebenden, denen es besonders gut gelungen ist, freundschaftliche Beziehungen unabhängig von lokal gebundenen Gemeinschaften zu unterhalten, und die mit mehreren Menschen enge Bindungen mit einem vertrauten persönlichen Austausch pflegen, zeigten in hohem Maße Haltungen wie z.B.: Neues als positiven Reiz erleben; Sensibilität, wenig formalisierte Situationen einschätzen zu können; Reflexivität; Bereitschaft zum Aushandeln und lebenslangem Lernen. Es sind Kompetenzen, die nötig sind, jenseits eines vertrauten sozialen Raumes herauszufinden, wer die eigenen Interessen und Werte teilt, sich wohl zu fühlen unter Andersdenkenden, Möglichkeiten zum Anknüpfen von Beziehungen wahrzunehmen. Diese Haltungen helfen ihnen, in einem unübersichtlichen, pluralen Umfeld eigenständig soziale Beziehungen frei zu wählen und einzugehen. Sich in einem lokal gebundenen, traditionell orientierten sozialen Umfeld emotional wohl zu fühlen und dessen Erwartungen an das eigene soziale Verhalten zu erfüllen, verlangt andere soziale Kompetenzen: das fraglos Gemeinsame in den Mittelpunkt der sozialen Beziehungen stellen, Differenzen, individuelle Eigenheiten und subjektive Befindlichkeiten eher zurückhalten. Tradierte und ritualisierte Spielregeln, die in einer kulturell heterogenen Welt auf Unverständnis stoßen können und den Zugang und die Kommunikation mit anderen Menschen erschweren, bekräftigen in einer kulturell homogenen Umwelt Vertrautheit. Und vor allem: Ritualisierungen erleichtern, sehr Persönliches zurückzuhalten.

Emotional in einem traditionellen sozialen Milieu verwurzelt geblieben sein und gleichzeitig eine ungebrochene Orientierung an traditionellen Leitbildern und Einstellungsmustern haben, birgt, sofern der Lebensplan Familiengründung nicht eingelöst werden kann, die Gefahr des Rückzugs und der Vereinsamung - vor allem dann, wenn durch erzwungene Ortswechsel die alltägliche Einbindung verloren geht.⁷⁶ Und dies aus mehrfachen Gründen: Einerseits sind diese Einstellungsmuster mit einem komplementären Partnerschaftsideal verbunden, ein Ideal, das mehr als ein egalitäres nach einer Ehe oder eheähnlichen Lebensgemeinschaft zur Ergänzung verlangt. Weil die Alleinlebenden, die traditionellen Leitbildern verhaftet geblieben sind, auch in neuer Umgebung wieder vorzugsweise die Nähe zu Menschen mit ähnlichen Einstellungsmustern suchen und auf deren Wertschätzung angewiesen sind, spiegeln auch ihre Freunde und Bekannten ihnen, dass ihnen, den Ehelosen, Wichtiges in ihrem Leben fehlt. Dieser Verdopplungseffekt macht das Alleinleben mit traditionellen Einstellungsmustern zusätzlich prekär.

In einem sozial dicht vernetzten, traditionellen Milieu aufgewachsen und integriert zu sein, erschwert die Revision einer traditionellen Lebensplanung, die Ehe und Familiengründung einschließt. Bleibt die vertraute soziale Einbindung erhalten, dann kann das soziale Netz Allein-

⁷⁶ Einen unfreiwilligen Verlust traditioneller Strukturen haben zum Beispiel viele Alleinlebende aus den neuen Bundesländern erlebt, deren Arbeitskollektive und Clubs aus Zeiten der DDR auseinander gebrochen sind. Diese Alleinlebenden - es waren unter den von uns befragten in den NBL vorwiegend arbeitslos gewordene Frauen mittleren Alters - sind diejenigen BiographInnen, die in besonderem Maße Gefahr laufen zu vereinsamen. Von ihren persönlichen Voraussetzungen gleichen sie den Alleinlebenden mit traditionellen Netzwerken, die ihnen aber durch aufgezwungene Umbrüche verloren gegangen sind.

benden eine wichtige Stütze sein, trotz uneingelöstem Lebensziel ein sozial aktives Leben zu führen und sich in diesem Vertrauensumfeld geborgen zu wissen. Alleinlebende, die *mental* einem solchen Herkunftsmilieu verhaftet geblieben sind und *de facto* ihre vertrauten Bindungen verloren haben, gehen dagegen ein größeres Risiko der sozialen Isolation ein als diejenigen Alleinlebenden, die nicht nur *de facto*, sondern auch emotional "entbettet" (Giddens) sind. Der Erwerb von sozialen Kompetenzen, die nötig sind, um sich aktiv in einer enttraditionalisierten, informalisierten Welt bewegen und aus eigener Initiative soziale Beziehungen anknüpfen und gestalten zu können, wird durch das Festhalten an vertrauten Orten, eingespielten Traditionen und Sitten zur Sicherung der sozialen Integration erschwert. Dies ist ein Grund, warum Alleinlebende, deren soziale Integration nicht an ein raumbundenes Milieu geknüpft ist, die "entwurzelter" leben, paradoxerweise günstigere Voraussetzungen haben, neue Gelegenheiten für ihre Wiedereingliederung wahrnehmen zu können.

Eine kontinuierliche emotionale und faktische Einbindung in lokale Gemeinschaften wird zunehmend seltener möglich sein; sie ist deshalb kein zukunftsweisender Weg, mögliche Defizite in einem Leben ohne Einbindung in eine eigene Familie ausgleichen zu können. Sie schützen aber gerade Alleinlebende noch aus anderen Gründen weniger als ein urbanes Leben mit höher individualisierten sozialen Beziehungen: Die sozialen Strukturen in gewachsenen, kleinen Gemeinschaften bieten kaum Freiräume und Erlebnismöglichkeiten, durch die ein Leben frei von Familienpflichten in urbaner Umgebung bereichert werden kann. Das Anwachsen der Zahl allein lebender Menschen ist eine Facette von universellen Entbettungsprozessen (Giddens) der Moderne. Sowohl die Risiken sozialer Desintegration als auch Chancen zur freieren Gestaltung mitmenschlicher Beziehungen, die aus neu gewonnener Autonomie erwachsen, treffen Menschen, die nicht in eine Ehe und Familie eingebunden sind, unmittelbarer.

5.3 Wechselwirkungen von beruflicher Einbindung und Lebensform

Es hat zunächst überrascht, dass die interviewten Alleinlebenden, die im Zentrum dieser Arbeit stehen (also in der zweiten Hälfte der 40er Jahre geboren und in den alten Bundesländern lebend), relativ wenig über ihre Berufsarbeit und über die Aspekte ihres Alltags, die in einer Verbindung zu ihrer Erwerbsarbeit stehen, gesprochen haben. Viele haben erst auf Nachfragen mehr erzählt als formale Eckdaten ihrer Ausbildung und ihrer Erwerbsbiographie. Ein weiteres Ergebnis der vorliegenden Studie erstaunt: Die interviewten Alleinlebenden weisen, gemessen an der beruflichen Platzierung ihrer Eltern und auch an ihrer eigenen Ausbildung, überwiegend keine erfolgreichen Berufskarrieren auf - weder im Hinblick auf ihre berufliche Position, noch auf ihren materiellen Lebensstandard. Und sie bekunden überwiegend auch kein großes Interesse an beruflichen Karrieren.

Im Folgenden werden zunächst - wieder anhand einer Fallgeschichte - *vielfältige Bedeutungsinhalte des Erwerbslebens* für Alleinlebende freigelegt. Nachdem zusätzlich wieder weitere Fälle zur Kontrastierung und Ergänzung hinzugezogen werden, kann dann differenzierter die Bedeutung untersucht werden, die der Erwerbsarbeit im Alltagsleben und in der Lebensplanung von Alleinlebenden, gegebenenfalls auch jenseits von beruflichem Erfolg - gemessen an Einkommen und Berufsposition - zukommt.⁷⁷

5.3.1 Berufstätigkeit als Stützpfeiler im Alltag

Die bewegte Berufsbiographie von Anja Vielhaber, über die, von Kurzinformationen im Rahmen von Hintergrundkonstruktionen abgesehen, auch sie erst auf meine Nachfrage gegen Ende des langen Interviews informiert, zeichnet sich durch ein ausgeprägtes Bildungsbedürfnis der Biographin, einen hohen Anspruch an die Arbeitsinhalte und dennoch eine relativ bescheidene und zudem ungesicherte Berufsposition aus. Charakteristische Facetten ihres beruflichen Werdegangs - Vernetzung der sozialen Welten und der gleichermaßen im Berufsleben und in Freundschaften gültigen Faszination der Biographin Neuem und Fremdem gegenüber sind bereits in anderen Kontexten ausführlich zur Sprache gekommen. (Siehe Kapitel 4.3.1 und 5.3.2.) Zunächst noch mal in Stichworten der berufliche Werdegang von Anja Vielhaber: Nach der Volksschule besucht sie die Handelsschule und arbeitet anschließend sechs Jahre als Sekretärin, beginnt dann mit 26 Jahren ein betriebswirtschaftliches Studium an der Fachschule. Zwei Jahre später wechselt sie zur Fachhochschule, wo sie ein Studium der Sozialarbeit nach drei Semestern mit Erfolg abschließt, wobei ihr drei Semester ihres Wirtschaftsstudiums anerkannt werden. Dreieinhalb Jahre übt sie ihren Beruf als Sozialarbeiterin aus und geht dann zur Universität, wo sie fünf Semester lang ein ausgefallenes Studium betreibt, finanziert über ein Hochbegabtenstipendium. Nebenher macht sie das Abitur nach. Es folgt ein sechsmonatiger Studienaufenthalt in Brasilien. Ihre Arbeiten dort will sie vermutlich als Material für ihre Dissertation verwenden. Sie kehrt für vier Monate zurück und verbringt dann noch mal drei Monate in Brasilien. Sie ist mittlerweile 35 Jahre alt. Nach ihrer Rückkehr aus Südamerika setzt sie ihr Studium "nur noch sehr halbherzig" fort und jobbt zehn Jahre lang an verschiedenen Arbeitsplätzen, wobei sie ihre Büroausbildung und -erfahrung

⁷⁷ Wohlrab-Sahr (1995) zeigt am Beispiel von Zeitarbeiterinnen komplexe Berufsstrategien auf, die im landläufigen Verständnis als Misserfolg bezeichnet werden müssen, sich auf der Folie biographischer Aufgaben - in diesen Fällen der Bewältigung biographischer Unsicherheit - aber sehr wohl als Erfolg interpretieren lassen.

einsetzen kann. In der Zwischenzeit wird ihr mitgeteilt, dass ihre Dissertation, die sie nach eigener Einschätzung vier Jahre nach ihrem Auslandsaufenthalt fertig gestellt hat, nicht mehr angenommen wird. Erst mehrere Jahre später, mit 47 Jahren exmatrikuliert sie sich ohne einen Abschluss ihres Zweitstudiums und sucht sich mit Erfolg Arbeit als Sozialarbeiterin, die allerdings nur mit einem kurzfristigen Arbeitsvertrag verbunden ist. Z.Zt. des Interviews macht sie eine Zusatzausbildung für einen speziellen Beratungszweig in diesem Beruf.

Die Berufsbiographie von Anja Vielhaber ist - in einem üblichen Sinn - nicht erfolgreich, eine Einschätzung, die die Biographin teilt. Zum Zeitpunkt des Interviews ist sie fast 50 Jahre alt und noch in einem ungesicherten Arbeitsverhältnis. Sie schätzt ihre beruflichen Aussichten als schlecht ein. "Mit 50 wird man zu teuer" sagt sie auf dem Hintergrund, dass die Kommune, der wichtigste Arbeitgeber im sozialen Bereich, zunehmend sparen muss. Als besonders negativ empfindet sie, dass ihre Berufstätigkeit inhaltlich nicht ihren "Fähigkeiten und Qualifikation und Kenntnissen" entspricht. Sie arbeitet in einem Frauenprojekt und macht dort "Verwaltung und Organisation. Und Beratung und Telefon. Und die Korrespondenz." (84, 8) Viele der Arbeiten könne man auch bezeichnen "als Hausarbeit - im strengen Sinn." (86, 23) Ob die Biographin ihren Alltag beschreibt oder über ihre Zukunftswünsche spricht oder ihr Leben rückblickend evaluiert, immer wieder spricht sie über die berufliche Unterforderung, die sie auch gleichzeitig müde mache. "Ich tue wirklich was ... der Tag geht irgendwie ... und ich hab' - bin dann immer kaputt, aber ich weiß nicht so richtig, was ich eigentlich getan habe." (86, 17) Sie kontrastiert diese Arbeit mit der unbezahlten Arbeit, die sie in der früheren, aktiven Phase der Frauenbewegung in verschiedenen anspruchsvollen Projekten geleistet hat. Jetzt wisse sie eigentlich erst, was diese Arbeit wert gewesen sei. "Und das hat mir immer so den, den Ausgleich gegeben, so ganz subjektiv, was ich eigentlich kann, ehm, und ein Feedback." (96, 19) Heute richtet sie sich bewusst darauf ein oder hat sich damit abgefunden, dass sie "wohl immer die Freizeit als Ausgleich nehmen (wird, J.S.) genau dafür, für 'ne nicht adäquate Berufsplanung." (96, 26)

Sie wird weiterhin ihre Erfahrungen und Kompetenzen in unbezahlte Projekte einbringen; aber dieses Arrangement bekommt nun einen bewusst kompensatorischen Charakter. Ihre Berufsarbeit und die Arbeit, die ihr ganzes Können verlangen und ihr Bestätigung geben, sieht sie jetzt auseinander fallen. Die sie unterfordernde Berufsarbeit und deren relativ bescheidene Bewertung, gemessen an Einfluss, Geld, Prestige, sind der Preis, den sie heute für ihre "nicht adäquate Berufsplanung" bezahlt, die ja gerade auf einer *Verbindung von Arbeit und Privatheit, Interesse und Kompetenz* beruhte. Nun wäre es aber sehr verkürzt, die Folgen ihrer Bildungs- und Berufsstrategie auf den erreichten formalen Abschluss, der weit unter ihren Bildungsanstrengungen liegt, und auf ihre unsichere Arbeitsplatzsituation zu reduzieren. Es hieße auch, den Reichtum zu übersehen, der durch diese Bildungs- und Lebensstrategie in ihre gegenwärtigen Arbeits- und Lebenssituation einfließt. Worin besteht dieses "Kapital"? Und was waren die Charakteristika ihrer Berufs"planung"?

Ihrer heutigen Einschätzung, keine ihren Qualifikationen und Fähigkeiten entsprechende Arbeit zu haben, wahrscheinlich auch nicht mehr finden zu können, liegen Wissen und Fähigkeiten zugrunde, die sie sich im Laufe ihrer "Umwege" erworben hat und die als *Überschussqualifikationen* heute die Basis für ihr, alles in allem, reichhaltiges *Arrangement zwischen Gelderwerb und unbezahlten Tätigkeiten* sind. Dazu gehören formal erworbene Qualifikationen (Handelsschule einschließlich langjähriger Büroerfahrung an sehr gegensätzlich organisierten Arbeitsplätzen, Wirtschaftsfachschule, Sozialarbeitsstudium und nicht zuletzt wissenschaftliches Arbeiten "und noch sehr viel rum- noch zusätzlich studiert") ebenso wie informelle, so ihr Selbstvertrauen und ihre Fähigkeit, Kooperationen aufzubauen und überregional, auch international organisieren zu

können, ihre vielfältigen Milieukenntnisse ("Häuserkampf" einschließlich Wohngemeinschaft in dieser Szene, "Lehrlingsarbeit", "Frauenszene", multikulturelle Erfahrungen im Ausland und in der Ausländerarbeit, aber auch traditionelle wirtschaftliche Großorganisationen, Handwerk und intellektuelles Milieu). Und schließlich hat sich über diesen bewegten Bildungs- und Berufsweg ihre Haltung von *Neugierde, Bildungsbereitschaft, lebenslangem Lernen und hoher Flexibilität* herausgebildet bzw. verfestigt. Wie wichtig ihr Südamerika-Aufenthalt war und bis heute geblieben ist, kommt auch im folgenden Zitat zum Ausdruck, in dem die zahlreichen sprachlichen Abbrüche von der noch immer aktuellen emotionalen Nähe zeugen.

Zum Beispiel auch so ein Jahr lang ins Ausland zu - also fast ein Jahr lang ins Ausland zu gehen ... Das - was für mich so 'ne Zeitrechnung war: Vor und Nach - ne ganz - ganz lange ich auch von - mit gezehrt habe. Weil's ein **unendlich** einschneidendes Erlebnis war. (90, 32)

Gemessen an ihren *formalen Bildungsbemühungen* und ihren *Überschussqualifikationen* hat Anja Vielhaber beruflich wenig erreicht, und ihr Fazit: "Und eigentlich, wenn ich ehrlich bin, hätt' ich schon Lust gehabt, auf der anderen Seite des Schreibtisches mal zu sitzen." (97, 9) entspricht dieser Einschätzung. Aber die Haltungen und die Erfahrungen, die ihr einer zielstrebigem Verfolgung einer erfolgreichen Berufskarriere im Wege standen, liegen ihrer Bereitschaft und Fähigkeit zugrunde, sich immer wieder zu arrangieren und dennoch kreativ neue Wege zu finden.

Aber **auch damit** (mit schlechten Arbeitsmarktchancen, J.S.) hab ich inzwischen meinen ((lacht)) Frieden geschlossen. Sonst kann man damit nicht umgehen. Sonst kann man nicht mehr Phantasie entwickeln, was andres da draus zu machen oder, ehm, überhaupt noch mal zu gucken, was lässt sich denn noch alles machen. (97, 2)

Diese Haltung, aus der heraus sie auch die Zusatzausbildung begonnen hat, und ihre vielfältigen Tätigkeiten in ihrer "Freizeit" - politische Initiativen, Selbsthilfeprojekt, ihr ehemaliges Studiengebiet nun "als Hobby" -, die eine Fortsetzung ihrer aktiven, aber spontanen, "planlosen" Lebensführung sind, bilden ein wichtiges Element ihrer gegenwärtig relativ hohen Lebenszufriedenheit trotz ihrer unmittelbar unbefriedigenden beruflichen Situation.

Anja Vielhaber begründet explizit ihr positives Lebensgefühl mit all den Erfahrungen, die sie *statt* einer zielstrebigem Karriere gemacht hat. Sonst hätte sie "wahrscheinlich nur einfach das Leben meiner Eltern und die Drumherum reproduziert." (90, 14) Aber sie reflektiert nicht, dass ihre Bereitschaft, sich immer wieder in Situationen zu begeben, die ganz vieles verändern, wie sie es nennt, die Kehrseite ihrer beruflichen Planlosigkeit ist. Sie selbst macht die zehnjährige Phase des Jobbens nach ihrem Auslandsaufenthalt für ihre gegenwärtige ungünstige berufliche Situation verantwortlich: "beruflich ein **unheimliches Loch**". Es war die Phase ihrer Desorientierung und ihres psychischen Zusammenbruches, deren Hintergründe (vordringlich das Auseinanderfallen ihres sozialen Umfeldes aus den Spät-Achtundsechzigern) an anderer Stelle analysiert sind. (Vgl. Kapitel 4.3.1) In diesen Jahren hat sie endgültig den Anschluss an eine Erfolg versprechende berufliche Laufbahn verloren; dennoch ist ihre Deutung nicht hinreichend: Ihr biographisches Handlungsschema, das ihre Prioritätensetzungen und Entscheidungen bestimmt, ist bereits wesentlich früher angelegt.

"Ich habe nie Karriere geplant. ... Und ich hab' auch nie Berufsausbildung geplant. Ich hab' aber auch mir nie Gedanken darüber gemacht, was könnt ich eigentlich machen?" (95, 27) So kommentiert Anja Vielhaber ihre beruflichen Entscheidungen bis zu dem Zeitpunkt, als sie zur

Sozialarbeit zurückgekehrt ist und anschließend eine Zusatzausbildung begonnen hat. Die Triebfeder ihrer Weichen stellenden Entscheidungen sind, neben ihrer großen Neugierde, die sich auch in einem nicht endenden Bildungshunger ausdrückt, ein starkes Verlangen nach *Intensität im Augenblick*, das *langfristiger Planung* in all ihren Lebensbereichen entgegengestanden hat.

Erinnert sei an einzelne Stationen: Ihre Entschlüsse, ihren Beruf als Sekretärin für ein Studium aufzugeben und ihre langjährige Verlobung zu lösen, sind unmittelbar miteinander verzahnt und beide motiviert durch ihren Erlebnishunger, ihre Lust auf neue Welten (das kulturelle und soziale Umfeld der späten 68er: Frauenbewegung, "Häuserkampf", "Lehrlingsarbeit" etc.), aber nicht auf ein konkretes Zukunftsziel hin ausgerichtet. Ihr Studienfach, gleichermaßen Ausdruck von Wissensdurst und Abenteuerlust, habe sie "traumhafterweise" ergriffen, "obwohl ich wusste, dass es (eine berufliche Verwertung, J.S.) eigentlich nie klappen würde." (94, 1) Sich voll reinbegeben, ohne zu wissen oder darüber nachzudenken, wie es weitergeht, ist ihre Handlungsstruktur in ihren Liebesbeziehungen wie in ihren Bildungs- und Berufsentscheidungen. Um ihren Studienaufenthalt in Brasilien hat sie sich ebenfalls bemüht, weil sie eine große Chance gesehen hat, in einer ihr fremden Kultur leben zu können. ("Es war einfach unser Traum"; 8, 11) Wissenschaftliche und berufliche Möglichkeiten erwähnt sie nicht in ihren ausführlichen Erzählungen; sie stellt sie auf jeden Fall bei ihrem zweiten Studienaufenthalt in Südamerika, der durch eine Liebesgeschichte motiviert ist, hintan. Sie will sich darüber klar werden, ob sie in diesem Land bleiben will. Mögliche Konsequenzen für Studium und Beruf spielen in diesem Entscheidungsprozess offensichtlich keine Rolle, sondern wieder die Intensität des Lebensgefühls und gleichzeitig schmerzliche Erfahrungen, dass kulturelle und sprachliche Grenzen einen emotional nahen Austausch behindern.

Anja Vielhaber hat, als ihre Lebensweise im Rahmen der Spätachtundsechziger, die sich auch als verlängertes Moratorium bezeichnen lässt, zusammengebrochen war, auch mithilfe ihrer Psychoanalyse, ihre Prioritäten neu geordnet. Sie bedauert nun ihre anspruchslose Berufsarbeit und "kompensiert damit, dass ich in der Freizeit ganz andere Sachen immer gemacht hatte." (96, 1) Wie ich aufgezeigt habe, gelingt ihr das nur aufgrund der gleichen Handlungsschemata, die für ihre wenig zufrieden stellende berufliche Situation verantwortlich sind.

Aus ihrer relativ bescheidenen Berufstätigkeit und ihren gelungenen außerberuflichen Kompensationen darf aber nicht geschlossen werden, dass ihr gegenwärtiger Berufsalltag unwichtig für sie ist, im Gegenteil. Das folgende Zitat - eine Begründung, warum sie nicht gerne in Urlaub fährt - verweist auf ganz subtile Leistungen, die der geregelte Arbeitstag erbringt.

Im Moment bin ich eigentlich ganz froh, dass ich, eh, arbeiten kann, weil **das** ist der einzige, eh, Stützpfeiler in meinem Alltag, wo ich mich wieder finde und wo ich mich **fühle**, wo ich ein Feedback bekomme. Und so krieg ich das nicht. Also die politische Gruppe ist nicht das Feedback. Und die Wohngruppe (Wohnen im Alter, J.S.) ist auch nicht das Feedback. Eh **ja**, die Arbeit muss im Grunde ein Stück weg für - dafür stehen, dass ich alleine lebe. (86, 3)

Schauen wir uns diese Passage, in der die Biographin sich Mühe gibt zu erklären, warum ihre Arbeit z.Zt. ihr "einziger Stützpfeiler" im Alltag sei, genauer an. Eine Arbeit, die gleichermaßen als langweilige Routine und besonders ermüdend empfunden wird, gibt dem Alltag eine sehr *feste zeitliche Struktur* und kann auf diese Weise zu einem wichtigen Stützpfeiler werden. Wie die Informantin uns ihren "normalen Tagesablauf" schildert einschließlich der Therapiesitzungen vier mal die Woche und erzählt, was sie sonst noch tut, vermittelt sie eher den Eindruck, dass ihr eine

ausgeglichene, fast kunstvolle *Balance zwischen Beruf, außerberuflichem Engagement, Kultur und Muße* gelungen ist. Ein Bedürfnis nach vorgegebener zeitlicher Strukturierung ist wenig plausibel.

Sie teilt weiter mit, dass ihr ihre berufliche Arbeit, über die sie, im Gegensatz zu ihren anderen Tätigkeiten, wenig Interessantes zu sagen weiß, dennoch viel mehr bedeutet als ihre anderen Aktivitäten und fügt gleich hinzu: "Und **das**, obwohl ich sagen muss, dass die Arbeit, die ich im Moment mache, nicht **die** ist, die ich mir wünsche." Die Betonung deutet darauf hin, dass sie selbst darüber erstaunt ist, zumindest annimmt, dass ihre ZuhörerIn sich wundern muss, kann sie doch ihrer Arbeit kaum etwas Positives abgewinnen. Es folgt eine Beschreibung routinemäßiger Organisationsarbeiten (die auszugsweise oben wiedergegeben ist), deren Charakter sie mit repetitiven "Hausarbeiten" vergleicht. Die Inhalte ihrer beruflichen Tätigkeit empfindet sie also als uninteressant und gerade deshalb als ermüdend. Was ist es denn? Sie "findet sich wieder", sie "fühlt sich", sie "findet Feedback". Auf diese Weise wird die Arbeit zum "*Stützpfiler*" für ihren *Alltag*. Versuchen wir, genauer zu verstehen, was sich hinter den eher vagen Ausdrücken verbirgt.

Sie findet ein Feedback, ein Echo durch die Menschen, mit denen oder für die sie arbeitet. Sie kann sich selbst "fühlen", wahrnehmen. An ihrem Arbeitsplatz erlebt sie einen *kontinuierlichen wechselseitigen Austausch, der ihr Anerkennung verschafft und ihr ihre eigene Identität erfahrbar macht*.⁷⁸ Die sozialen Erfahrungen an ihrem Arbeitsplatz können diese identitätsstützende Funktion offensichtlich besser erfüllen als die (mittlerweile) kurzzeitigeren und unverbindlicheren sozialen Beziehungen im Zusammenhang mit ihren übrigen Aktivitäten jenseits ihrer Erwerbstätigkeit - warum dies so ist, bleibt zunächst noch offen.

Wochenenden und Urlaub erlebt Anja Vielhaber als Zeiten, in denen sie nur mühsam den sozialen und kommunikativen Austausch herstellen kann, der ihr so wichtig ist. Nicht nur der wechselseitige Austausch über ihre Berufsarbeit, sondern auch die sozialen Beziehungen, die sie in Arbeitsgruppen und Initiativen erlebt, fehlen ihr dann; denn diese finden in der Regel abends an Werktagen statt.

Also ich hab jetzt die letzten, (3) sagen wir mal zwei Jahre, fand ich die Wochenenden also nur einen Horror. Jedes Wochenende, was kam, hieß, dass ich erstens alleine in der Wohnung bin. Meine Mitbewohnerin ist Wochenendfahrerin. Hm meine meisten Freunde sind dann mit ihren Freunden, Männern und Kindern unterwegs. Und ich war dann immer richtig froh, dass es wieder Montag ist und ich dann wieder reden kann. (84, 29)

Die arbeitsfreien Tage verbringen ihre Freundinnen gemeinsam mit ihren Partnern oder Familien. Auch ihre Mitbewohnerin hat ein Zuhause, von dem die Biographin ausgeschlossen ist. Ihr muss die Arbeit "ein Stück weg" die Familie ersetzen, "dafür stehen, dass ich alleine lebe." Gefragt, was sie in den nächsten Jahren noch erreichen möchte, nennt sie, neben einer adäquaten Berufstätigkeit und einer besseren Wahrnehmung ihrer eigenen Wünsche, eine Wohngemeinschaft.

⁷⁸ Wohlrab-Sahra macht darauf aufmerksam, dass beruflicher Erfolg im landläufigen Verständnis eng gekoppelt sei an "eine(r) kulturell etablierte(n) und bereichsspezifisch ausgeformte(n) Zeitordnung inklusive der damit verbundenen regulativen Normen wie Verbindlichkeit, Zielstrebigkeit, Beharrlichkeit etc." (dies. 1995, 234) und zeigt am Beispiel von Zeitarbeiterinnen komplexe Berufsstrategien auf, die im Verständnis eines solchen Erfolgsbegriffes als Misserfolg bezeichnet werden müssen, sich auf der Folie biographischer Aufgaben - in diesen Fällen der Bewältigung biographischer Unsicherheit - aber sehr wohl als Erfolg interpretieren lassen.

Ihre Urlaubsplanung macht nicht nur deutlich, wie problematisch eine arbeitsfreie Zeit für Anja Vielhaber ist, sondern auch, welche Voraussetzungen sie bei anderen Menschen für einen wechselseitigen Austausch sucht. Sie könne heute nicht mehr allein in Urlaub fahren und würde am liebsten, "wenn ich, eh, so in mich rein gucke", auf den Urlaub verzichten. Aber sie brauche ihn, um sich zu erholen. Deshalb hat sie für ihre letzten Ferien folgendes Arrangement hergestellt:

Hm hab ich eine Anzeige aufgegeben, in der Tageszeitung. Suche 'ne Frau, ehm, zum Fahrradfahren in der Heide, und, eh, von - Bin so-und-so alt und bin in einem Frauenprojekt beschäftigt. Das hatte den Hintergedanken, vielleicht gibt's da ein paar gemeinsame Interessen. War dann auch so. Meldete sich 'ne Frau die - gleichen Alters, die in Frauensachen forscht, die eine Stelle an der Uni hat. (85, 15)

Sie erhofft sich eine Begleiterin, die ihre Interessen teilt, und gibt ihre Arbeit in einem "Frauenprojekt" als Stichwort an. Dahinter verbirgt sich sicherlich nicht, dass sie sich für nichts anderes interessiert; sie nennt u.a. Konzerte, Oper, Kunstausstellungen, Fotoausstellungen als ihre bevorzugten Freizeitinteressen⁷⁹ (und die Gestaltung ihrer Wohnung belegt, dass sie ein ausgeprägtes Gespür für moderne Kunst und Ästhetik entwickelt hat). Ihr "Hintergedanke" verweist auf ihr Bedürfnis, sich auf der Basis einer (politisch-weltanschaulichen) Gemeinsamkeit austauschen zu können. Eine solche Basis, die sie auch an ihrem Arbeitsplatz vorfindet ("Frauenprojekt"), ist für sie eine wichtige, wenn nicht unverzichtbare Voraussetzung, sich zu spiegeln und zu spüren; das kommt in vielen ihrer Erzählungen zum Ausdruck. Hier sei nur an ihre Liebesbeziehung in Südamerika erinnert, über die sie sagt:

Und ehm was bei uns beiden stimmte, das war ja die politische Ansicht. Wir waren beides Linke. ... Ehm: also da gab es auch ganz viel worüber wir uns durchaus verständigen konnten. (49, 35)

Auf diesem Hintergrund wird verständlich, warum "reine" Freizeitaktivitäten für Anja Vielhaber nur mit solchen Menschen reizvoll sind, mit denen sie über gemeinsame - weltanschaulich motivierte - Aktivitäten erfahrene Interessen teilt.

Anja Vielhaber nimmt selbst wahr, dass sich ihre Bedürfnisse verändert haben, ohne zu erklären, warum (oder es erklären zu können); über ihre Urlaubsbedürfnisse sagt sie: "Und was ich früher eigentlich durchaus **gerne** getan habe, ist, dass ich *heute* (Hervorh. J.S.) nicht mehr allein in Urlaub fahren kann. (85, 8) Es bleibt noch anzuschauen, warum sie, die mindestens zehn Jahre ihres Erwachsenenlebens in sehr unstrukturierten Verhältnissen gelebt hat - und dies nicht nur als befreiend und bereichernd empfunden hat, sondern auch ihre soziale Identität und ihre soziale Anerkennung aus diesem Umfeld bezogen hat -, heute ihren geregelten Arbeitsalltag als so wichtigen Stützpfeiler erlebt. Warum die Aktivitäten, die damals der Mittelpunkt ihres (Arbeits)Lebens waren, ihr heute nicht mehr das nötige Feedback geben, das sie einmal durch sie bekommen hat. Aber "eines Tages ist es damit zu Ende", sagt sie ohne weiteren Kommentar. Meine These ist, dass Anja Vielhaber die Auflösung ihres eng vernetzten sozialen Umfeldes in den Spätachtundsechzigern als Verlust ihrer "Familie" erlebt hat. Die Initiativen und Projekte, in denen Anja Vielhaber gegenwärtig außerhalb ihrer Berufstätigkeit arbeitet, haben untereinander kaum noch einen Zusammenhang und somit für sie an Verbindlichkeit und Kontinuität verloren. Mehr als alle anderen interviewten Alleinlebenden drückt sie aber ein starkes Bedürfnis aus, in einem

⁷⁹

Angaben im Kurzfragebogen, der im Anschluss an das Interview vorgelegt wurde. Siehe Anhang.

festen, ständigen kommunikativen Austausch mit anderen Menschen zu stehen, um sich zu spüren und anerkannt zu wissen. Ihre Sozialisationsgeschichte gibt uns Hinweise, dass die Erklärung dafür in ihrer Herkunftsfamilie liegt. Kämpfe um Anerkennung und ein Wechselbad von Erfolgen und Niederlagen (mal Lieblingskind, mal Aschenbrödel) sind das beherrschende Thema ihrer Erzählungen über ihre Kindheit und Jugend in der Familie.

Mögen die Strukturen eines Lebens zwischen Häuserkampf und Lehrlingsarbeit, zwischen Dreiecksbeziehungen in Wohngemeinschaften und Demos, äußerlich gesehen in einem krassen Kontrast zu einer geregelten und repetitiven Arbeit erscheinen; die Momente, die als die entscheidenden Stützpunkte der aktuellen Berufsarbeit herausgearbeitet wurden, waren auch in diesem scheinbar unstrukturierten Leben enthalten und gingen zunächst mit ihm verloren. Die folgende Orientierungskrise war tief und schmerzlich und ließ die Biographin Hilfe in einem längeren psychiatrischen Klinikaufenthalt suchen.

Es ist nun verständlicher geworden, was Anja Vielhaber an ihrer Berufsarbeit so wichtig ist, obwohl sie Erfolg im herkömmlichen Sinn, Karriere, hohes Einkommen, Prestige und Herausforderung ihrer Leistungsgrenzen an ihrem Arbeitsplatz nicht erlebt.

Fassen wir zusammen:

- Anja Vielhaber hat keine Karriere im üblichen Sinn gemacht. Mit ihren Worten: Sie sitzt "auf der falschen Seite des Schreibtisches". Gemessen an ihrem eigenen Anspruchsniveau und ihren Bildungsanstrengungen, *fehlen die entscheidenden Merkmale für einen beruflichen Erfolg, nämlich interessante Arbeitsinhalte, eine persönliche Herausforderung, die auch Selbstbestätigung vermitteln kann, Einfluss und Prestige und ein attraktiveres Einkommen.*
- Obwohl Anja Vielhaber vielfältige und interessante Aktivitäten außerberuflich - und aus ihrer Sicht bewusst als Kompensation für ihre wenig anspruchsvolle Berufstätigkeit - ausübt, kommt Letzterer dennoch eine herausragende Bedeutung in ihrem Alltagsleben zu: Die Biographin erlebt ihre Berufstätigkeit als "einzigen Stützweiler". *Ihre hohe Wertschätzung ihres Berufsalltags hat sie weitgehend losgelöst von der inhaltlichen Befriedigung, die die Arbeit selbst gibt.*
- Der Arbeitsalltag hat seine stützende Funktion durch seine *kommunikative Qualität* bekommen; Anja Vielhaber hat den Arbeitsplatz zum Familienersatz werden lassen. *Die kommunikative, familiäre Qualität ihres Berufsalltags zeichnet sich vor allem durch die alltägliche Verfügbarkeit und Verbindlichkeit der sozialen Beziehungen aus und dadurch, dass die Biographin mit den sie im Berufsalltag umgebenden Menschen durch den Arbeitsgegenstand (politische Frauenprojekte) ein hohes Maß an Weltsicht teilt.* Die Alleinlebende erfährt in diesem Kommunikationszusammenhang ein Feedback, das sie außerhalb ihres Arbeitsplatzes in ihrem gegenwärtigen Lebensarrangement nicht finden kann. Diese Spiegelfunktion trägt wesentlich zur Anerkennung und Identität der Alleinlebenden bei.
- *Zwischen Berufsarbeit, Engagement in Initiativen und Projekten, Sorge für sich selbst (Therapie), Kultur und Muße hat die Biographin eine funktional komplexe, kompensatorische Balance gefunden.* Die Arbeit ist Stützweiler und Familienersatz, obwohl sie

relativ anspruchslos und ihre Inhalte wenig interessant sind. Die vielfältigen frei gewählten Aktivitäten, die sich in Bezug auf Inhalte und Weltanschauung teilweise mit der Berufsarbeit berühren, können - vermutlich aufgrund ihrer geringeren Kontinuität und Verbindlichkeit (Arbeitsplatz als Familienersatz) - diese Funktion weniger gut übernehmen, aber durch ihre Reichhaltigkeit teilweise ausgleichen und versöhnen.

- Die Haltungen und Handlungsschemata von Anja Vielhaber, die sich hinter ihrem relativ geringen beruflichen Erfolg trotz ausgedehnter Bildungsbemühungen und einer ausgeprägten Bereitschaft zu lebenslangem Lernen verbergen, nämlich ihr *Einfordern von Intensität im Augenblick auf Kosten eines zielstrebigem Verfolgens langfristiger Lebensziele*, liegt auch ihrem Verhalten in ihren Partnerschaften und ihren Entscheidungsprozessen im Hinblick auf eine Mutterschaft zugrunde. *Berufsorientierung und Alleinleben verhalten sich also nicht in dem Sinn komplementär, dass die starke Berufsorientierung der Biographin auf Kosten ihrer Bindungsbereitschaft (Partnerschaft und Familienwunsch) geht, sondern beide Lebensbereiche sind durch ähnliche Handlungsschemata gesteuert. Wohl gewinnt ihr (bescheidener) Berufsalltag an Bedeutung, weil sie keine Familie hat.*
- *Der ausgeprägte Gegenwartsbezug und die Offenheit im Lebensentwurf von Anja Vielhaber haben ihre beruflichen Karriere eingeschränkt, aber auch Entfaltungsmöglichkeiten zugelassen, die diese Einschränkung teilweise kompensieren.* Die Haltungen und Handlungsschemata von Anja Vielhaber, die dem "Missverhältnis" zwischen Bildungsanstrengungen und erreichter Berufsposition zugrunde liegen, und die aus ihnen erwachsenen Kompetenzen - Neugierde, kontrastreiche Milieuerfahrungen, Flexibilität, Selbstvertrauen durch Wissen um eigene (Überschuss-)Qualifikation - bilden gleichzeitig die Voraussetzungen, um außerberuflich vielfältige Aktivitäten auszuüben (Entfaltung von Interessen und Kompetenzen), die den als eintönig und unterfordernd erlebten Arbeitsalltag (teilweise) kompensieren, und sich trotz ungünstiger formaler Voraussetzungen (Ausbildungsabbrüche, Alter, wenig Berufserfahrung) flexibel auf einem weitgehend geschlossenen Arbeitsmarkt bewegen zu können.

Die Berufsbiographie von Anja Vielhaber und die Bedeutung, die ihre Berufstätigkeit für sie hat, zeigen in besonders ausgeprägter Form ein Muster, das auch für - vermutlich nicht wenige - andere Alleinlebende im mittleren Alter typisch ist: herausragende Bildungsbereitschaft sowie ein hoher Stellenwert der Berufstätigkeit im Alltagsleben und gleichzeitiges Verfehlen einer erfolgreichen Berufskarriere (gemessen an eigenen beruflichen Ausgangsbedingungen und erreichtem Berufsstatus sowie Einkommen).⁸⁰

Die differenzierende Analyse der verschiedenartigen emotionalen, sozialen und ökonomischen Bedeutungsgehalte, die Berufstätigkeit für Alleinlebende hat, und der Verweisungszusammenhänge

⁸⁰ Das skizzierte Muster beruflicher Biographien trifft vor allem auf westdeutsche jüngere allein lebende Frauen unserer Untersuchung (Geburtsjahrgänge 1953 - 1962) zu. Fünf der zehn interviewten Alleinlebenden dieser Gruppe haben ihre berufliche Sicherheit aufgegeben, teilweise aufwendige Weiterbildungen gemacht und große finanzielle Einbußen und gelegentliche Phasen der Arbeitslosigkeit hingenommen, um sich in ihrer Arbeit verwirklichen zu können. Erlebnisbetonte und kreative Berufe (Tourismusbranche, Graphik/Design, Schriftstellerei, Schauspiel, freiberufliche Arbeit im alternativen Gesundheitsbereich) sind typisch für diese Frauen. Zwei weitere Frauen dieser Gruppe haben im Kunst- bzw. Tourismusbereich eine gesicherte berufliche Position erreicht.

zwischen ihnen trägt zur Klärung des Verhältnisses von Berufsorientierung und Karrieremustern Alleinlebender und ihrer Lebensform und damit zur Aufklärung der zu Beginn dieses Kapitels angesprochenen Widersprüche bei. Bevor ich die Ergebnisse meiner Untersuchung zur Bedeutung, die Berufstätigkeit für Alleinlebende haben kann, zusammenfassend diskutiere, sollen weitere Differenzierungen, wieder anhand ähnlicher und kontrastierender Fälle, vorgenommen werden.

5.3.2 Arbeitsplatz als Familienersatz

Die formale Berufslaufbahn von Susanne Ebenholz ist in ihrer Stetigkeit und relativen Bescheidenheit konträr zu der von Anja Vielhaber verlaufen. Nach dem Abitur hat Susanne Ebenholz eine Ausbildung zur Bibliothekarin gemacht und arbeitet seitdem - ohne Berufsunterbrechung - in verschiedenen Forschungseinrichtungen. Bis zum Zeitpunkt des Interviews hatte sie insgesamt viermal ihren Arbeitsplatz gewechselt, zweimal davon aufgrund ihrer damaligen Partnerschaft (Nachzug zu ihrem Freund und Rückkehr in ihre Heimatstadt nach der Trennung). Aber in der Bedeutung, die die Berufstätigkeit für beide Frauen hat, zeigen sich bemerkenswerte Parallelen. Auch Susanne Ebenholz *beurteilt ihre Berufsarbeit sehr positiv* und bezieht sich dabei *nicht* auf beruflichem Erfolg, weder auf Prestige, noch Selbstverwirklichung durch eine inhaltlich interessante Tätigkeit, noch auf ein gehobenes Einkommen. In der folgenden Passage gibt sie uns anschaulich Auskunft darüber, woran sie die Güte eines Arbeitsplatzes misst und was sie an ihrer derzeitigen Arbeit so sehr schätzt:

Also - die Arbeit hier macht mir sehr, sehr großen Spaß. Das heißt: nicht die Arbeit. Die Arbeit find' ich nach wie vor genauso bescheuert, wie vor 25 Jahren. Völlig überflüssig - gesellschaftlich. Aber ich genieße es, dass die Arbeit mich nicht so involviert, dass ich nicht abends noch für irgendetwas Kraft hätte, oder auch jetzt tagsüber dass - wie gesagt, ich bin ÖTV-Vertrauensfrau, da haben wir einmal im Monat, und jetzt machen wir's jetzt schon alle 14 Tage so'n Frauenversammlungen hier aus dem Bereich, diskutieren darüber. Ich kann, wenn mal absolut nix zu tun ist, auch einen Roman lesen, ich kann zur Betriebsgruppe gehen, so, neh? Also das kann ich alles schon in der Arbeitszeit machen. Also hab ich hier schon ganz viele soziale Kontakte. Also ich lebe hier. (AFW-15, 45/27)

Konnte sich Anja Vielhaber wenigstens mit dem Sinn ihrer Arbeit identifizieren, so findet Susanne Ebenholz ihre Arbeit "überflüssig" und somit sinnlos. Und sie ist unterfordert - quantitativ und qualitativ. Dass sie ihrer beruflichen Tätigkeit kein inhaltliches Interesse abgewinnen kann, bedauert sie. (Wie erinnerlich, hat sie sich mit ihrem Wunsch zu studieren nicht gegen ihre Mutter durchsetzen können. Dieser erzwungene Verzicht wirkt vermutlich in ihre Zukunftsplanung hinein, nach dem Erwerbsleben ein Studium aufzunehmen.) Aber statt eine anspruchsvollere berufliche Tätigkeit - z.B. über Weiterqualifizierung - anzustreben, konzentriert sich die Biographin ganz auf das Verhältnis von Berufsarbeit und außerdienstlichen Interessen: Es gelingt ihr, ihrer Berufsarbeit Freiräume und Energie für ihre "eigentlichen" Interessen abzugewinnen. So kann sie ihren Arbeitsplatz schätzen, gerade *weil* er sie unterfordert, ihr die Möglichkeit gibt, während der Arbeitszeit politisch aktiv zu sein oder sich zumindest nicht zu verausgaben, sogar gelegentlich schon mal einen Roman zu lesen, und sich abends noch frisch und aktiv zu fühlen für solche Aktivitäten, die ihr inhaltlich wichtig sind, z.B. an einer Dokumentation über die Geschichte ihrer politischen Partei zu arbeiten.

Ist auch aus ihrer Sicht die Arbeit unsinnig, so erlebt sie wenigstens keine unsinnige Disziplin. In

einer ausführlichen Erzählung kontrastiert sie die verlangte Pünktlichkeit und die formale Hierarchie an einem vorangegangenen Arbeitsplatz mit ihrem jetzigen: "Kam mir montags immer wirklich vor, wenn ich da zur Zeit gegangen bin, als ginge ich in den Knast und freitags, eh, Freigang ja?" (AFW-15/I, 11/22) Mehr noch als die informellen Freiräume sind es die *reichhaltigen sozialen und teilweise auch freundschaftlichen Beziehungen*, die ihrer positiven Bewertung ihres Arbeitsplatzes zugrunde liegen. Und beides trägt dazu bei, dass er auch für sie Aspekte eines Familienersatzes hat. "Ich lebe hier" sagt sie.

Aus anderen Kontexten ihrer Erzählung geht hervor, dass uneingeschränkte Berufstätigkeit für Susanne Ebenholz ein *unverzichtbarer Garant für ihre von einem Mann unabhängige Lebensform* ist, so, wenn sie ihre Rolle als Hauptnährerin in den Konflikten in ihrer ersten Partnerschaft kommentiert oder wenn sie von ihrem Vorhaben berichtet, wenn sie ein (Wunsch)Kind bekomme, es in einer Betriebskrippe unterzubringen. (Zu beidem siehe Fallrekonstruktion.) Anmerkungen zu Inhalten von informellen Beratungsgesprächen, die sie auf dem Hintergrund ihrer Gewerkschaftsarbeit für Kolleginnen führt, unterstreichen diese ihre Unabhängigkeit als Frau absichernde Bedeutung der Berufstätigkeit für Susanne Ebenholz.⁸¹ Dass Susanne Ebenholz Pläne für die *Zeit nach* ihrer Erwerbstätigkeit entwickelt (Studium), während Anja Vielhaber, die etwa gleich alt ist, ihren *Berufseinstieg* noch vorbereitet (Ausbildung für eine spezielle Beratungstätigkeit, die ihr erstmals ein kontinuierliches, abgesichertes Arbeitsverhältnis ermöglichen soll), ist Folge der langfristigen beruflichen Sicherheit im einen Fall bzw. Ungesicherheit im anderen Fall, verweist seitens Susanne Ebenholz aber auch (wie auch Kommentierungen von Gesprächen mit Kolleginnen über deren Pläne für einen frühzeitigen Ruhestand) auf ein instrumentelleres Verhältnis ihrer Berufstätigkeit gegenüber - wenn die Altersversorgung gesichert ist, gibt es aus ihrer Sicht noch ein paar interessantere Dinge zu tun, als eine wenig sinnvolle und unterfordernde Berufsarbeit. Die *"Stützpfeiler"-Funktion* ihrer Berufsarbeit ist für sie geringer als für Anja Vielhaber, die wenig Kontinuität in ihrem Leben erlebt hat. Als weitere Bedeutungsinhalte der Berufstätigkeit für Susanne Ebenholz können wir, wie ausgeführt, die *dichte soziale Kommunikation* festhalten einschließlich *freundschaftlichen Beziehungen am Arbeitsplatz* und *subjektiv hoch bewertete Freiräume zum Ausüben von außerberuflichen Interessen*, die sie als "sinnvoller" bewertet. Diese verschiedenartigen Relevanzen der Berufstätigkeit machen zusammengenommen den hohen Stellenwert aus, den ihr Berufsalltag - nicht ihre berufliche Arbeit selbst! - für diese beiden allein lebenden Frauen hat. Aber beide haben weder eine berufliche Karriere durch Steigerung des Einkommens und Prestiges angestrebt oder erreicht noch Selbstverwirklichung über anspruchsvolle Arbeitsinhalte in ihrem Beruf gefunden.

Eine wichtige *Stützpfeiler-Funktion* der Berufstätigkeit bei gleichzeitigem ausgeprägten *Mangel an beruflichen Ambitionen*, diese Merkmale weisen ebenfalls die Berufsbiographie und der Alltag von Gabi Schlichting auf. Berufsorientiert ist die Alleinlebende nicht. Sie würde sofort ihre Berufstätigkeit aufgeben, wenn ihr "Bekannter" (den sie unregelmäßig und selten sieht) sie heiraten würde; denn einem Mann den Haushalt führen *und* Geldverdienen wäre in ihren Augen eine unfaire Arbeitsteilung. Dennoch ist ihre Berufstätigkeit das zentrale stützende Moment im Alltag von Gabi Schlichting.

⁸¹ Susanne Ebenholz ist damit die einzige von mir interviewte Alleinlebende, die eine eigenständige Erwerbsbiographie als Voraussetzung für ihr Alleinleben anspricht.

Neben der bewusst angestrebten ökonomischen Sicherheit (auf Kosten von Arbeitsinhalten und Anerkennung im Beruf) leistet die Berufstätigkeit im Leben von Gabi Schlichting vor allem eine *zeitliche Strukturierung des Alltags* durch die geregelte Arbeitszeit. Das beleuchtet ein Blick auf ihre Alltagsorganisation. Zur Erinnerung: Nach der Arbeit geht sie das Grab ihrer Eltern pflegen, kauft ein und kocht für sich. Nach getaner Hausarbeit - etwa gegen 20 Uhr - legt sie sich schlafen; andere Interessen hat sie nicht entwickelt, abgesehen von einer gelegentlichen Teilnahme an organisierten Ausflugsfahrten. Zeiten, die nicht - in der Regel durch Berufs- und Hausarbeit sowie Grabpflege - sinnhaft durchorganisiert sind, weiß Gabi Schlichting nicht anders zu verbringen als im Schlaf. Aufgrund ihrer problematischen Sozialisationsgeschichte konnte sie eigene Interessen und Lebensziele nur defizitär entwickeln. Deshalb kommt ihrer Berufstätigkeit ein sehr hoher, wenn nicht für das psychosoziale Wohlbefinden entscheidender Stellenwert in ihrem Leben zu, ohne dass sie auch nur ein auf Berufsorientierung hindeutendes Merkmal, wie Interesse an Arbeitsinhalten, Streben nach beruflichem Status, befriedigende soziale Beziehungen am Arbeitsplatz, aufweist. Es muss befürchtet werden (vgl. Kapitel 5.2.4), dass Gabi Schlichting sich mit Beginn des Ruhestandes einer krisenhaften Leere und Desorganisiertheit gegenüber sieht.

Die geringen Ansprüche, die Gabi Schlichting an ihren Berufsalltag stellt, resultieren nicht aus einer Prioritätensetzung zugunsten einer Intensität im Augenblick, die einer zielstrebigem beruflichen Planung entgegengestanden hätte (wie bei Anja Vielhaber). Noch gleichen anderweitige Interessen und soziale Beziehungen der Biographin die geringe Erlebnisintensität und soziale Bestätigung im Alltag aus (wie bei Elmar Soehnges). Gabi Schlichting nennt als Motiv für ihre Arbeitsplatzwahl ausschließlich das - durch den Vater durchgesetzte - Motiv der *lebenslänglichen "Versorgung"* durch eine Anstellung im Öffentlichen Dienst. Der Vater hat ihr, einer gelernten Anwaltsgehilfin mit vielen Jahren Berufserfahrung, eine Stelle bei einer Behörde gesucht, damit sie nach seinem Tode wirtschaftlich gesichert sei. Gabi Schlichting hat diesem Wechsel zugestimmt, obwohl damit eine vollständige Entwertung ihrer beruflichen Kompetenzen verbunden war. Seitdem beschränkt sich die Tätigkeit der gelernten Anwaltsgehilfin auf die Bedienung eines Fotokopierers und Schreiben nach Band. Ihre - allerdings äußerst spärlichen - Aussagen über ihre Berufsarbeit lassen vermuten, dass die Biographin keine bedeutsamen sozialen Beziehungen an ihrem Arbeitsplatz erlebt.

Die possessive und symbiotische Beziehung zum Vater hat die psychosozialen Entwicklungsmöglichkeiten der Tochter so sehr eingeschränkt, dass deren Beziehungsfähigkeit kaum eine Entwicklungschance hatte. Das belegt unter anderem auch ihre in Kapitel 5.2.4 skizzierte Beziehungsgeschichte mit dem Mann, der sie seit Jahren gelegentlich besucht und über den sie nahezu nichts weiß. Aufgrund der dort aufgezeigten biographischen Hypothek (missbräuchliche Übergriffe durch ihren Vater) hatte diese Alleinlebende nie die freie Wahl, in einer Partnerschaft zu leben. Der gleiche biographische Hintergrund ist ursächlich die Defizite in ihrem Berufs- und in ihrem Privatleben: Seit dem Tod ihres Vaters lebt sie in nahezu totaler sozialer Isolation. Es ist Anlass zur Vermutung gegeben, dass, hätte Gabi Schlichting eine Familie gegründet, zumindest die Kinder für ihre sozial-emotionale Entwicklung auf ein hohes Maß an kompensatorischer sozialpädagogischer Hilfe angewiesen gewesen wären. Als Alleinlebende führt Gabi Schlichting dagegen ein unauffälliges, äußerlich organisiertes und finanziell gesichertes Leben.

5.3.3 Aufstiegsorientierung, aber keine Priorität für den Beruf

Von den von mir interviewten allein lebenden Frauen lassen nur Inge Pechler und Hannelore Rossbach eine aktive Aufstiegsorientierung in ihrem Beruf erkennen. Gisela Amdorf hat ihre

zunächst höher gesteckten beruflichen Ziele letztlich den Interessen ihres damaligen Partners geopfert. Hannelore Rossbach kommentiert ihre erste Berufswahl so: "Ja, das hatte damit zu tun: Damals gab es ja keine Lehrstellen. Und da ich keine Lust hatte, zur Schule zu gehen, reichte auch die schulische Vorbildung net für irgend wat anderes, dat is ganz einfach, neh. Und da gab es auch keine Lehrstellen, und dann bin ich **Schneiderin** geworden." (AFW-05, 5/18) Aber "das ist ja uninteressant auf die Dauer. ... Ich bin ganz einfach zum Arbeitsamt hingegangen (nach einem Gesellinnenjahr), sag: Ich hätt' gern eine neue Stelle, aber nich als Schneiderin." (6/4) Sie wird als "Praktikantin" in ein Baubüro vermittelt, wo sie sich relativ mühelos autodidaktisch und über die Volkshochschule weiterqualifiziert. "Das mach ich ja gerne also, das sind ja einfache, logische Sachen da, die kann man ja begreifen. Und wat man begreift, braucht man nicht mehr zu lernen. (7/37) Sie verdient heute als Stahlbetonkonstrukteurin wesentlich mehr als was ihr beispielsweise bei einer Einstufung nach dem Bundesangestelltentarif zusteht, weil sie keine formale Qualifikation für ihren Beruf hat.⁸²

Hannelore Rossbach ist durchaus mit sich zufrieden und ein bisschen stolz auf sich, dass sie erfolgreich aus eigener Kraft Tätigkeiten abwehren konnte, die sie langweilten (Schneiderei) oder zu deren Materie sie keinerlei Bezug entwickeln konnte ("Torten", vgl. Kapitel 4.3.2). Sie zeigt verhaltenen Stolz auf das jenseits einer formalen Ausbildung eigenständig Erlernte (eigene Leistungen zu würdigen, fällt der Biographin generell nicht leicht), erlebt Bestätigung ihrer Kompetenz in einer nahezu absoluten Männerdomäne und versteht sich - wie sie betont - gut mit einigen Kolleginnen und Kollegen. Aber trotz dieser positiven Momente ihrer Berufstätigkeit und ihrer beachtlichen beruflichen Karriere zeigt Hannelore Rossbach bemerkenswert wenig Interesse an ihrem Beruf. Sie hat sich zudem überzeugend als Ziel gesetzt, mit Fünfundfünfzig in den Ruhestand zu gehen. Ihre Zuneigung und Begeisterung gilt ihrem Pferd und dem Reitsport, die sie aufgrund des beruflich Erreichten problemlos finanzieren kann. Ihr insgesamt wechselvolles Berufsleben (mit acht bis zehn verschiedenen Stationen) hört sich eher an, wie eine Aneinanderreihung von erfolgreichen Abwehrmaßnahmen von ungeliebten Tätigkeiten als ein zielstrebiges Verfolgen von berufsimmanenten Zielen. Wie sie beim Arbeitsamt ohne bestimmte Berufswünsche nach einer neuen Stelle fragt "aber nich als Schneiderin", ist symptomatisch dafür. Zur Zeit des Interviews ist ihr Ziel, sich in fünf Jahren (mit Fünfundfünfzig) ganz zurückzuziehen - mit ihrem Pferd in einem Häuschen auf dem Land.

Für Hannelore Rossbach ist ihre Berufstätigkeit also vor allem ein Mittel zur Finanzierung nicht nur ihres Lebensunterhaltes, sondern auch ihrer nicht ganz billigen Leidenschaft für den Reitsport; sie will sie dementsprechend so frühzeitig aufgeben, wie dieser Zweck erfüllt ist. Als ausgeprägte Berufsorientierung kann ihre Haltung kaum interpretiert werden. Dennoch hat sie bemerkenswert aktiv und erfolgreich ihre beruflichen Rahmenbedingungen gestaltet, um unliebsame Tätigkeiten abzuwehren und ein relativ hohes Einkommen zur Finanzierung ihres Hobbys zu erzielen. Ohne wirklich gerne berufstätig zu sein - dafür hat sie ein zu starkes soziales Rückzugsbedürfnis-, erhält sie doch Selbstbestätigung und soziale Anerkennung über ihre Berufsarbeit. Diese Gratifikationen reichen zwar nicht aus, dass sie gerne arbeiten geht, sind aber wichtig; denn ihr würde es vermutlich besonders schwer fallen, es in engen Kooperationsbeziehungen aushalten zu müssen, in denen sie sich unwohl fühlt.

⁸² Dass sie nach ihrer Einschätzung etwa das Dreifache bekommt, ist mit Sicherheit eine Fehleinschätzung, zumal sie im "Kurzfragebogen" ein Nettoeinkommen zwischen 3000 und 4000 Mark ankreuzt.

Einzig Inge Pechler lässt Interesse und sogar Freude an ihrem Beruf erkennen. Sie macht nach einer hauswirtschaftlichen Schule und einem "Haushaltsjahr" eine feinmechanische Lehre. In ihrem ersten Lehrbetrieb, der klein und fast familiär organisiert ist und vor Abschluss ihrer Lehre bankrott macht, wird sie auch in qualifizierte Bürotätigkeiten eingeführt und findet daran Gefallen.

"Ja das war ganz einfach so, dass mir eben Buchhaltung unheimlich viel Spaß g'macht hat dass mir das gelegen hat und das hätt' ich auch gern gemacht. Ich hab dann später gesehen, was man damit alles erreichen kann. Man kann sich selbständig machen. ... Das hätt' ich mir vorg'stellt. Und des wär mir auch g'legen. Da hätt' ich echt Freud' dran g'habt. So obwohl manche sagen: die nüchternen Zahlen da, aber wenn mer's rundrum versteht, macht's Spaß. Das hätt' ich gern g'macht. **Aber** ich bin au **jetzt** zufrieden. Ich bin ja bei meiner Firma **Büroleiterin** und eh, es isch also ne Arbeit die **sehr** vielseitig ist. Die au Spaß macht. Es kommen Leut', es kommen Mitarbeiter, Telefon, der ganze Ablauf, ist also au interessant. Ich weine also der Buchhaltung nicht mehr nach. Aber es hat mich **lange** Jahre, hat mich des also scho' bedrückt. ... Dann hab ich das G'fühl g'habt, ich hab jetzt also wirklich den Anschluss verpasst (2) und dann hab eigentlich, ja zwischendurch war's mal ne langweilige Arbeit, Schreibmaschine schreiben den ganzen Tag. So mit dem Knopf im Ohr, auf'ner Platte. ... Des hat mich also net befriedigt. Und ich hab mir g'sagt, ich möcht nie mehr ne' Arbeit, also wirklich nur an der Schreibmaschine. Des isch **zu** eintönig! ... Des konnt' ich verändern."

Als Büroleiterin ist sie auch zuständig für die Ausbildung der Lehrlinge, ein Aspekt ihrer Arbeit, der an ihre erfolgreiche Tätigkeit als Trainerin einer Jugendmannschaft in einer außergewöhnlichen Sportdisziplin denken lässt, die zu ihren positivsten Lebenserinnerungen gehört.

Inge Pechler hat unter den von mir interviewten Frauen die ausgeprägteste Berufsorientierung: Sie hat etwas erreichen wollen und, als ihre beruflichen Wünsche blockiert waren (Schließung der Firma ihres Arbeitgebers, regionale Wirtschaftsprobleme in ihrer Branche und Verhinderung ihrer Wunschausbildung durch die Mutter), flexibel reagiert und bei sich bietenden neuen Chancen Initiative entwickelt. Heute hat sie Freude an der Arbeit und erfährt Befriedigung über relativ reichhaltige, abwechslungsreiche und den eigenen Fähigkeiten angemessene Arbeitsinhalte und schätzt die vielfältigen sozialen Kontakte, die ihre berufliche Position mit sich bringt. Für diese mit ihrem Leben wenig zufriedene Alleinlebende ist ihre Berufstätigkeit der gelungenste Lebensbereich; er trägt entscheidend zur psychosozialen Stabilität der Biographin bei.

Inge Pechler ist gleichzeitig auch diejenige meiner Gesprächspartnerinnen, die am eindeutigsten ihre Kinderlosigkeit als Lebensunglück und ein Leben ohne Ehe (oder eheähnliche Lebensgemeinschaft) als Manko bewertet und die sich aktiv darum bemüht, doch noch mit einem Partner zusammenzuleben. (Dass sie aufgrund ihrer psychodynamischen Konstellation einer realen Möglichkeit für eine Ehe aus dem Weg gegangen ist, indem sie sich nach dem Scheitern ihrer Ehe über 19 Jahre lang an einen verheirateten Mann gebunden hat, ohne eine gemeinsame Zukunft im Blick zu haben, steht nicht im Widerspruch zu ihrer *bewussten* Familienorientierung; vgl. Kapitel 4.4.) Welche wechselseitigen Beziehungen gibt es zwischen ihrer Berufsorientierung und ihrer privaten Lebensform? Zunächst zur Erinnerung ein lebensgeschichtlicher Rückblick: Bevor Inge Pechler ihre erste Lehrstelle antritt, absolviert sie eine einjährige Haushaltsschule. Sie begründet diesen Schulbesuch, sie habe so die Wartezeit überbrückt. Nach mehrjähriger Berufstätigkeit als ausgebildeter Fachkraft verlässt sie ihren Arbeitsplatz und macht ein "Haushaltsjahr", um ihrem Freund an dessen Studienort zu folgen. Anschließend jobbt sie noch als Schreibkraft, bis sie wieder mit ihrem Freund und späteren Ehemann zurückzieht. Ihre Ausbildung ist ganz auf einen

"doppelten Lebensplan" ausgerichtet: gründliches theoretisches und praktisches Erlernen der Haushaltsführung und eine qualifizierte Berufsausbildung, die auch die persönlichen Neigungen mitberücksichtigt. Als sie verliebt ist, setzt sie die Prioritäten eindeutig zu Gunsten ihrer Partnerschaft und auf Kosten ihres beruflichen Fortkommens und folgt ihrem Partner in ein anderes Bundesland, als dieser über den zweiten Bildungsweg seine beruflichen Ziele verfolgt. Nach der Eheschließung vermeidet sie sorgfältig schwanger zu werden, um weiter als Alleinverdienerin arbeiten zu können. Aber auch diese Weichenstellung zugunsten ihrer Berufstätigkeit auf Kosten einer Familiengründung verlässt nicht ihren ganz auf Familiengründung und traditionelle Arbeitsteilung zwischen den Partnern ausgerichteten weiblichen Lebensentwurf. Denn aus ihrer damaligen Perspektive hat sie ihren Kinderwunsch nur für begrenzte Zeit aufgeschoben, um das Studium ihres Mannes zu finanzieren. Sie erklärt, warum sich ihr Lebensplan "ein Mann und zwei Kinder" nicht erfüllt hat:

Ja, des war ja des Problem mit meinem Mann. Er hat noch studiert und da haben mer g'sagt, da darf nix passiere. Und nachher hat mer ja Schulde g'habt. Und da kann au nicht - da **darf** nix passiere. Und dann kam ja die Scheidung, und dann war für mich des Thema vorerst mal tabu. (AFW-10, 24/36)

Sie hat danach mit dem Gedanken gespielt, ein Kind ohne Vater großzuziehen - "ich wollte immer Kinder" -, aber dann überwogen die Bedenken.

Die subjektive Einstellung zu Beruf und Partnerschaft und das Verhältnis von Erwerbsbiographie und Partnerbiographie, wie sie sich in der Lebensgeschichte von Inge Pechler (der weiblichen Alleinlebenden mit der ausgeprägtesten Berufsorientierung in meiner Untersuchungsgruppe) zeigen, exemplarisch, dass große Vorsicht geboten ist, von einer ausgeprägten Berufsorientierung bzw. dem zielstrebigem Verfolgen beruflicher Ziele auf eine *Prioritätensetzung auf Kosten von Partnerbindung und Familiengründung* zu schließen. Diese Biographin hat trotz einer ausgeprägten Berufsorientierung in entscheidenden Situationen ihrer Partnerbeziehung und ihrem Lebensentwurf "Familienmutter mit mehreren Kindern bei traditioneller Arbeitsteilung" Vorrang eingeräumt. Die Bilanzierung ihres Lebens durch die Biographin selbst bestätigt diese Gewichtung: Inge Pechler bemisst ihr Leben so einseitig daran, dass ihr eine Familiengründung nicht gelungen ist, dass ihr beruflicher Erfolg ihr kaum etwas gilt. "Von **meinen** Wünschen ist eigentlich so gut wie gar nix in Erfüllung gegangen." (35/5) Dieses Gefühl, ihr eigentliches Lebensziel verfehlt zu haben, dominiert ihre gesamte Lebenserzählung.

Da in der Soziologie noch weitgehend davon ausgegangen wird, dass die private Lebensform keine Auswirkungen auf die Berufskarrieren von Männern hat,⁸³ und weil es noch immer eher Frauen sind, die in einer Familie im Zweifelsfall beruflich zurückstecken, habe ich bisher die Berufsbiographien der allein lebenden Männer vernachlässigt. Im Folgenden wende ich mich wechselseitigen Bezugnahmen von Berufsorientierung und Berufstätigkeit sowie Lebensform in ihren Biographien zu.

⁸³ Tölke (1996) setzt sich auf der Basis einer eigenen repräsentativen Untersuchung kritisch mit dieser Annahme auseinander.

5.3.4 Erweiterung der Erfahrungsräume

Drei der sechs von mir interviewten Männer leben in Bezug auf berufliche Arbeit so, dass sich dieses Leben aus sehr verschiedenen Gründen nur schwer mit einer engen oder intensiven familialen Einbindung vereinbaren ließe: Elmar Soehnges verbringt einen großen Teil der Zeit, wenn nicht die meiste, auf Auslandsreisen und führt auf diese Weise ein Leben, das seinen persönlichen Interessen und Haltungen sehr entspricht; er gehört zu den Alleinlebenden, die aus ihrem Berufsleben vielfachen persönlichen Gewinn ziehen. Dazu zählt der *Gegenstand seines Berufes* selbst. Elmar Soehnges hat eine ästhetisch motivierte Freude an Sprachen, die u.a. auch darin ihren Ausdruck findet, wie er kleine regionale Sprachdifferenzen kommentiert oder dass er im Urlaub Synchronarbeiten beim Film übernommen hat und ihm dies so viel Freude gemacht hat, dass er diese Arbeit gerne nach der Erwerbsarbeitsphase intensivieren möchte. Und dazu gehören die *kommunikativen Möglichkeiten*, die in den Fremdsprachen liegen und die er als mitentscheidend für seine Berufswahl nennt und noch immer hoch bewertet. "Durch die **Sprachen** bin ich sehr viel in der Welt herumgekommen, hab überall in allen Ländern Freunde und eh dadurch hat sich mein Gesichtskreis natürlich **auch** sehr erweitert." (AMW-04, 12/10) Dass ihm Freundschaften mit Menschen, die in anderen kulturellen und sozialen Welten leben, mehr bedeuten als ein oberflächliches Gefühl, wie die Formulierung zunächst vermuten lässt, wird auf dem Hintergrund plausibel, dass gerade kulturelle Differenz für ihn besonders anziehend und in Freundschaften wichtig ist. (Vgl. Kapitel 5.2.1) Und nicht zuletzt *kommen die beruflichen Rahmenbedingungen, seine Reisen seinem tief verwurzelten Fernweh entgegen* und befriedigen sein ausgeprägtes Neugierverhalten und Interesse an anderen Kulturen.

Es sind diese Erfahrungsbereiche, durch die er sich lebendig fühlt und die ihm seine mobile Berufsarbeit bietet. (Siehe dazu Kapitel 5.2) Niemand sonst meiner GesprächspartnerInnen hat so ausführlich und begeistert über seinen oder ihren Beruf erzählt wie Elmar Soehnges. In folgender Interviewpassage thematisiert er Vereinbarkeitsprobleme zwischen seinen berufsbedingten Auslandsaufenthalten und familiären Verpflichtungen.

Also meine ehm die Entscheidung für Sprachen, **weil** es auch, wie gesagt ein - ein Kommunikationsmittel ist und ich sehr gern mit andern Menschen zu tun habe. Eh war das: eigentlich auch so ein Grund. Eh und ich wollte eben ins Ausland. Für mich war das immer - und das können Sie ja nur, wenn Sie Sprachen können. Und **das** war eigentlich der **Grund**, warum ich, eh, das Sprachstudium gemacht habe, weil ich also zuerst - ich war also dann später in Amerika und eh aber ich **hätte jederzeit** auch einen festen Posten dort bekommen können nur bin ich dann wegen meiner Mutter hier geblieben. Und eh so dass ich mich nur auf Reisen **beschränken** konnte. Nur eh **heute** ist es eigentlich ein bisschen - ich **könnte heute** auch noch wieder ins Ausland gehen, eh aber je älter Sie werden um so kritischer werden Sie doch. Und nun hab ich die ganze Welt gesehen also eh ich bin nicht mehr **so wild**. Ich bin ein bisschen mehr sesshaft geworden. (AMW-04, 12/25)

Als die beruflichen Interessen von Elmar Soehnges oder wohl genauer: sein Fernweh mit seiner Bindungen an seine Herkunftsfamilie in Konflikt geraten ist, hat er auf einen dauerhaften Wohnsitz im Ausland verzichtet und als die Mutter pflegebedürftig wurde, vermutlich auch seine Reisetätigkeit eingeschränkt. Diese Prioritätensetzung gibt keine Antwort auf die Frage, ob ihn die Verwirklichung seiner beruflichen Interessen mit der Folge sehr häufiger Abwesenheit davon abgehalten hat, mit einer Partnerin zusammenzuleben und eine Familie zu gründen oder ob er gegebenenfalls zu Beschränkungen seiner beruflichen Reisetätigkeit bereit gewesen wäre. Dies zu

ergründen, muss sein komplizierter, ambivalenter und noch unabgeschlossener Entscheidungsprozess im Hinblick auf das Zusammenleben mit einer Partnerin analysiert werden. Und diese Analyse hat, wie in Kapitel 4.5 ausgeführt wurde, Gründe für seine Bindungsambivalenz aufgedeckt, die in eben jener Beziehung zur Mutter liegen.

Mit anderen Worten: Die Rekonstruktion seiner Biographie belegt, dass seine hohe Berufsmotivation, verbunden mit einer ausgedehnten berufsbedingten räumlichen Mobilität, *nicht ursächlich* für sein Alleinleben ist. Dennoch lassen sich wichtige Verbindungslinien zwischen seinem Berufsleben und seinem Alleinleben aufzeigen: Seine Berufsarbeit bietet ihm genau die Erfahrungsräume und die Erlebnisintensität, die sein Leben auch ohne eigene Familie reichhaltig sein lassen und denen er auch subjektiv diese Relevanz zuerkennt. Und diese Art von Erlebnisintensität konkurriert durchaus mit einer konventionellen Paarbeziehung und mehr noch mit einem traditionellen Familienleben, weil sie Strukturen und Rahmenbedingungen zur Voraussetzung hat, die eine konventionelle Paarbeziehung belasten können und ein gemeinsames Familienleben einschränken würden. Elmar Soehnges bezieht aber - vermutlich zu Recht - seine ausgedehnte Reisetätigkeit und seine vielfältigen Interessen nicht als Hindernis oder Problem in seinen Entscheidungsprozess ein, ob er mit seiner Freundin zusammenziehen will.

5.3.5 Berufliche Selbstverwirklichung auf Kosten der beruflichen Karriere

Manfred Schreyer, der zum Zeitpunkt des Interviews, mit 47 Jahren, immer noch mit dem Gedanken spielt, eine Familie zu gründen, ist sich dessen sehr bewusst, dass er dann seine gegenwärtige Lebensführung einschließlich seiner Haltung zur Erwerbstätigkeit nicht beibehalten kann. Es sei daran erinnert, dass er seine besser bezahlte Arbeit bei einer Bank wegen seiner Therapie in Amerika aufgegeben hat und in seinen alten handwerklichen Beruf zurückgekehrt ist. Wenn er bei sparsamster Lebensführung etwas Geld zurückgelegt hat, geht er immer noch regelmäßig für mehrere Monate in ein südeuropäisches Land, um dort für einen relativ geringen Lohn interessantere Arbeiten machen zu können, die auch mehr persönliche Anerkennung brächten, und um seinen Musikunterricht fortzusetzen. Nach jeder Rückkehr sucht er sich in seinem Heimatort eine neue Arbeitsstelle. Weder seine langen Auslandsaufenthalte noch sein Verzicht auf ein angemessenes Einkommen ließen sich ohne große Probleme mit einer Familiengründung vereinbaren. Auch zugunsten seines aktuell noch starken Wunsches nach Selbstfindung und Selbsterfahrung verschiebt er seinen Familienwunsch in ferne Zukunft, wohl wissend, dass es vermutlich nicht mehr zu einer Familiengründung kommen wird.

Manfred Schreyer hat also seinem primären Lebensziel *persönliches Wachstum* sowohl seinen Wunsch nach Familiengründung untergeordnet als auch seine *berufliche Karriere* vom Handwerker zum Bankangestellten - damals habe er es fast als Demütigung empfunden, mit den Händen zu arbeiten -, nicht jedoch seine Ansprüche an die *Erlebnisqualität*, die ihm seine Erwerbsarbeit bietet: Er erzählt ausführlich und begeistert über die fast künstlerischen Arbeitsaufträge, die er im Ausland ausführt, und ist stolz auf sein hohes Können. Dort würde seine Arbeit, im Gegensatz zu hier, sehr geschätzt, aber gering bezahlt.

Ich arbeite auch sehr hart dort ja - aber ich hab des - mehr des Gefühl doch mehr mit-zuwirken und so - mit, mit Vorst - mit Vorschlägen oder mit, ehm, Zusammenarbeit mit Arbeitgebern oder so irgendwie. Is' auch mehr Vertrauen oder so irgendwie da. Des is ein bisschen anders, die - die und eh - es wird auch besser geschätzt, es kommt - es kommt mehr zurück. Ich hab des - Gefühl de - die - die die erkennen des an, genießen oder so

irgendwie. Und - also und hier ist des mehr so automatisch. Also mer kann noch so viel leisten wie mer will also es kommt nie was zurück, irgendwie. Dort - eh so - ist es grade so, die eh - ich - ich schäm mich manchmal schon also die - die fangen an zu singen oder so, vor Freude oder so. Das ist - also und - aber dafür eben wenig Geld, also kein Geld. Des - des haben die einfach nicht, das gibt's nicht. Und hier gibt - is es eher umgekehrt. Da kriegt mer einfach irgendwas und so weiter. Und - und mer weiß gar nicht genau wofür. (AMW-12, 78/30)

Manfred Schreyer hat eine starke Berufsmotivation und stellt hohe Ansprüche an die Inhalte und die Qualität seiner Arbeit. Aber er ist bereit, einen niedrigeren Berufsstatus (vom Banker zum wechselnd beschäftigten Handwerker) und einen am Existenzminimum liegenden finanziellen Lebensstandard zu akzeptieren, um die Arbeitsbedingungen seinen ganz persönlichen Bedürfnissen anzupassen. Und er freut sich in seiner Arbeit an seiner körperlichen Kraft und Leichtigkeit. Diese sinnliche Freude an der Arbeit bewertet er mittlerweile höher als den Prestigegewinn, den er durch seinen sozialen Aufstieg vom Handwerker zum Bankangestellten erreicht hatte. An seine Zukunft denkend, ist seine größte Sorge, dass seine körperliche Leistungsfähigkeit einmal altersbedingt nachlassen wird. Kooperativ "mitwirken" zu können, statt "automatischer" Arbeitsvollzüge.

Manfred Schreyer ist es über biographische Umwege gelungen, in seiner Berufsarbeit wichtige Anteile seiner persönlichen Neigungen und Fähigkeiten zu Geltung zu bringen, aber zumindest gegenwärtig nur unter finanziellen und räumlichen Bedingungen, die einer - immer noch gewünschten - Familiengründung entgegenstehen. Obwohl ihm seine Berufsarbeit sehr wichtig ist, hat er nicht nur formal keine Karriere gemacht, sondern einen beruflichen Abstieg in Kauf genommen und lebt auf sehr bescheidenem Niveau von der Hand in den Mund. Situativ betrachtet stehen zwar seine Berufsorientierung und sein Wunsch nach Familiengründung in Konkurrenz zueinander. Aber die prozessorientierte Analyse enthüllt, wie in Kapitel 4.5 ausgeführt, dass sein seine Lebensführung steuerndes Bedürfnis nach Selbstfindung und Selbstverwirklichung ihn sowohl daran hindern, eine langfristige Bindung einzugehen und Verantwortung für eine Familie zu übernehmen als auch ein berufliches Arrangement anzustreben, das Kontinuität, Verlässlichkeit und ökonomische Sicherheit einschließt.

Eine *auf die Arbeitsinhalte und -vollzüge hin orientierte Berufsmotivation* unter Hintanstellung von materiellen und prestigeträchtigen Gratifikationen, diesen Typus von Berufsorientierung, den Manfred Schreyer repräsentiert, habe ich häufiger bei den zwischen 1953 und 1962 geborenen allein lebenden Frauen gefunden, bei einer Alterskohorte, deren Angehörige empfänglicher für "postmoderne Werte", wie Selbstverwirklichung statt Karriere, sind.. (Vgl. Fußnote 5) Sein Handlungsschema - Selbstverwirklichung über berufliche Inhalte auf Kosten einer Karriere und langfristiger Festlegungen - hat eine Lebensführung zufolge, die als nie endendes Moratorium interpretiert werden kann, auch dies ein Muster, das für die jüngeren allein lebenden Frauen unserer Studie typischer ist als für die ältere Gruppe.

Ein starkes Interesse an den Arbeitsinhalten und den sozialen Beziehungen im Rahmen der Arbeit, notfalls auf Kosten des Einkommens ist auch der Beweggrund für die berufliche Entwicklung von Georg Stehauser gewesen. Wie erinnerlich, hat er gegen seinen ersten Beruf - selbständiger Friseur und anschließend Geschäftsführer eines größeren Betriebes - auch deshalb eine heftige Abneigung entwickelt, weil sich, wie er es ausdrückt, in seinem ersten Berufsleben alles um Geld gedreht hat. Um diesem, gemäß seiner Erfahrung, einseitig materiell orientierten Arbeitsalltag zu entkommen, hat Georg Stehauser unter materiell sehr schwierigen Bedingungen eine Ausbildung zum

Krankenpfleger gemacht. In der Krankenpflege, die seinen persönlichen Neigungen entspricht und bei der menschliche Zuwendung nicht mehr durch geschäftliche Interessen motiviert ist, hat er sich dann beruflich entfalten können und letztlich auch wieder ein ausreichendes Einkommen erzielt.

Aufschlussreich für das wechselseitige Verhältnis von Berufsorientierung und privater Lebensform in der Biographie von Georg Stehauffer ist, dass sein langer Weg der Berufselbstfindung abgeschlossen war, *ehe* er in den Status des Alleinlebenden gewechselt hat. Dass er um der Arbeitsinhalte willen seine gesicherte und gut bezahlte berufliche Position in der Phase der Familiengründung eingetauscht hat gegen eine neue Ausbildung, die sowohl hinsichtlich der zeitlichen Organisation wegen des Schichtdienstes als auch der materiellen Lage über mehrere Jahre ihm und seiner Frau große Opfer abverlangt hat, steht in keinem ursächlichen Zusammenhang mit seiner heutigen Lebensform.

In der heutigen Lebensführung von Georg Stehauffer kommt seinem Beruf eine ganz zentrale und sehr positive Bedeutung zu. Zum einen geht er nach eigener Aussage in seiner Arbeit auf, weil er in der Pflege sein Bedürfnis nach engen menschlichen Kontakten und Fürsorge für andere leben kann - Anteile seiner Person, die er erst spät für sich zur Entdeckung gebracht hat. Zum andern ist er in ein soziales Netz von Kollegen eingebunden, in dem er gegenseitige Anteilnahme auch in sehr persönlichen Lebensbereichen erlebt, für ihn eine Qualität seines Arbeitsplatzes, die er wie kein Zweiter meiner männlichen und weiblichen Interviewpartner herausstellt. Und schließlich erfährt er ein hohes Maß an persönlicher Anerkennung. Georg Stehauffer ist ein Mann, der ein engagierter Familienvater war und für den das Zerbrechen seiner Familie ein schmerzhafter Verlust geblieben ist. Es ist diesem Biographen gelungen, sowohl in seiner Arbeit selbst als auch durch seine kollegiale soziale Einbindung in hohem Maße eine *Kompensation für die vermisste Familie* zu finden. Einen symbolhaften Ausdruck findet dies darin, dass er seit vielen Jahren freiwillig und gerne Weihnachten Dienst übernimmt.

5.3.6 Soziale Nähe in Beruf und Privatheit

Georg Stehauffer sucht in all seinen sozialen Beziehungen intensive Nähe und sehr persönlichen Austausch. Über die Beziehungen zu seinen Kolleginnen und Kollegen sagt er:

Und das ist auch nicht nur oberflächlich. Wenn man da mal Probleme hat oder so, kann man ruhig das mal auch einem Kollegen oder einer Kollegin gegenüber mal loslassen, weil, ich glaube, da sind wir auch gegenseitig sehr offen, da versteckt keiner heimlich was. Wir haben alle auch sehr viel Nachtdienst, das waren im letzten Monat drei vier Nächte allein, also mit einer Kollegin die liebe lange Nacht, man muss auch arbeiten sicher, aber irgendwann hört das um zwei, halb drei jedes Mal auf, da wird das ein bisschen ruhiger. Da setzt man sich mal hin und trinkt einen Kaffee, und so nachts, wenn man so allein da sitzt, dann - dann tut man sich schon öffnen, dem anderen gegenüber, "Was hast Du für Probleme, und weißt Du, mit meinem Mann klappt es nicht so", und so hin und her. Das ist einfach auch eine gute Seelenwäsche eigentlich so, wenn man weiß, man hat Anlaufpunkte, wo man hingehen darf und darf auch erzählen, und da ist auch jemand, der einem zuhört, und ich höre ihm zu, was er mir erzählt. Das ist eigentlich auch, so von - von Kollegen, ist das eigentlich sehr sehr freundschaftlich, darf man sagen, vom - vom Vertrauen, dass man sich das auch anvertraut, miteinander und untereinander, das hilft, das hilft schon was weg. (AMW-07, 49/2)

Wie in der Fallrekonstruktion dargelegt, sucht Georg Stehauser vor allem in seinen Partnerbeziehungen eine sehr intensive Nähe. Seit Jahren sind seine Wünsche an eine Partnerschaft uneingelöst; aber es gelingt ihm, dieses Defizit teilweise über seine sozialen Beziehungen im Beruf zu kompensieren. Auch dem ebenfalls hoch engagiert in einem helfenden Beruf arbeitenden Wolfgang Radspieler ist es gelungen, sowohl im Umgang mit Kollegen als auch gegenüber den Klienten eine den beruflichen Anforderungen *und* den eigenen Bedürfnissen angemessene Art von Nähe herzustellen. Auch seine Nähe- und Distanzwünsche im Arbeitsleben und in seinen Partnerschaften entsprechen sich, unterscheiden sich aber beachtenswert von Georg Stehausers Bedürfnissen. Zur Erinnerung: Wolfgang Radspieler, heute Leiter eines Jugendamtes, hat gleich nach der mittleren Reife eine Beamtenlaufbahn eingeschlagen. In seinem beruflichen Werdegang mischen sich Zielstrebigkeit (er besucht drei Jahre berufsbegleitend als Abendschüler eine Verwaltungsakademie) und eine starke intrinsische Motivation. Sie beruht vor allem auf sozialem Engagement, seiner Lust, schwierige Aufgaben zu übernehmen, und dem hohen Wert, den er guten sozialen Beziehungen am Arbeitsplatz bzw. innerhalb seines Amtes beimisst. Seine Liebe zu seinem Beruf zeigt sich auch in seiner Absicht, nach der Pensionierung oder auch schon vorher sein Fachwissen im Bereich der Sozialhilfe stundenweise in eine Anwaltssozietät einzubringen. Das mittlerweile sehr gute Arbeitsklima in dieser Behörde, die, ehe er ihre Leitung übernommen hatte, unter Kollegen einen besonders schlechten Ruf genoss, sieht er als seine persönliche Leistung, auf die er stolz ist. "Die finden sich alle da irgendwie wohl. Obwohl es irgendwo, klar 'ne schon ne belastende Arbeit ist." (AMW-06, 20/6)

Seine Erzählungen veranschaulichen aber gleichzeitig, dass er auch in diesen kollegialen Beziehungen sehr Privates nicht zulässt und auf persönlichen Abstand bedacht bleibt. Erst recht gilt das für seine professionellen Beziehungen: Er betont, wenn er von der Arbeit mit Klienten spricht, immer wieder die professionelle Distanz, die er in der "Fallarbeit" wahrt; seine Erzählungen belegen, dass ihm sehr kompetent eine Balance zwischen emotionaler Einfühlung und innerem Abstand im Kontakt mit seinen Klienten gelingt. Seine hohe Zufriedenheit mit seinen über die Arbeit vermittelten sozialen Beziehungen beruht weitgehend auch darauf, dass es ihm gelungen ist, auch in diesem ihm wichtigen Lebensbereich die Nähe und vor allem freundschaftliche Distanz zu leben, die seinen tiefen Bedürfnissen entspricht und die auch seine Liebesbeziehungen prägt. (Vgl. Kapitel 4.3 und 5.2)

Herbert Fest, Beamter im höheren Dienst, dessen beruflicher Werdegang ausführlich in der Fallrekonstruktion dargestellt ist, empfindet eine große Leere in seinem Leben, die ihm weder seine Arbeit noch über die Arbeit vermittelte soziale Kontakte mildern können. Seine sehr distanzierte Haltung zu seinem Beruf und gleichermaßen zu den Menschen in seinem beruflichen Umfeld versperrt ihm auch die Möglichkeit, seine unerfüllten Wünsche an eine Partnerbeziehung wenigstens teilweise über seine Berufstätigkeit zu kompensieren. Es sei daran erinnert, dass Herbert Fest sich nach einigen Jahren Berufstätigkeit in der freien Wirtschaft "beim Staat" beworben hat, weil er Außendienst und unregelmäßige Arbeitszeiten - auch oder gerade nach seiner Scheidung - als problematisch empfunden hat. Neben einem gesicherten Lebensstandard ist ihm vor allem ein stressarmer Arbeitsplatz wichtig. Zu diesen beiden Aspekten seiner Berufstätigkeit äußert er sich ausführlich im Interview; dagegen sagt er nichts zu seinen Arbeitsinhalten und kein Wort zu den sozialen Beziehungen an seinem Arbeitsplatz. Seinen Tageslauf schildert er so: "Der (normale Alltag, J.S.) schaut **überhaupt** net berauschend aus. In der Früh in'd Arbeit. Nachmittag schau'n, dass mer ja möglichst früh aus'm Büro rauskommt." (AMW-08, 53/2)

Auch bei diesem Alleinlebenden steht der berufliche Werdegang in keiner erkennbaren Beziehung

zu seinem Alleinleben; er hat den Wunsch nach einem Leben als Beamter vor seiner Scheidung entwickelt.

5.3.7 Rückzug aus sozialen Beziehungen und Beruf

Auch Günther Höhlers Haltung zur Berufstätigkeit wäre mit einer verantwortlichen Familiengründung nicht vereinbar. Aber auch in seiner Lebensgeschichte gibt es keine Prioritätensetzung zugunsten des Berufs und auf Kosten privater Bindungen, sondern *sein Alleinleben, seine soziale Isolation und sein berufliches Abseits haben gemeinsame Ursachen in den Strukturen seines Lebenslaufs*. Aufgrund seiner Erfahrungen in der Herkunftsfamilie und insbesondere seiner dauerhaften Verletzungen durch Missbrauchserlebnisse hat er ein besonders radikales Fluchthandlungsschema entwickelt (vgl. Kapitel 5.2), das ihn an jeder verbindlichen sozialen Integration gehindert hat: Er hatte weder die Möglichkeit, nahe menschliche Bindungen einzugehen *noch* sich beruflich zu integrieren. Zunächst sind es reale, räumliche Fluchten: Nach freiwilligem Militärdienst, bereits als Flucht aus dem Elternhaus inszeniert, und Abschluss einer Lehre beginnt er ein "ziemlich exzessives" Leben. "Waren **wilde** Jahre. Wir sind bei Nacht und Nebel nach Amsterdam gefahren, nach Paris gefahren, alles so was. Und ich war also immer ziemlich, äh, verflippt in der Beziehung, neh!" (AMW-03, 2/11) Bald kann er sich auf keinem Arbeitsplatz mehr halten. Nach Ausschöpfung verschiedener ABM-Maßnahmen beschließt er für sich, der Erwerbswelt dauerhaft den Rücken zu kehren, und führt seitdem auf der Basis von sozialen Transferleistungen ein Leben in völliger Isolation, ohne dies ändern zu wollen.

Fassen wir zusammen:

Die bisherigen Analysen möglicher Verbindungslinien zwischen den Prozessverläufen der Berufs- und Partnerbiographien Alleinlebender haben ergeben,

S dass dem Beruf im Alltag der Alleinlebenden eine zentrale Bedeutung zukommt, ohne dass damit notwendigerweise eine ausgeprägte Berufsorientierung im Sinne von inhaltlichem Interesse an der Arbeit oder beruflicher Zielstrebigkeit, die Einkommen und/oder Prestige verspricht, verbunden sein muss. (In unserer Untersuchungsgruppe war bei den Alleinlebenden beider Altersgruppen eine vor allem eine auf Prestige und Einkommen hin orientierte Einstellung zum Beruf eher gering ausgebildet.) Eine sorgfältige Differenzierung zwischen unterschiedlichen Aspekten beruflicher Orientierung lässt verschiedenartige Gratifikationen durch die Berufstätigkeit erkennen, denen Alleinlebende einen hohen subjektiven Stellenwert beimessen, die sie aber oftmals auf Kosten eines beruflichen Erfolgs im konventionellen Sinn anstrebten. Dazu gehören vor allem befriedigende soziale Beziehungen am Arbeitsplatz, Anerkennung der eigenen Kompetenzen und Leistungen, Arbeitsinhalte, die als Selbstverwirklichung empfunden werden, und Erweiterung des Erlebnis- und Erfahrungsraumes. Gerade Menschen, die keine Verpflichtungen für eine Familie haben, können sich zur Sicherung solcher Gratifikationen durch den Beruf die Freiheit nehmen, geringere Einkommen und berufliche Unstetigkeit zu akzeptieren. Die von mir in Zweifel gezogene Schlussfolgerung, eine (unter anderen von Bachmann (1992) festgestellte) hohe Berufsorientierung bei Alleinlebenden sei ein Indiz für deren Prioritätensetzung zu Ungunsten ihrer privaten Bindungen, beruht meines Erachtens auf einer mangelnden Differenzierung der spezifischen Bedeutungsgehalte, die die Erwerbsarbeit für Menschen haben kann, die nicht in eine Familie eingebunden leben;

- S dass selbst eine wenig attraktive Berufstätigkeit, die die Betroffenen selbst als sie un-
terfordernd erleben, oftmals eine wichtige Stützpfeilerfunktion für die psychosoziale
Stabilität der Alleinlebenden hat, weil sie dem Alltag eine zeitliche Strukturierung gibt.
Das gilt nicht nur für Alleinlebende, die unbefriedigend sozial eingebunden sind und
wenige Interessen ausgebildet haben;
- S dass (zumindest für die in den vierziger Jahren geborenen Alleinlebenden) eine starke
Berufsorientierung allein kein Grund dafür ist, dass diese Alleinlebenden keine (dauer-
hafte) Partner- oder Familienbindungen eingegangen sind; das belegt die prozessorientierte
Analyse der beruflichen und der privaten Weichenstellungen in den Lebensverläufen, die
Frage nach einer wechselseitigen Beeinflussung von beruflichen und partnerorientierten
Entscheidungen: In keiner Lebensgeschichte der von mir befragten Alleinlebenden war
berufliches Engagement ursächlich für die Lebensform. Auch die Mobilitätsanforderungen
seitens des Arbeitsmarktes erwiesen sich nicht als ursächlich fürs Alleinleben. Vielmehr
wurden in den Biographien der Alleinlebenden Haltungen sichtbar, die sich in der
Berufsorientierung *und* in der Gestaltung ihrer Partnerbeziehungen niederschlugen. Dazu
gehören ein Verlangen nach Intensität im Augenblick, das einer langfristigen Planung in
allen Lebensbereichen entgegensteht, ein ausgeprägtes Fluchtverhalten in - privaten und
beruflichen - Krisensituationen, ein allgemeiner sozialer Rückzug;
- S dass Vereinbarkeitsprobleme zwischen der Gestaltung des Berufslebens und einer (anti-
zipierten) Familiengründung für einige Alleinlebende durchaus entstehen würden. Solche
Vereinbarkeitsprobleme waren aber, wie die durchgeführten Prozessanalysen der Partner-
und Berufsbiographien erkennen lassen, ebenfalls *nicht ursächlich* für ihre Lebensform.
Die eingangs zitierte These im Kontext der Individualisierungsdebatte, dass die Gesetze
des modernen Arbeitsmarktes Frauen und Männer ins Alleinleben drängten, muss -
zumindest für in den vierziger Jahren geborene Alleinlebende - infrage gestellt werden.
Die vielfach festgestellte überdurchschnittlich hohe Berufsorientierung Alleinlebender
(exemplarisch: Bachmann 1992) erweist sich bei einer differenzierenden Betrachtung als
vielschichtig und - vermutlich mehrheitlich - nicht auf eine formale berufliche Karriere hin
ausgerichtet.

5.3.8 Eigenes Erwerbseinkommen als strukturelle Voraussetzung fürs Alleinleben

Eine eigenständige Erwerbstätigkeit und die an sie gekoppelte wohlfahrtsstaatliche Absicherung
ist eine entscheidende Voraussetzung für eine familienunabhängige Lebensform. Für Frauen ist
diese materielle Autonomie erst nach dem Zweiten Weltkrieg und in bemerkenswertem Ausmaß
erst als Folge der so genannten Bildungsexpansion in den siebziger Jahren Wirklichkeit
geworden.⁸⁴ Die wachsende Zahl der Alleinlebenden im familientypischen Alter seit den achtziger
Jahren spiegelt diesen Tatbestand wider.

Den (in den vierziger Jahren geborenen) von mir interviewten allein lebenden Frauen, die alle

⁸⁴ Mütter tragen heute angesichts der Instabilität von Ehen, auch wenn sie verheiratet sind, ein höheres
Risiko, in eine materielle Notsituation zu kommen, als allein lebende kinderlose Frauen - eine
bemerkenswerte historische Umkehrung von Lebensrisiken.

einen Beruf ergriffen hatten, ehe sie ein Leben ohne Ehemann und Versorger für sich antizipierten, ist ihr eigenes Erwerbseinkommen so selbstverständlich, dass kaum eine noch bewusst darüber nachdenkt, es zumindest nicht für erwähnenswert hält, dass ihre Erwerbstätigkeit ihr erst möglich macht, unabhängig von einem Versorger zu leben. Höchstens in beiläufig begründenden Kommentaren, warum Eltern aus unglücklichen Ehen noch keine Möglichkeit gehabt hätten, sich scheiden zu lassen, klingt eine Reflexion dieses Zusammenhangs an. Das Ausblenden des Themas materielle Absicherung durch eigene Erwerbsarbeit in den Lebenserzählungen der interviewten Alleinlebenden darf aber nicht darüber hinwegtäuschen, dass für viele Frauen dieser Generation, vielleicht der Mehrheit, eine Versorgungsehe noch zur selbstverständlichen Lebensplanung gehört hat und viele von ihnen sich nicht aus einer sehr unbefriedigenden Ehe gelöst haben oder noch lösen, weil ihre Alternative nur ein finanziell ungenügend abgesichertes Leben (gewesen) wäre. (Solche Frauen sind - trotz Zufallsprinzip - nicht in meiner Untersuchungsgruppe, weil Frauen mit einem solchen traditionellen Lebensplan seltener kinderlos bleiben und deshalb selbst im Fall einer Scheidung selten allein lebend sind.)

Eine These meiner Untersuchung lautet, dass zwar erst die Integration auch der Frauen in die Erwerbsarbeit Alleinleben als Alternative zur Eheschließung *möglich macht*, aber dennoch eine hohe Berufsorientierung *nicht ursächlich* fürs Alleinleben ist; das Gleiche gilt für die Anforderungen des modernen Arbeitsmarktes.⁸⁵ Damit schließe ich aber nicht generell Wechselwirkungen zwischen der Haltung zur Berufsarbeit und der Erwerbsbiographie einerseits und der privaten Lebensform andererseits aus. Die subjektive Bedeutung der Berufsarbeit im Alltagsleben von Alleinlebenden, das sich durch das Nichtvorhandensein der sozialen Welt Familie mit ihren dichten zwischenmenschlichen Beziehungen und ihren den Alltag strukturierenden Verpflichtungen auszeichnet, ist schon verschiedentlich zur Sprache gekommen. Dieser Aspekt betrifft am offensichtlichsten Frauen, weil in erster Linie für sie gilt, dass der Bedeutungsgehalt des Berufslebens eng mit ihrer privaten Lebensform bzw. gegebenenfalls vorhandenen Familienpflichten korrespondiert. Allein lebende Frauen sind in ihrem beruflichen Engagement nicht durch Familienpflichten eingeschränkt. (Inge Pechler hat erst nach ihrer Scheidung berufliche Erfolge gehabt; Hannelore Rossbach hätte ihre berufliche Entwicklung kaum als Mutter machen können.)

Aber auch allein lebende Männer unterscheiden sich, was ihre Erwerbsarbeit betrifft, von Fa-

⁸⁵ Zur individualbiographischen Genese des Alleinlebens siehe vor allem Kapitel 4. Speziell zum Einfluss der Berufsbiographie: *Niemand der 13 von mir interviewten Alleinlebenden hat bei wichtigen Weichenstellungen dem Beruf eine Priorität gegenüber einer Partnerschaft eingeräumt*. In keinem Fall wurde zugunsten des Berufs entschieden, als eine ausbildungs- oder berufsbedingte Mobilität einer Partnerschaft oder Familienbildung entgegengestanden hat. Umgekehrt ist Gisela Amdorf, deren Ehe geschieden wurde, ihrem Mann bei seinen ausbildungsbedingten Wohnortwechseln gefolgt um den Preis, dass sie auf die Anerkennung ihres Aufbaustudiums verzichtet hat, wie auch Inge Pechler aus gleichem Anlass berufliche Nachteile - wenn auch nicht so gravierende - in Kauf genommen hat. Die Länge der *eigenen* Ausbildung war weder bei einer interviewten allein lebenden Frau noch einem Mann ein Grund gegen eine Partnerschaft gewesen oder für ein Hinausschieben einer Familiengründung, die später nicht mehr verwirklicht wurde, verantwortlich. *Keine der Lebenserzählungen lassen eine Weichenstellung gegen eine Partnerschaft bzw. Familiengründung erkennen, um eine bessere Einkommenssituation zu erreichen oder einen erreichten Lebensstandard zu erhalten*. Es haben wohl einige der geschiedenen Alleinlebenden in ihrer zurückliegenden Ehe ihren *Kinderwunsch aus materiellen Gründen aufgeschoben*; dann scheiterte die Beziehung, bevor die - für junge Paare typischen - Bedürfnisse, wie Beenden einer Ausbildung, Anschaffungen für die erste Ausstattung oder Reisen, erfüllt waren. Im Vergleich zu repräsentativen Untersuchungen weist das kleine Sample eine recht gute Verteilung der Bildungsabschlüsse auf.

milienvätern, weil sie nicht durch familiäre Verpflichtungen eingeschränkt sind - ein Aspekt, dem sowohl in soziologischen Analysen als auch in der populären Literatur über Alleinlebende weniger Aufmerksamkeit geschenkt wird. Während allein lebende Frauen zeitlich verfügbarer für ihre Berufsarbeit sind als Familienfrauen, entfällt für allein lebende Männer vorrangig der Druck zur Einkommenssicherung für eine Familie. (Manfred Schreyer zum Beispiel ist sich sehr bewusst, dass er, sollte er noch heiraten, sein gegenwärtiges Berufsleben, das er sehr schätzt, zugunsten eines besser bezahlten und notwendigerweise geregelteren aufgeben muss; nach seiner Einschätzung würde selbst eine kinderlose Partnerin seinen niedrigen Lebensstandard nicht akzeptieren.) Pointiert ausgedrückt: Die Freiheit von geschlechtstypischen Verpflichtungen für eine Familie können Alleinlebende beiderlei Geschlechts für die Ausübung ihres Berufs nutzbar machen: die Frauen primär durch mehr zeitlichen Einsatz und die Männer durch Verzicht auf Einkommen. Auch dies ist ein Moment der Androgynisierung in der Lebensführung Alleinlebender.⁸⁶

5.3.9 Wechselwirkungen zwischen beruflichem und außerberuflichem Engagement

Einige Alleinlebende nutzen diese Freiräume aktiv und beziehen gerade auch deshalb vielfältigere Befriedigung aus ihrem Berufsleben, zumindest aus den sozialen Beziehungen im Umfeld ihrer Arbeit und erfahren so teilweise eine Kompensation für ihr Leben ohne Partnerschaft oder Familie. Andere bleiben ihrer Berufsarbeit einschließlich den mit ihr verbundenen sozialen Bezügen gegenüber sehr distanziert oder interessenlos, weil die Einstellungs- und Verhaltensmuster, die zu ihrem Alleinleben geführt haben, es ihnen auch schwer machen, sich intensiver in ihrem beruflichen Umfeld einzulassen. Im Extremfall ziehen sie sich ganz zurück. Sofern sie in einem geregelten Arbeitsverhältnis stehen, stabilisiert zwar die ordnende Struktur ihrer Berufsarbeit ihren Alltag, aber darüber hinaus beziehen sie, neben der materiellen Absicherung, wenig aus ihrer Berufstätigkeit. Weil diese Alleinlebenden auch dazu neigen, jenseits von Beruf und Partnerschaft wenigen Interessen nachzugehen und kaum in ein reichhaltiges privates soziales Netz eingebunden sind, verschärfen ihre beruflichen Erfahrungen ihr Lebensgefühl, dass *wenig passiert in ihrem Leben*, eine Formulierung, die in ihren Lebenserzählungen immer wieder auftaucht.

Ein augenfälliges Ergebnis der Untersuchung ist eine hohe Übereinstimmung bzw. Korrespondenz zwischen den Einstellungs- und Verhaltensmustern der Alleinlebenden im Berufsleben und in ihrer "Freizeit". Alleinlebende, die - außer der Einkommenssicherung und der Strukturierung ihres Alltags - wenig Gewinn aus ihrer Berufstätigkeit ziehen, tendieren umgekehrt dazu, sich auch außerhalb des Berufs weniger intensiv auf andere Menschen einzulassen und eigenen Interessen nachzugehen. Sie bevorzugen zugleich eine *soziale Einbindung nach traditionellem Muster*. Ein

⁸⁶ Auf der Basis repräsentativer Daten über Alleinlebende zwischen 35 und 54 Jahren kommt Weidacher zu folgender Einschätzung: "Das Ergebnis aus dem Vergleich durchschnittlicher Einkommenswerte nach Bildungsstatus und Berufsposition unterstützt - wenn auch mit allen nötigen Vorbehalten - die These, dass es ein Phänomen "Ledige Karrierefrauen" geben könnte, wobei hier nur Aussagen zur Einkommenssituation, zu Bildungsstatus und Berufsposition zur Debatte stehen, nicht aber Gründe dafür, weshalb dieser Personenkreis (noch) ledig ist." (ders. 1995, 310) Für die Bezeichnung "Karrierefrauen" sind schon deshalb Vorbehalte angebracht, weil Weidacher die prozentuale Verteilung von Einkommen über 2 000 Mark bei ledigen Männern und Frauen vergleicht. In der gegenüber familiengebundenen Menschen umgekehrten Einkommensdifferenz zwischen ledigen Frauen und Männern spiegelt sich aber die Freiheit allein lebender Frauen *zur* Erwerbsarbeit und allein lebender Männer *von* Erwerbsarbeit.

soziales oder politisches Engagement zeigte niemand von ihnen.

Mit anderen Worten: Es zeigen sich deutliche Parallelen zwischen den Haltungen der Alleinlebenden zum Beruf und ihrer sozialen Einbindung, was zufolge hat, dass die erlebte wie ausbleibende Bereicherung, die die Alleinlebenden in diesen beiden Lebensbereichen erfahren, tendenziell kumulieren. Dieser Effekt zeigt sich deshalb in dieser Schärfe bei *allein lebenden* Menschen, weil diese nicht nur ohne die dichten zwischenmenschlichen Beziehungen der sozialen Welt Familie leben, sondern sie auch ein erheblich höheres Maß an Eigeninitiative und Motivation für Aktivitäten mit anderen aufbringen müssen, als Frauen und Männer, die in selbstverständlicher und alltäglicher Nähe mit anderen Menschen zusammenleben. Alleinlebende, denen die Voraussetzungen dafür fehlen, werden auch ihr Arbeitsleben und besonders ihre sozialen Beziehungen in ihrem beruflichen Umfeld eher weniger aktiv gestalten. Und dann droht, dass das Empfinden, *in meinem Leben passiert nicht viel*, zu einer dauerhaften Grundstimmung wird.

Alleinlebende, die Abwechslung, Vielfalt, Anregung oder "Selbstverwirklichung" zum Beispiel durch schöpferisches Tun oder soziales Engagement suchen - und tendenziell in einer *sozialen Einbindung nach individualisiertem Muster* leben -, achten darauf, sich ihr Berufsleben so einzurichten, dass es ihnen solche Möglichkeiten bietet oder ihnen genügend Spielräume lässt für entsprechende Aktivitäten außerhalb ihrer Berufsarbeit.⁸⁷

Hier sei noch einmal auf einen Unterschied zwischen den Alleinlebenden der beiden Altersgruppen unseres Forschungsprojektes aufmerksam gemacht. Besonders den (von meinen Kolleginnen interviewten) zwischen 1953 und 1957 geborenen allein lebenden Frauen sind musische oder soziale Arbeitsinhalte wichtig, wie eine Auflistung ihrer Ausbildungen bzw. ihrer gegenwärtigen Arbeitsplätze zeigt: eine Musikerin, eine Absolventin einer Kunsthochschule mit einer Arbeit im kunsthistorischen Bereich, eine freiberufliche Werbegraphikerin, eine Schauspielerin, eine Frau, die mit Behinderten arbeitet, und eine, die eine körpertherapeutische Ausbildung macht. Während die älteren Alleinlebenden, mit oder ohne Berufswechsel, heute überwiegend mit ihrer beruflichen Situation zufrieden sind, sind auffallend viele der jüngeren noch auf der Suche, obwohl auch sie im Alter von Mitte bis Ende Dreißig sind. Sie weisen viele Brüche und Wechsel in ihrem Berufsleben auf, meist auf der Suche nach persönlicher Selbstverwirklichung oder nach interessanten Arbeitsinhalten vorzugsweise im psychosozialen oder im kreativen Bereich - so z.B. die Bibliothekarin, die auf eine Schauspielschule gegangen ist und heute mit gelegentlichen Engagements in sehr bescheidenen und unsicheren wirtschaftlichen Verhältnissen lebt.

Besonders diese in den fünfziger Jahren geborenen allein lebenden Frauen, aber zum Beispiel auch Anja Vielhaber, Georg Stehauser und Manfred Schreyer, haben viele *Brüche und Wechsel* in ihrem Berufsleben aufzuweisen und damit materielle Verzichtleistungen und Risiken akzeptiert, weil sie ein sehr starkes Interesse an den *Arbeitsinhalten* ihrer Berufstätigkeit haben. Ihre Berufs-

⁸⁷ Von den von mir interviewten Alleinlebenden zeigt nur Pechler überdurchschnittliches Interesse und Freude an ihrem Beruf und *zugleich* wenige außerberufliche Interessen, verbunden mit einer unbefriedigenden sozialen Einbindung. Diese Konstellation erklärt sich meines Erachtens aus ihrer Überfixierung auf den angestrebten Ehestatus, so dass sie alle Aktivitäten jenseits des Berufs der Erreichung dieses Ziels unterordnet, eine Deutung, die auch ihr großes ehrenamtliches Engagement im Jugendsport vor und während ihrer Ehe nahe legt. Erst, seit sie auf Partnersuche ist, verbringt sie ihre Freizeit in einem organisierten Single-Club oder pflegt das Wochenendhaus ihres Freundes (dem sie im Blick auf eine gemeinsame Zukunft nicht traut).

und ihre Partnerbiographien haben ein gemeinsames Merkmal: Diese Alleinlebenden vermeiden Weichenstellungen, die zu endgültigen Festlegungen führen. Besonders die Jüngeren von ihnen empfinden vorgezeichnete Berufslaufbahnen als entwicklungshemmend, eine Haltung, die weniger bewusst auch ihr Verhalten in Partnerschaften mitbestimmt.

5.4 Zukunftsvorstellungen und Perspektiven

In den letzten Jahrzehnten waren die älteren allein lebenden Menschen zum überwiegenden Teil verwitwete Frauen, die deshalb das Bild der allein lebenden älteren Menschen noch immer prägen. In den nächsten zehn, zwanzig Jahren gehen zunehmend mehr Menschen in den Ruhestand, die andere Gewohnheiten, Fähigkeiten, Vorlieben und Bedürfnisse entwickelt haben als Menschen, die nach einem langen gemeinsamen Leben in einer Familie ihren Partner, ihre Partnerin verloren haben; denn sie haben in langen Zeiträumen ihres Lebens allein gelebt und gewirtschaftet. Die heutigen Alleinlebenden mittleren Alters werden voraussichtlich mehrheitlich allein alt werden und bald einen bedeutsamen Anteil der älteren allein lebenden Menschen von Morgen bilden werden. Ihre spezifischen Bedürfnisse und Möglichkeiten zu kennen, gewinnt deshalb an Bedeutung; Perspektiven, Wünsche und Ängste der Alleinlebenden im Blick auf ihre Zukunft als ältere Menschen, ihre Kompetenzen, die sie in ihrem bisherigen Leben erworben haben, sind eine wichtige Information für zukünftiges Nachdenken über die Bedürfnisse älterer Menschen.

Welche Zukunftsorientierungen und -erwartungen haben Menschen in der zweiten Hälfte der Vierziger, deren Lebensrhythmus und Pläne für die eigene Zukunft nicht durch Familienphasen geprägt sind? Die keine markanten lebensphasentypischen Einschnitte mehr in ihrem Leben erwarten, wie die meisten Menschen in ihrem Alter es tun, beispielsweise Auszug der eigenen Kinder und Veränderungen der Ehe zur nachehelichen Gefährtschaft?

Sind sich Alleinlebende der Planungsspielräume bewusst, die sie haben, weil sie gewünschte Veränderungen in ihrem Leben nicht mit dem Ehepartner bzw. der Ehepartnerin und Kindern koordinieren müssen? Oder ist ihr Zeithorizont, weil sie weniger Ereignisse erwarten, die eine Neuorientierung nötig machen, eher bestimmt durch ein Immer-so-weiter? Zum Ende der biographischen Interviews habe ich meinen GesprächspartnerInnen zwei Fragen gestellt, die über ihre Lebenserfahrungen hinausweisen: Haben Sie Vorstellungen oder Wünsche, was sich beruflich oder privat für Sie in den nächsten 10 bis 15 Jahren verändern sollte? Und wie möchten Sie als alter Mensch leben? Wir haben so keine Auskünfte bekommen, wie die Alleinlebenden in 20 Jahren und länger einmal leben werden, aber wir haben etwas über ihre Wünsche und Erwartungen erfahren, über ihre Haltung ihrer eigenen Zukunft gegenüber. Zunächst eine allgemeine Beobachtung: Die Wünsche und Erwartungen der interviewten allein lebenden Frauen und Männer an die nachberufliche Lebensphase und auch ans Altwerden unterscheiden sich - anders als gewöhnlich bei Verheirateten - nicht geschlechtstypisch. Auch ihre Zukunftsplanungen und -erwartungen sind androgyn geworden; denn sie haben über viele Jahre oder Jahrzehnte ihr Leben ohne geschlechtstypische Arbeitsteilung organisiert, und so gut wie niemand von ihnen stellt sich ernsthaft vor, dass sich daran in Zukunft etwas ändern wird.

Welche Phantasien die Alleinlebenden für ihre Zukunft haben, wie sie sich vielleicht jetzt schon darauf einstellen, kann nicht unabhängig davon gesehen werden, ob sie in einer Partnerschaft leben und ob sie erwarten, im Alter in einer Partnerbeziehung zu leben. Wird er oder sie auch bereit sein, aufs Land oder ins Ausland zu ziehen? Ist es sinnvoll, sich als Frau an einem Wohnprojekt fürs Alter durch Immobilienkauf zu beteiligen, dessen Initiatorinnen nur Frauen aufnehmen wollen? Ob sie zur Zeit gebunden sind und welche Wünsche und Phantasien sie diesbezüglich für ihre Zukunft haben (vgl. Kapitel 4.1), muss also im Folgenden mitgedacht werden. Hier sei nur allgemein in Erinnerung gerufen: Es ist charakteristisch für die Alleinlebenden im mittleren Lebensalter, dass sie zwar fast alle in die Zukunft gerichtete Wünsche nach einer *Partnerbeziehung* haben, aber kaum jemand von ihnen ein *eheähnliches Zusammenleben* oder eine zukünftige Ehe ernsthaft antizipiert. Die Alleinlebenden, die in einer Partnerbeziehung leben, beziehen ihren Freund oder ihre Freundin nur selten in ihre Vorstellungen für die Zukunft ein. Diese machen das

Leben zwar reicher - manche vermissen auch schmerzhaft eine Partnerin oder einen Partner -; sie gehen aber deshalb noch lange nicht als antizipierter Bestandteil des zukünftigen Lebens in die Lebensplanung ein. Die Alleinlebenden sind Menschen, die so lange ihr Leben allein geplant und organisiert haben, dass es ihnen nicht leicht fällt, einen (antizipierten) anderen in die Lebensplanung einzubeziehen. Das äußern sie gelegentlich auch einschränkend, wenn sie über ihre Sehnsüchte nach einem Zusammenleben sprechen - eine Ambivalenz, die eine verbindliche (zukünftige) Partnerschaft sicherlich erschwert.

Beziehen wir die Zukunftsvorstellungen der Alleinlebenden auf deren Lebensentwürfe, so werden klare Muster erkennbar, die eng mit ihren gesamten Lebensplänen und ihren Haltungen ihrem Leben gegenüber verbunden sind und die ich im Folgenden skizzieren werde. Es fällt auf, dass die meisten meiner allein lebenden GesprächspartnerInnen konkrete und teilweise phantasievolle Vorstellungen für die Lebensphase nach Beendigung ihres Berufslebens entwickelt haben, andere dagegen ihre Erwartungen oder Hoffnungen darauf beschränken, eine Verschlechterung ihrer Lebenssituation möglichst lange abwehren zu können. Und dann gibt es noch welche, die sich damit ausgesöhnt haben, dass sich ihre Lebensentwürfe nicht erfüllt haben, die aber dennoch eine eigenverantwortliche Haltung ihrer Zukunft gegenüber einnehmen und für die Zeit ihres Ruhestandes und teilweise auch für ihr höheres Alter planen.

5.4.1 Konkrete Zukunftspläne, die neue Perspektiven einschließen

Elmar Soehnges und Wolfgang Radspieler, Susanne Ebenholz und Anja Vielhaber, die ihr Leben eigenverantwortlich und aktiv in die Hand genommen haben und alle eine vergleichsweise hohe Lebenszufriedenheit zum Ausdruck bringen, nehmen ihrer absehbaren Zukunft gegenüber eine ähnliche Haltung ein: Sie haben vielfältige und unter Berücksichtigung ihres bisherigen Lebens realitätsnahe Vorstellungen darüber, wie sie in ihrem Ruhestand einmal leben wollen. Hinsichtlich einer Partnerschaft leben sie in sehr unterschiedlichen Konstellationen: die beiden Männer in einer als befriedigend erlebten Distanzbeziehung, wobei ein Zusammenziehen in der Zukunft noch offen ist; Susanne Ebenholz in einer ebenfalls positiv erlebten Beziehung, der sie selbst dennoch keine sehr lange Zukunft gibt, und Anja Vielhaber ist auf der Suchen nach einem Partner. So unterschiedlich sie eingebunden sind, ist ihnen gemeinsam, dass sie ihre Zukunftsvorstellungen unabhängig von ihren gegenwärtigen oder möglichen zukünftigen PartnerInnen entwickeln, auch ersehnten zukünftigen PartnerInnen keine entscheidende Rolle in ihren antizipierten Leben in der Zukunft zuweisen.

Elmar Soehnges, der sich nicht entschließen kann, mit einer Frau zusammenzuziehen, mit der er seit 14 Jahren befreundet ist und die für ihn die einzige ist, die er heiraten würde, antwortet spontan auf die Frage nach seinen Vorstellungen für sein Alter: "Nicht allein! Das möcht' ich nicht. Auf keinen Fall. Also, eh, allein im Alter ist etwas Schreckliches finde, ich." (AMW-04, 48/15) Elmar Soehnges, der in seiner Entscheidungsfähigkeit, mit einer Partnerin zusammenzuleben, so ganz und gar blockiert ist, ist im Grunde doch so sehr Alleinlebender, dass er von seinen vielfältigen Interessen und Aktivitäten in der Gegenwart erzählt (vgl. Kapitel 5.2.1), ohne seine Freundin, die ihm eine sehr liebe und wichtige Vertraute ist, dabei zu erwähnen, auch dann nicht, wenn er überlegt, seinen Wohnsitz dauerhaft ins Ausland zu verlegen. Es ist Angst davor, einmal nicht mehr ein so aktives und expansives Leben führen zu können, einmal zunehmend mehr allein in der Wohnung zu sein, die durchschimmert, wenn er ausruft: "Allein im Alter ist etwas Schreckliches!" Erinnern wir uns daran, dass er die gemeinsame Häuslichkeit mit seiner Mutter auch noch weit in's Erwachsenenalter hinein als eine sehr schöne Erinnerung bewahrt. Doch seine

Bedenken, sein sehr selbständiges Leben im Alltag auf eine Partnerin, die ja andere Ansprüche an ihn stellen wird als seine Mutter, sind mindestens ebenso groß wie die Angst vorm Alleinsein. In dieser heftigen Ambivalenz, die einen sehr großen Teil seiner Lebenserzählung einnimmt, ist er so gefangen, dass er keine zufrieden stellenden Phantasien für ein Leben im höheren Alter entwickeln, geschweige denn Weichen für diese Lebensphase stellen kann. Diese Selbstblockierung, die ihn daran hindert, sich für oder gegen eine Heirat oder zumindest ein Zusammenleben mit seiner Freundin zu entscheiden, lässt auch keine Entwürfe für sein Leben zu, wenn ihm sein Alter und seine Gebrechen einmal nicht mehr erlauben, so aktiv und expansiv zu leben wie heute und wie er das noch lange vorhat. Für die Zeit nach seinem Ausscheiden aus dem Berufsleben hat Elmar Soehnges dagegen vielfältige und teils auch sehr konkrete Pläne. Es sei daran erinnert, dass er vorhat, freiberuflich beim Film zu synchronisieren, eine Tätigkeit, die er jetzt schon gelegentlich im Urlaub ausübt. Und es ist wahrscheinlich, dass er sein vielfaches privates und ehrenamtliches Engagement ausdehnen wird.

Ein ähnliches Muster zeigen die Zukunftsvorstellungen und -perspektiven von Wolfgang Radspieler. Auch er hat sehr konkrete Pläne für die Zeit seines Ruhestandes, die an bereits ausgeübte Aktivitäten anknüpfen und größtenteils ihre Wurzeln in seinem sozialen Engagement haben. So überlegt er, ob er sein berufliches Fachwissen im Bereich der Sozialhilfe freiberuflich in eine Anwaltssozietät einbringt; denn er hat die Erfahrung gemacht:

Vorm Verwaltungsgericht ... da findste kaum einen Anwalt, der sich im Sozialrecht auskennt. Das ist also - Ich weiß nicht wodran des liegt, ob dat nicht lukrativ genug ist oder was. ... Dat finde ich also nich uninteressant, neh, dat man da also noch ne interessante Aufgabe hätte, sich das einteilen kann und im Übrigen sagt, so jetzt bin ich mal zwei Monate weg, ... ((Name seiner Lieblingsinsel)) oder so was. Dat wär natürlich der Idealfall, aber naja ((lacht)) wird wohl nicht eintreten, denk ich mal. ... **Aber noch bin ich keine 50**, ... mach ich mir auch noch nich so so ernsthafte Gedanken drüber. (AMW-6, 56/32)

Er findet die Vorstellung, nach seiner Pensionierung seine Fachkenntnisse in einem solchen neuen Kontext einzubringen, anregend, zweifelt aber daran, es einmal tatsächlich zu tun, weil er wahrscheinlich auch dann keine Zeit habe. Wir können mit Wolfgang Radspieler davon ausgehen, dass er nach seiner Pensionierung weiterhin ein erfülltes und anregendes Leben führt (vgl. Kapitel 5.2); aber auch er ist blockiert, wenn er an seine zukünftige Lebensform denkt, und kreist im Interview in einem fort um die Frage, ob er demnächst mit seiner Partnerin zusammenziehen soll, genauer: um seine Angst, dass es bald keinen "sachlichen" Grund mehr gegen ihr getrenntes Wohnen geben wird. Und wegen dieser Blockierung hinsichtlich der zukünftigen Form seiner Partnerschaft kann er auch keine Vorstellungen entwickeln für die Zeit, in der vielleicht einmal körperliche oder geistige Gebrechlichkeit ein Alleinleben nicht mehr zulassen, obwohl er ständig mit dieser potenziellen Möglichkeit konfrontiert ist. Denn er versorgt gegenwärtig täglich seine hilflos gewordene Mutter. Der Gedanke, dass er möglicherweise einmal nur dann seine Selbstbestimmung wahren kann, wenn er auch für solche hilfebedürftigen Zeiten ein Arrangement vorgesehen hat, muss sich ihm also - nicht nur aufgrund seiner beruflichen Erfahrungen - aufzwingen.

Auch Anja Vielhaber, gegenwärtig ohne Partner aber mit einem starken Wunsch nach einer neuen Partnerschaft, und Susanne Ebenholz, die in einer Beziehung lebt, beziehen, wenn sie über die Zeit ihres Ruhestandes und ihr höheres Alter nachdenken, ihren (potenziellen) Partner nicht oder nicht ernsthaft ein. Doch der Begründungszusammenhang ist bei den beiden allein lebenden Frauen ein

etwas anderer als bei den Männern. Können Letztere sich nicht entscheiden zwischen ihrem Autonomie- oder Distanzbedürfnis einerseits und ihrer Angst, vielleicht einmal alt und allein ans Haus gebunden zu sein, andererseits und erscheinen dabei so blockiert wie der Esel zwischen zwei Heuhaufen, betonen die beiden Frauen, unabhängig davon, ob sie in einer Partnerschaft leben, dass sie sich nicht von einem Mann versorgen lassen wollen. Diese weibliche Variante der Freiheit lässt die Frauen - scheinbar frei von der Ambivalenz zwischen Freiheit und Bindung, wie Elmar Soehnges und Wolfgang Radspieler sie zeigen - ihre Zukunft betont unabhängig von einem Partner planen. Dennoch wünschen sie sich Zärtlichkeit und Sexualität, eingebettet in eine lang dauernde Freundschaft. Sexualität ist beiden ausgesprochen wichtig; die partnerlose Anja Vielhaber gesteht, sie vermisse gelegentlich einen Partner "so richtig körperlich schmerzvoll."

Vergleichsweise konkrete Pläne auch für ihr höheres Alter, für hilfsbedürftige Zeiten hat Anja Vielhaber, die sich in einem Projekt für Wohnen im Alter engagiert hat.

Zusätzlich bin ich in einem Projekt mit Frauen. Ehm, wir wollen zusammen uns für das Alter, also in absehbarer Zeit, entweder ein Haus zusammen kaufen oder bauen, eh, eh, in Gemeineigentum mit Genossenschaftsgründung oder Ähnlichem, analog Beispielen in anderen Städten. (AFW -11, 82/9)

Dieses Wohnprojekt, was ich da plane, hat unter anderem zum Inhalt - und ich bin bei Weitem nicht die Älteste da drin - dass wir im Alter uns gegenseitig pflegen wollen, bis jeder von uns irgendwann mal stirbt. (AFW -11, 86/22)

Anja Vielhaber setzt sich von ihrer Mutter ab, wenn sie den motivationalen Hintergrund ihrer Zukunftsplanung wissen lässt:

Weil ich mir vorstelle im Alter, das heißt eh zu dem Zeitpunkt wo man, ehm, nicht nur aus der Berufstätigkeit ausgeschieden ist, sondern auch körperlich nicht mehr so kann. Weder in irgend so einem x-beliebigen Altersheim zu landen, eh, auch nicht alleine zu wohnen. Eh, so wie ich die Erfahrung jetzt mit meiner Mutter mach, ist "was müssen wir springen". Und meine Mutter wiederum verlässt sich ganz auf uns. Das heißt, die nimmt z.B. **ihren** angemeldeten Altersheimplatz überhaupt nicht in Anspruch. Weil sie nicht will. **Ich** will genau in diese Situation nicht reinkommen.

Die Argumentation ist zwar nicht stichhaltig; denn Anja Vielhaber ist kinderlos und kann nicht in Versuchung kommen, ihre Kinder einmal "springen" zu lassen. Ihre Aussage ist eher als Stoßseufzer zu verstehen: Hätte doch die Mutter auch so viel Eigenverantwortung übernommen, wie sie selbst im Begriff ist es zu tun! Erstens will sie - genau wie die Mutter - nicht in einem anonymen Altersheim leben und zweitens weiß sie, dass sie, will sie dies ausschließen, selbst für eine Alternative sorgen muss für den Fall körperlicher Hilfebedürftigkeit.

Auch Susanne Ebenholz gehört zu den Alleinlebenden, die lebhaftere Vorstellungen für die Zeit nach der Erwerbsarbeit haben. Es sei kurz daran erinnert: Sie will dann endlich studieren - Geschichte oder Kunstgeschichte, um besser zu verstehen, was sie sieht. Und vor allem ist ihr wichtig, über ein Studium mit jungen Menschen in Kontakt zu bleiben. "Manchmal geh'n sie mir auf'n Keks, aber alles in allem find ich's schon spannend, mit denen zusammen zu sein." (AFW -15, I, 56, 17) Es klingt sehr programmatisch, wenn sie sagt, sie wolle "versuchen lebendig und neugierig, ja, auf jede neue Situation zu reagieren." (AFW -15, I, 55, 36) Doch entspricht diese Wunschvorstellung ihrer Lust auf Neues als tief verankerter Lebenshaltung.

Susanne Ebenholz wehrt offen die Frage nach dem Alter ab - sie wolle nicht alt werden, noch nicht - und benennt ihre Hintergrundfolie für diese Abwehr:

Ich habe kein Bild davon, wie so was geht. Ich habe wenn, dann nur negative Bilder auch, von denen ich weiß, dass ich es so, so nicht will, neh. //mhm//. Also wie gesagt, wenn ich mir meine Mutter angucke, die sich da () Und so will ich nicht, so nicht, neh. Und also ich habe natürlich - auch Älterwerden hab ich jetzt nicht mit jemandem geplant, sondern wenn, dann für mich, neh. //mhm// Also dass ich entweder wann mal studiere. Und das alles habe ich Ihnen ja schon mal erzählt. //mhm// Aber für mich, ich ich habe es für mich alleine geplant. // ... // Nicht mit jemandem zusammen. Und, äh, wir sind jetzt ein und ein dreiviertel Jahr oder so befreundet, ja? Da kann - und dann dieser Altersunterschied und, ähm, du weißt ja noch nicht mal, wie es in 5 Jahren aussieht, also geschweige - Und heiraten will ich nicht. Und zusammenziehen, also weiß - bin ich auch nicht so scharf drauf. Und insofern muss ich es ja erst mal für mich alleine. Und () wenn ich dann 65, dann bügel ich dir deine Hemden, dann habe ich endlich die Zeit dafür ((lacht)). Also das nicht, neh. Also insofern habe ich vom - von der Vorstellung also alt zu werden, gemeinsam mit, äh, vielen anderen Menschen und älteren, jüngeren, und auf Grundlage von gemeinsamen Interessen dann irgendwas zusammen zu machen, neh. (AFW -15, II, 26, 24)

Die Biographin betont zunächst, was sie *sich nicht vorstellen* und nicht planen kann: Auf Liebesbeziehungen ist kein Verlass, da sollte man nicht einmal fünf Jahre vorausdenken, erst recht nicht bis ins Alter. Zudem ist, auch wenn die gegenwärtige Beziehung (mit einem wesentlich jüngeren Mann) Bestand haben sollte, der Ruhestand kein Anlass, mit dem Partner zusammenzuziehen; denn dann könnte das Ansinnen (oder die Versuchung?), ihm "die Hemden zu bügeln" größer werden. Den Plan zu studieren relativiert sie erstmals als eine Möglichkeit unter anderen, ohne diese zu benennen. Keine (Vor)Bilder zu haben für ein Leben im Alter, nur zu wissen, was nicht nachahmenswert und was nicht abschätzbar ist, ist eine folgerichtige Fortsetzung ihres bisherigen Lebenskonzeptes, das ganz auf Veränderung (der Gesellschaft), neue Formen auch für das private Leben eingestellt ist. Diese Offenheit der Zukunft empfindet sie weder als bedrohlich noch als bedrückend, dafür sorgt ihre Grundhaltung, dass sie sich gerne Neuem aussetzt und neue Erfahrungen als Lernsituationen ansieht.

Schließlich äußert Susanne Ebenholz die Vorstellung, in ihren nachberuflichen Leben mit vielen Menschen - alten und jungen - "auf Grundlage von gemeinsamen Interessen" etwas zusammen zu tun, ein sehr vages Programm, das an die Tradition der Projekte und Initiativen in der "Alternativkultur" erinnert. Auf dem Hintergrund, dass die Biographin nie aufgehört hat, in politischen und gewerkschaftlichen Zusammenhängen zu arbeiten, auch gegenwärtig vielfältige Aktivitäten mit anderen teilt, ist es aber berechtigt davon auszugehen, dass sie tatsächlich nach Ende ihres Erwerbslebens eher mehr in gemeinschaftliche Aktivitäten eingebunden sein wird als heute. "Und ich versuche immer noch mit den Kräften, die ich zur Verfügung habe und genauso wie's mir jetzt Spaß macht, also nicht mehr über die Maßen und nicht mehr verkniffen, das zu verwirklichen.", beschreibt sie - wie viele ihrer Erzählungen belegen, zu Recht - ihr gesellschaftlich politisches Engagement. (AFW -15, I, 49/15)

Ihre Phantasien, wie sie - nicht - alt werden möchten, entwerfen beide Frauen, indem sie sich von der Lebensweise ihrer Mütter absetzen. Doch anders als Susanne Ebenholz, die sich im Alleinsein geradezu geborgen fühlt, weiß Anja Vielhaber, dass es ihr nicht gut geht, wenn sie alleine lebt, und dass sie deshalb aktiv werden muss:

Ehm, weil ich dieses Alleine-Wohnen nicht besonders schätze, eh, ich hab gern Leute um mich herum, ich hab gerne Gespräche um mich herum. Und, eh, ich hab den Eindruck ich eigne mich **überhaupt** nicht zu - dazu alleine in so ner Wohnung zu wohnen. Ehm: ne Wohnung so zu **teilen**: muss ich dazu sagen, mit jemandem in meinem Alter, klappt auch zur Zeit nicht. (AFW -11, 86/3)

Mit ihrem Wohnprojekt bleibt auch sie in der Tradition der Alternativbewegung. Im Übrigen ist sie noch so sehr (und mit viel Energie) damit befasst, sich beruflich zu etablieren, dass sich all ihre Zukunftspläne jenseits einer Partnerschaft in diesem beruflichen Kontext bewegen. (Vgl. Kapitel 5.3.5)

Obwohl diese Alleinlebenden mit ihren vielfältigen Zukunftsplänen sich - nicht zuletzt für ihr Alter - einen Lebenspartner, eine Partnerin wünschen, halten sie die Ambivalenz ihrer Partnerwünsche aus, lassen sich nicht davon abhalten, konkrete Pläne zu machen, die teils an ihre bisherigen Aktivitäten anknüpfen, teils auch neue Perspektiven einschließen. Zugute kommt ihnen dabei, dass sie zu den Menschen gehören, die gerne neue Erfahrungen machen. Sie machen ihre Familien- oder Partnerlosigkeit nicht verantwortlich für das, was ihnen in ihrem Leben weniger gelungen erscheint. Wenn sie überlegen, ob sie nicht doch mit jemandem einmal zusammenziehen wollen, dann weisen sie dem oder der - antizipierten - LebenspartnerIn keine Lückenbüßerfunktion für ungelebtes Leben zu. Auch ihre Partnerschaftswünsche sind zwiespältig; doch scheint ihre im Vergleich mit anderen Alleinlebenden hohe Lebenszufriedenheit eher in ihrer Gewissheit begründet zu sein, dass sie ihr Leben eigenverantwortlich und eigenständig gestalten, als in unerfüllten oder ambivalenten Wünschen nach einer Partnerbeziehung. Die Kehrseite ist sicherlich, dass ihre Lebenszufriedenheit so sehr an ihre eigenständige, unabhängige Lebensführung gebunden ist, dass sie kaum bereit wären, einem anderen Menschen zu gestatten, diese einzuschränken. Das mindert voraussichtlich ihre Chancen für eine dauerhafte Lebensgemeinschaft im Alter.

5.4.2 Alleinlebende ohne Entwürfe für die Zukunft

So viele Gemeinsamkeiten, wie die Frauen und Männer mit reichhaltigen Entwürfen für ihre Zukunft, teilen die Alleinlebenden, die nicht in die nachberufliche Zukunft planen, nicht; die Muster ihrer Lebensentwürfe und die Gründe dafür, dass sie ihre Zukunft ausblenden, sind zu verschiedenartig. Herbert Fest und Inge Pechler haben resigniert; sie deuten ihr Leben als einen nicht erfüllten Lebensplan. Während Inge Pechler noch mit dem Gedanken spielt, ihren Partner doch noch zu einem gemeinsamen Leben zu bewegen, sieht Herbert Fest keine Perspektiven mehr für die Zukunft. "Haus, Grund und Boden und Familie" würden Utopie bleiben. Ein paar "Traumziele" würde er noch gerne bereisen; aber er hat kaum Zutrauen, dass seine Gesundheit solche Reisen noch zulassen wird. "Und ansonsten, ja, bleibt nimmer viel übrig. Was sollte sonst noch groß da sein?" (AMW-8, 67/7) Die anderen, kleineren Ziele seien eigentlich auch wieder mehr oder weniger an eine Partnerin gebunden. Sein Lebensziel, eine Familie zu gründen, konnte er nicht erreichen.

Seit seine Gesundheit vor einigen Jahren einen Einbruch erlitten hat und von weiterer Einschränkung bedroht ist, hat Herbert Fest nicht nur seinen wichtigsten Lebensinhalt - den Vereinssport - verloren und nahezu sein gesamtes soziales Netz (vgl. die Fallrekonstruktion), sondern seine zentrale Überlebensstrategie, die auf einem gesunden, sportlich trainierten Körper

basiert, ist gescheitert; so dass ihm die Vorstellungskraft fehlt, Alternativen zu entwerfen. Wenn er sagt, er hadere manchmal mit dem Schicksal, verknüpft er beide Stränge in seinem Leben, seine Familienlosigkeit und seine gefährdete Gesundheit. Aus seiner Sicht hindern ihn diese beiden zentralen Verlusterlebnisse daran, Vorstellungen für die Zukunft zu entwickeln. Er möchte gerne noch ein paar "Traumreisen" machen. Aber mit dem Reisen geht es ihm so, wie mit den "kleineren Zielen": Zum einen ist er sich nicht sicher, ob seine Gesundheit sie noch zulassen und zum andern hat er "eigentlich allein wenig Lust dazu."

Sein Zukunftshorizont hat sich - schon im Alter von nicht einmal 50 Jahren - geschlossen; alle seine Wünsche bleiben unerfüllbar; neue Perspektiven kann er nicht denken. Genauer: Er hat einen sehr festgelegten, früh fraglos übernommenen Lebensplan - die Gründung einer Familie mit ihm selbst als Ernährer und einer Ehefrau und Mutter, die eine Liebe zur "Häuslichkeit" haben soll - nicht verwirklicht; aber er hat dennoch nie davon abgelassen, eine eigene Familie als *das* große, wengleich verfehlte Ziel seines Lebens anzusehen. Seine Lebensziele waren gleichsam schon immer da; sein Lebensentwurf ist in seinem Bewusstsein so selbstverständlich und so unhinterfragbar, dass er nur erfüllt oder verfehlt, aber nicht modifiziert werden kann. So bleibt ihm nur zu hoffen, dass er seine gegenwärtige Lebensführung möglichst lange aufrechterhalten kann, ihm seine Gesundheit möglichst lange erhalten bleibt. Dass er eine so geringe Flexibilität in seiner Lebensplanung hat, entspricht ganz seiner grundsätzlichen Abneigung Veränderungen gegenüber, die in der Fallrekonstruktion herausgearbeitet wurde. Während die Alleinlebenden mit reichhaltigen Zukunftsentwürfen Neues zu erfahren positiv besetzt haben, empfindet Herbert Fest jede Veränderung in seinem Leben als Zumutung, zumindest als unangenehme Anstrengung.

Inge Pechler wünscht sich, dass die Beziehung mit ihrem Partner besser wird und sie eines Tages doch mit ihm zusammenziehen kann. Viel Hoffnung hat sie im Grunde nicht, weil er nach zwei Scheidungen skeptisch gegenüber einer neuen engeren Beziehung ist. Verhängnisvoller ist aber, dass sie so viele tief greifende Differenzen zwischen sich und ihrem Partner erlebt, selbst weiß, dass ein Zusammenleben zu einer ungunstigen Lebenssituation oder gar einer Katastrophe führen würde. Zukunftsvorstellungen, die über das Erzwingen-Wollen einer eheähnlichen Lebensform hinausgehen, hat nicht. Ihre Angst vor Einsamkeit ist groß.

"Vielleicht klappt's doch noch mal, dass die Beziehung besser wird, noch besser. Und wir vielleicht **doch** richtig zusammenfinden. Weil mir g'fällt des nicht, des Alleinsein. Ich mein so unter der Woche geht's ja grad noch so einigermaßen. Weil da hat mer tagsüber ne Arbeit oder geht mal in'd Gymnastik oder sonst - aber des Wochenende ist also net schön, wenn mer allein ist. Ich mein **Samstag** geht ja auch noch. Aber Sonntag allein irgendwohin, des schaff' ich net.

Inge Pechler ist anders als Herbert Fest eine Frau, die oft und gerne Initiativen für neue Weichenstellungen ergriffen hat. Ihre Fixiertheit auf *ein* Lebenskonzept bleibt auf das Ziel Zusammenleben mit einem Mann beschränkt, hat aber für die Gestaltung ihres Lebens nach der Erwerbstätigkeit und im höheren Alter fatale Folgen: Inge Pechler ist ihr Leben lang eine sehr aktive Frau - Sport, Jugendarbeit, berufliche Weiterentwicklung -, die nun all ihre Energien in das Leben des Freundes einzubringen versucht, beispielsweise seine Wohnung in seiner Abwesenheit pflegt und ihn im Umgang mit Geld zu erziehen versucht. Sie ist schon einmal, nach dem Scheitern ihrer Ehe, in eine fundamentale und lang anhaltende Krise geraten. Das Scheitern ihrer gegenwärtigen Anstrengungen ist vorhersehbar; ihre Lebensenergie und ihre vielfältigen Talente binden sie in ein hoffnungsloses Unterfangen. Auf diese Weise entsteht tatsächlich die Leere jenseits ihrer Partnerschaft, die sie so sehr fürchtet. Diese Konstellation kann im nachberuflichen

Leben zu einem schwer wiegenden Problem werden.

Im Gegensatz zu Inge Pechler und Herbert Fest, die auf dem Hintergrund eines biographisch früh geschlossenen Zukunftshorizontes keine (tragfähigen) Entwürfe für ihr Leben im Ruhestand und im höheren Alter entwickeln können, sind Gisela Amdorf und Manfred Schreyer noch so sehr in der Suche nach sich selbst gefangen, dass sie keine Perspektiven für ihre Zukunft entwerfen. Obwohl beide sich selbst als Handelnde, als Gestalter bzw. Gestalterin ihres Lebens präsentieren, sind ihre Phantasie und ihre Lebensenergien fast ausschließlich auf die unmittelbare Gegenwart gerichtet. "Jetzt bringst'e erst mal die Zeit bis zu den Ferien gut hin ... **dann** können wir anfangen zu **leben**" charakterisiert Gisela Amdorf ihr Lebensgefühl. (AFW-2, 13/28) Beide sind gleichsam extreme Spätentwickler, gehen davon aus, dass ihr Leben noch nahezu unbegrenzt unentschieden sei; ihre Zukunftshorizonte sind, biographisch gesehen, unangemessen offen. Sie leben bewusst ohne Partner bzw. Partnerin, weil sie sich für eine Partnerschaft noch nicht reif fühlen (in der zweiten Hälfte der Vierziger!).

Beide haben ein wechselvolles Leben einschließlich einer Ehe hinter sich und präsentieren ihr Leben als die Geschichte einer fast permanenten erfolgreichen Krisenbewältigung; aus den positiv erlebten Veränderungen beziehen sie ihre Hoffnung für die Zukunft. Auf diesem biographischen Hintergrund haben sie die persönliche Entwicklung in der Tradition der Selbsterfahrungsbewegung "persönliches Wachstum" zum dauerhaften Bestandteil des Lebens gemacht. Sie sucht vor allem durch wechselnde Mitgliedschaft in verschiedenen Religionsgemeinschaften nach einer Perspektive für ihr Leben; er macht seit vielen Jahren eine Psychotherapie; beide betätigen sich (er sehr intensiv) künstlerisch. Zumindest Manfred Schreyer hat auf diesem Weg seinem Leben eine positive Wende geben können. Doch beiden steht ihre permanente Selbsterfahrung und Sinnsuche der Realisierung ihres Wunsches nach einer eheähnlichen Partnerschaft im Wege: Sie wollen und können eine Lebensgefährtin bzw. einen Lebensgefährten nicht in dieses Leben integrieren. Die von Gisela Amdorf fast selbstironisch geäußerte Vorstellung von einem Häuschen am Meer und einem netten Menschen im Alter, wird kaum realisierbar sein, so lange ihre Lebenspraxis aktiv eine Partnerschaft ausschließt und sie jede konkrete Vorstellung für die Zukunft abwehrt. Manfred Schreyer wird es mit seinen sehr hohen Anforderungen an eine zukünftige Beziehung ähnlich gehen. Beide sind zur Zeit der Interviews bereits Ende Vierzig, und ihre Lebensgeschichte gibt keinen Hinweis darauf, dass eine Wende hin zu einer langfristigen Partnerschaft wahrscheinlich ist.

Weil sie keinesfalls allein alt werden wollen, aber weder auf die Realisierung einer tragfähigen Partnerschaft hin leben noch Lebenspläne unabhängig von einer vielleicht gewünschten Lebensgemeinschaft mit einem Partner, einer Partnerin entwerfen, müssen sie Gedanken an die Zukunft vermeiden; denn sie gehen auf die Fünfzig zu. Gerade ihr Bedürfnis nach einer offenen Zukunft könnte sie daran hindern, in ihrem Alter Gestaltungsspielräume zu haben. Ihnen kommt andererseits jedoch zugute, dass sie aktive und musisch interessierte und begabte Menschen sind, auch ohne Partnerschaft kein entleertes Leben führen und voraussichtlich auch nicht führen werden.

Für Gabi Schlichting und Günther Höhler scheint die Zeit schon endgültig stillzustehen. Diese beiden Alleinlebenden, die sich fast vollständig zurückgezogen haben, leben schon seit vielen Jahren in einem gleichmäßigen, sehr geregelten Rhythmus und scheinen keine Veränderungen mehr zu erwarten. (Diese Zeitlosigkeit manifestiert sich auch in ihrer Erzählweise: Sie haben Schwierigkeiten, ihre Lebensgeschichte zu erzählen, als hätten sie keine eigene Geschichte.) Gabi Schlichting möchte noch lange ihre gelegentlichen kleinen Reisen mit der Volkshochschule machen können und noch etwas in ihrem Haus renovieren. Weitere Vorstellungen für die Zukunft hat sie

nicht. Es ist nur schwer abzusehen, wie sie ihren Alltag strukturiert, wenn sie einmal aufhört zu arbeiten; denn für die Abendstunden hat sie feste Routinen - Einkaufen, Besuch des Grabes ihrer Eltern, Essenszubereitung, Essen und Spülen, zu Bett gehen gegen 20 Uhr -, die keinerlei Möglichkeiten erkennen lassen, wie sie ihren Alltag ohne Berufstätigkeit gestalten kann.

Gabi Schlichting gibt keinen Hinweis für eine Unzufriedenheit mit ihrem gegenwärtigen Leben, noch scheint sie zu bedrücken, dass sie *keinerlei* Perspektiven für ihre Zukunft, insbesondere für ihren Ruhestand hat. Günther Höhler lebt als Langzeitarbeitsloser noch "zeitloser". Auch er hat keinerlei Vorstellungen für die Zukunft. Aber er ist weniger anspruchs- und phantasielos als Gabi Schlichting und vermisst deshalb mehr. Um, wie er selbst sagt, sich nicht umbringen zu müssen, hat er sich, wie erinnerlich, in eine Phantasiewelt des Film zurückgezogen. In dem sein ganzes Sehnen dahin geht, den Schauspieler, der seinen (Film)Helden gespielt hat, einmal persönlich kennen zu lernen, vermischt er - wie er selbst weiß - Realität und Phantasie. Günther Höhler und Gabi Schlichting, die beide völlig ohne persönliches soziales Netzwerk leben, haben unterschiedliche Bewältigungsstrategien entwickelt, die ihnen schon seit vielen Jahren ermöglichen, trotz ihres sehr deprivierten Lebens ohne Hilfe von außen (außer seinem Transfereinkommen) ein autonomes Leben ohne offene Krisen zu führen.

5.4.3 Selbständige Gestaltung des Alters ohne große Träume

Die Lebensträume von Elisabeth Rossbach, Anni Moosberger und Georg Stehaufner sind erheblich beschnitten worden, ohne dass sie resigniert haben. Was ihre Haltung ihrer Zukunft gegenüber auszeichnet, ist ihre Fähigkeit, ihre Lebensentwürfe immer wieder, wenn das reale Leben anders spielt, zu modifizieren und der Wirklichkeit anzupassen. Im Gegensatz zu Inge Pechler und Herbert Fest gelingt es ihnen so, weiterhin ihr Leben eigenaktiv zu gestalten. Es sei an die sehr verschiedenen Lebensgeschichten und -krisen dieser drei Alleinlebenden erinnert: Die bisexuelle Elisabeth Rossbach hat sich aus einer Verlobung gelöst und in zwei lesbischen Partnerschaften gelebt in einem sozialen Umfeld, in das diese Beziehungen nicht integriert werden konnten; Anni Moosberger hat auf dem Hintergrund einer sehr späten Lösung aus ihrer übermäßig engen Mutterbindung ihren Lebensplan, eine eigene Familie zu gründen, nicht erreicht und Georg Stehaufner zwei Scheidungen erlebt, jeweils mit tiefen Lebenskrisen verbunden. Obwohl alle drei ihrer Erfahrung Ausdruck geben, dass ihr Leben nicht so gelaufen ist, wie sie es sich einmal gewünscht haben, drücken sie überzeugend aus - und darin gleichen sie sich -, dass sie sich mit ihrem Leben ausgesöhnt haben. Anni Moosberger und Elisabeth Rossbach haben keine ernsthafte Hoffnung mehr auf ein Zusammenleben in einer Partnerschaft, Georg Stehaufner, der seit seinem jungen Erwachsenenalter nur mit kürzeren Unterbrechungen immer mit einer Partnerin zusammengelebt hat, geht davon aus, dass dies auch wieder ohne zielgerichtete Anstrengungen seinerseits, "ohne Krampf" geschehen wird.

Ähnlich wie die Alleinlebenden mit reichhaltigen Zukunftsplänen leben diese "bescheiden gewordenen" Alleinlebenden mit der Grundhaltung, selbst für ihre Zukunft, ihr Leben im Alter verantwortlich zu sein, und entwickeln Perspektiven, jedoch in einem - wie sie selbst es sehen - im Laufe des Lebens bescheidener gewordenen Rahmen. Es sei daran erinnert, dass die Pensionswirtin Anni Moosberger unter äußerster finanzieller Anstrengung ihre Gästezimmer zu Appartements umgebaut hat, um ihre Arbeit so zu erleichtern, dass sie auch bei nachlassenden Körperkräften noch lange Gäste aufnehmen kann. Georg Stehaufner skizziert die anschaulichsten Vorstellungen von seinem Leben im Ruhestand, Perspektiven, die einen hohen Realitätsgehalt haben, weil er sie folgerichtig aus seinen bisherigen Aktivitäten entwickelt. (Vgl. die

Fallrekonstruktion)

Ihr subjektives Lebensgefühl, nur noch "kleine Brötchen" zu backen, unterscheidet diese Alleinlebenden von denjenigen mit reichhaltigen Entwürfen für ihren Ruhestand und teilweise auch ihr höheres Alter; ihr eigenverantwortliches Planen für ihre Zukunft unterscheidet sie von denen, die keinerlei Zukunftspläne mehr haben. "Ich habe gelernt, dass man nicht mehr braucht" oder "Das reicht mir" beschreiben treffend ihre Lebenshaltung und auch ihre Zukunftsperspektiven. Ihr Verzicht auf weit reichende Pläne in die Zukunft, die noch neue Möglichkeiten erschließen, ihr Grundgefühl der Selbstbescheidung bedeutet nicht unbedingt, dass sie real nur sehr bescheidene Zukunftspläne hätten: Elisabeth Rossbach beispielsweise, die sehr viel räumliche Distanz zu anderen Menschen braucht, um sich wohl zu fühlen, wünscht sich ein ruhiges, kleines Haus in den nahen Bergen (und sucht bereits aktiv), einen Hund und ein Pferd (Letzteres besitzt sie schon) und zwei, drei gute Freunde.

Die Selbstbeschränkung, die ihre Zukunftsperspektive charakterisiert - ein eher rückwärts gewandtes und dabei ausgesöhntes Lebensgefühl ohne erwartungsvolle Zukunftswünsche, verbunden mit klaren Vorstellungen und mit eigenverantworteter Vorsorge für die Zukunft -, drückt sich auch in einer "öffentlichen Zurückhaltung" aus; niemand von ihnen ist im weitesten Sinn sozial engagiert. Mit Ausnahme von Georg Stehauser, der einen großen privaten Freundeskreis hat und hoch motiviert seinem helfenden Beruf nachgeht, leben sie eher zurückgezogen, jedoch weder isoliert noch subjektiv einsam.

5.4.4 Vorfriede und Befürchtungen: ungleich verteilt

Die Alleinlebenden, die zur Zeit des Interviews Ende Vierzig sind, werden in etwa fünfzehn Jahren einen einschneidenden biographischen Übergang erleben: das Ende ihres Berufslebens und den Beginn ihres Ruhestandes. Da meine GesprächspartnerInnen (mit Ausnahme eines langfristig arbeitslosen Mannes) alle Arbeitnehmer in geregelten Vollzeitverhältnissen sind, wird diese Veränderung eine große Umstellung für sie mit sich bringen. Eine weitere - möglicherweise einschneidendere - biographische Veränderung ist unberechenbar; sie kann weder vorhergesehen noch ausgeschlossen werden: Lassen die körperlichen oder geistigen Kräfte einmal so nach, dass die sozialen Verkehrskreise enger werden und die persönliche Autonomie eingeschränkt wird? Menschen, die nicht in einer Familie leben, sind unmittelbarer oder ungeschützter davon betroffen und, so könnte man meinen, mehr als Familienmenschen dazu herausgefordert, selbst die Weichen für solche Fälle zu stellen; denn sie können sich nicht der Hoffnung oder Illusion hingeben, dass nahe Angehörige sich dann für sie mitverantwortlich fühlen.

Im Rahmen ihrer Lebenserzählung haben meine GesprächspartnerInnen erwartungsgemäß nicht von sich aus über Perspektiven in die Zukunft hinein gesprochen. Es bedurfte erst der Nachfragen, damit die Alleinlebenden darüber sprachen, welche Erwartungen sie für diese Lebensphasen haben. Der Erwartungshorizont der Alleinlebenden im mittleren Lebensalter schließt den Übergang in den Ruhestand mit ein, aber nur ausnahmsweise das höhere Alter. In den Interviews wurden vielfältige Haltungen gegenüber dem Leben nach Beendigung der Berufstätigkeit sichtbar, aber kaum Vorstellungen dazu, welchen Einfluss sie einmal auf ihr Leben nehmen wollen, wenn ihre Bewegungs-, Handlungsmöglichkeiten eingeschränkt sein sollten, weil sie ein hohes Alter erreicht haben oder ihre gesundheitliche Verfassung wesentlich eingeschränkt ist. Anja Vielhaber bildet mit ihrer Initiative in einem kollektiven Wohnprojekt fürs Alter eine Ausnahme. Und wenn Georg Stehauser den Wunsch äußert, wieder mit einer Partnerin zusammenzuleben, "wenn die

Schatten länger werden", mögen auch Gedanken an ein vielleicht hinfälliges Alter mitschwingen. Darüber hinaus hat niemand der interviewten Alleinlebenden im mittleren Alter auf die Frage: "Wie möchten Sie einmal alt werden?" - hin Vorstellungen geäußert für den Fall, dass er oder sie einmal auf Hilfe angewiesen sein könnte. Die Überlegungen der Alleinlebenden gehen im Gedanken an mögliche Altersgebrechen kaum über den Vogel-Strauss-Wunsch hinaus, möglichst lange gesund zu bleiben und die eigene Selbständigkeit zu erhalten. Interessant ist, dass sich diese Strategie, das Alter noch nicht in den Erwartungshorizont hineinzulassen, nicht damit erklären lässt, dass die Interviewten noch zu jung sind, um sich Gedanken über diese Lebensphase zu machen. Von den interviewten etwa 15 Jahre jüngeren Frauen⁸⁸ haben mehrere ausführliche und detaillierte Entwürfe für ihr Alter skizziert, für die sie Weichen zu stellen beabsichtigten. Es liegt die Vermutung nahe und wurde in einigen der Erzählungen der jüngeren Frauen auch offensichtlich, dass diese - im Alter von etwa Mitte Dreißig - unter dem Eindruck stehen, bald entscheide sich oder entscheiden sie, ob die Weichen endgültig in ein dauerhaftes Alleinleben gestellt werden, und dass sie deshalb auch die langfristigen biographischen Konsequenzen dieser Lebensform mitbedenken. Und zudem mag das Entwickeln entsprechender Perspektiven leichter fallen, wenn das (als bedrohlich empfundene) Alter noch weit weg ist.

Der Beginn ihres Ruhestandes ist den meisten Alleinlebenden Ende Vierzig dagegen durchaus ein Datum, über das sie sich gelegentlich Gedanken gemacht haben. Die Entlassung aus dem Berufsleben hat einen doppelten Charakter: Sie nimmt neben der Arbeit mit ihren vielfachen Bedeutungen auch die alltäglichen sozialen Beziehungen mit Kolleginnen und Kollegen. Und sie gewährt neue Freiräume, macht zeitlich und räumlich unabhängig(er). Beide Seiten dieser Freisetzung treffen Alleinlebende unmittelbarer, nicht abgeschwächt durch einen Ehepartner, eine Ehepartnerin und vielleicht intensiven Beziehungen zur Gründungsfamilie eigener Kinder - familiale Einbindungen, die gleichermaßen Zuwendungen und Verpflichtungen einschließen können.

Und beide Seiten sind in den Vorstellungen der Alleinlebenden im mittleren Lebensalter, wenn sie über ihre nachberufliche Lebensphase nachdenken, spürbar: Ideen und Vorfreude bei Gedanken daran, was sie dann endlich tun können, aber auch Angst vor dem Alleinsein. Diese Angst hat verschiedene Facetten, kann sich - das trifft vor allem für solche Alleinlebenden zu, die intensive Freundschaften pflegen - vordringlich auf das Vermissen einer sexuellen Partnerschaft beziehen oder andere einfach an einen mangelnden Austausch mit dem einen vertrauten Menschen denken lassen, der auch mal einen Tee ans Bett bringt, wenn man sich mal nicht so wohl fühlt. Oder - und das fällt den wenigen, die Grund zu solchen Befürchtungen haben, am schwersten anzusprechen - sie haben generell Angst vor sozialer Isolation. In diesem Spannungsfeld von Einbußen und neuen Möglichkeiten scheint es, dass viele Alleinlebende nur eine der beiden Seiten wahrnehmen, dass sie nur sehen, was verloren geht oder bedroht ist, oder dass sie sich darauf konzentrieren, was durch die neue Ungebundenheit dann möglich wird.

Die Chancen und die Beeinträchtigungen, die im Alleinleben als langfristige Lebensform liegen, polarisieren sich zusätzlich im Hinblick auf das Alter; die Unabhängigen werden noch unabhängiger und für die, die unter ihrer Partnerlosigkeit leiden, stehen die Weichen auf stärkerem sozialem Rückzug nach Ausscheiden aus dem Berufsleben, so dass sie eine Partnerschaft noch stärker vermissen werden. Es sind wieder tief verankerte Einstellungs- und Verhaltensmuster

⁸⁸ Sie wurden ebenfalls im Rahmen des Forschungsprojektes interviewt (vgl. Kapitel 2), finden aber in dieser Arbeit nur gelegentlich als Kontrastgruppe Erwähnung.

erkennbar. Die Alleinlebenden, die schon in ihren Ruhestand hinein planen, sind schon immer neugierige Menschen gewesen, auf die Neues und Fremdes eher positiv belebend wirkt als befremdlich und anstrengend. Entsprechend freuen sie sich schon jetzt darauf, noch mal Neues zu lernen, beispielsweise neue Tätigkeiten auszuüben, längere Zeiten im Ausland leben zu können, in neue soziale Bezüge zu kommen und Ähnliches. Und diejenigen, die sich vordringlich mit der Verlustseite befassen, deren Hoffnungen sich darin erschöpfen, dass sie antizipierte Verlusterlebnisse möglichst lange hinauszögern können, die ich die Bewahrer nennen möchte, haben größere Veränderungen in ihrem Leben fast immer mehr als Anstrengung oder gar Zumutung empfunden denn als neue Möglichkeiten. Wir haben festgestellt, dass diese Alleinlebenden einen traditionellen Lebensplan mit Familiengründung hatten und mit der Zeit feststellen mussten, dass sie ihr Lebensprogramm nicht einlösen konnten, ohne dass sie den Gedanken an eine eigene Familie als Wertvorstellung aufgeben oder transformieren konnten. Und es handelt sich gleichzeitig um Alleinlebende, die soziale Netzwerke nach traditionellem Muster haben und weniger gut gegen Einsamkeit geschützt sind.

Ängstigende Gedanken an mögliche Einsamkeit im Alter kennen wohl fast alle Alleinlebenden im mittleren Lebensalter, selbst solche, die in dichte Freundschaftsnetze und viele Kontakte eingebunden sind und gegenwärtig in einer Partnerschaft leben; die Erfahrung, dass sie nicht in selbstverständlichen, unhinterfragten Beziehungen leben, sondern ihr soziales Netz, ihre Freundschaften aktiv pflegen und auch immer wieder herstellen müssen, prägt langfristig Alleinlebende. Wir können davon ausgehen, dass sie sich im Allgemeinen eher und bewusster mit Vorstellungen, Ängsten bezüglich Einsamkeit im Alter befassen als in Familie Lebende. Aber vielleicht unterscheiden sie sich in ihren Befürchtungen nicht grundsätzlich von Menschen, die in Familien leben.

5.5 Gewinner und Verlierer: Normalitätsvorstellungen, praktische Lebensbewältigung, soziale Einbindung und Identitätsformation

Jetzt können wir einige Gedanken, die sich durch das gesamte Kapitel gezogen haben, zusammenführen und im Kontext gesellschaftlicher Modernisierungsprozesse systematischer fassen. Es seien zunächst noch mal Gemeinsamkeiten der (von mir interviewten) Alleinlebenden genannt: Sie alle haben Sehnsucht nach einer gelungenen Zweisamkeit (oder hatten sie zumindest bis zum resignativen Rückzug, den einige von ihnen angetreten haben) und zeigen *zugleich* ein lebensgeschichtlich begründetes starkes Distanzbedürfnis. Die Intimisierung moderner Ehen schließt normative Erwartungen an emotionale und kommunikative Nähe ein, die den Möglichkeiten und - soweit reflexiv zugänglich - Wünschen der Alleinlebenden, eine Liebesbeziehung zu leben, nicht entsprechen. Andrea Leupold (1983:307) charakterisiert die Intimisierung der Ehe so: "Unzulässig wird jetzt, sich vertrauter Nachfrage nach privatestem Empfinden zu entziehen, wie es auch unzulässig ist, sich jene sonst überall übliche Privatsicht zu reservieren, die die öffentlich kommunizierten Überzeugungen konterkariert. Die Ehe wird innergesellschaftlich zur intimen Institution per se und trägt als solches die Erwartungsbildung." Diese Beschreibung von Erwartungen ehelicher Intimität enthält alle jene Merkmale, die meine allein lebenden GesprächspartnerInnen gerade nicht aushalten können und die sie teilweise - vornehmlich die GewinnerInnen unter ihnen - auch offen als Anspruch zurückweisen. Die Intimisierung der Ehe ist ein historischer Prozess gewesen; daraus folgt, dass *moderne* Ehen den Alleinlebenden nicht angemessen sind, dies für Ehen vergangener Zeiten nicht zugetroffen haben muss. Somit trägt auch der Wandel von Ehen und von Erwartungen an eheliche Intimität zur Zunahme des Alleinlebens bei.

Alleinlebende haben alltagspraktische Kompetenzen für eine autonome Lebensführung entwickelt; auch darin gleichen sich die Alleinlebenden im mittleren Lebensalter. Dennoch sind sie, wie im Kontext verschiedener Lebensbereiche immer wieder offensichtlich geworden ist, sehr unterschiedlich gerüstet für ein subjektiv zufriedenes, erfülltes Leben jenseits einer eigenen Familie. Wir können langfristig allein lebende Männer und Frauen als Exponenten einer hoch individualisierten Lebensweise sehen. Wenn wir sie unter diesem Blickwinkel nach daraus resultierenden Gewinnmöglichkeiten und Verlustrisiken für die private Lebensführung befragen, treffen wir einige an, die ich die Verlierer, und andere, die ich die Gewinner nennen möchte. (Wie so oft in dieser Arbeit werde ich wieder das Augenmerk bevorzugt auf solche richten, die sich maximal voneinander unterscheiden, um auf diese Weise gegensätzliche Haltungen zu konturieren, die jedoch bei den meisten Alleinlebenden in unterschiedlichen Mischungsverhältnissen vorkommen.)

5.5.1 Das doppelte Beziehungsdilemma der Verlierer

Verlierer unter den Alleinlebenden im mittleren Lebensalter nenne ich diejenigen, die erstens auch in der Gegenwart noch bedauern, dass sie ehelos (geblieben) sind und - aus ihrer Perspektive - somit ihren Lebensplan verfehlt haben und insgesamt eine relativ geringe subjektive Lebenszufriedenheit vermitteln und die zudem zweitens subjektiv - mehr oder weniger - unter Einsamkeit leiden, wobei ihre soziale Einbindung, auch objektiv gesehen, gegenwärtig defizitär und außerdem fragil ist, weil sie in hohem Maße von äußeren Rahmenbedingungen abhängig ist. In die Definition der Verlierer gehen also subjektive Lebensgefühle (gescheitert sein und unter Einsamkeit leiden) ein sowie ein von subjektiver Bewertung relativ unabhängiges Kriterium (schwache private Bindungen). Die biographieanalytischen Rekonstruktionen der

Lebensgeschichten der Verlierer haben augenscheinlich gemacht, dass selbst diese Frauen und Männer, die ihr Leben eher als verfehlt einschätzen, weil ihnen eine (dauerhafte) Familiengründung nicht gelungen ist, das Eingehen einer verbindlichen, in die Zukunft weisenden Partnerbeziehung ihren bewussten Bindungswünschen zum Trotz aktiv abgewehrt haben. Innerhalb ihrer individuellen Biographien koexistierten paradoxerweise jeweils sowohl eine tiefe Sehnsucht nach ehelicher Zweisamkeit wie aktives Nichtzulassen einer entsprechenden Bindung. Weil in die vorliegende Studie ausschließlich langfristig Alleinlebende einbezogen wurden, versteht es sich von selbst, dass meine Gesprächspartnerinnen und -partner gravierende subjektive Gründe haben, das Alleinleben einer Ehe oder eheähnlichen Beziehung vorzuziehen; denn sonst hätten sie nicht lange allein gelebt. Selbst Geschiedene mit einem ernsthaften Wunsch nach einer Ehe (und Familie) heiraten in der Regel wieder nach weniger als fünf Jahren und hatten deshalb nur eine geringe Chance, in die Untersuchungsgruppe zu kommen. Es wurde aber zudem, wie an anderer Stelle ausgeführt wurde, in jeder der Lebensgeschichten dieser mit ihrer Ehelosigkeit unzufriedenen Alleinlebenden ein aktives Verhindern von Bindungen, die in eine Ehe hätten münden können, rekonstruiert. Deshalb habe ich auch diesen nach eigenem Bekunden "unfreiwillig" Alleinlebenden - im Widerspruch zu ihren expliziten Wünschen - ein starkes Distanzbedürfnis zugesprochen, das jetzt präzisiert werden kann.

Das scheinbare Paradox in den Wünschen der "unfreiwillig" Alleinlebenden wird verstehbar, wenn wir uns die Erwartungshaltung unter meinen InterviewpartnerInnen an eine Ehe in Erinnerung rufen und etwas genauer ansehen, was das Gemeinsame in ihrer Haltung zu Partnerschaft und Ehe ausmacht. Sie haben durchweg ein Partnerschaftsideal mit geschlechtsspezifisch komplementären Rollenstereotypen, die in hohem Maße festgelegt sind. Die Individualität der beiden Mitspieler und ihre sehr persönlichen Glücksvorstellungen treten in den Hintergrund gegenüber diesen Rollenerwartungen, die - wie die Erzählungen über Beziehungskonflikte dieser Frauen und Männer eindringlich demonstriert haben - für sie nicht zur Disposition stehen. Es wird eine Erwartungshaltung offenkundig, die die Personalisierung der modernen Ehe nicht mitvollzogen hat. Das schließt zweierlei ein: Zum einen verlangt die Nähe, die *sie* sich in einer Ehe ersehnen, weniger Eingehen auf die Individualität des anderen und weniger Offenlegung der eigenen Befindlichkeiten als die Partner - und noch mehr die Partnerinnen - einer modernen, partnerschaftlichen Ehe erwarten. Zum andern bieten aber Ehen mit traditionellen, komplementären Rollenzuweisungen - wenn sie denn noch gelebt werden können - durchaus (zumindest in der Erwartung) ein hohes Maß an emotionaler Sicherheit und Geborgenheit, die Verlässlichkeit auf körperliche Nähe einschließt.

Es lohnt, einen Moment bei der "zurückhaltenden" Nähe zu bleiben, die die "unfreiwillig" Alleinlebenden sich wünschen und die für traditionelle Ehen mit geschlechtstypischen Rollenverteilungen typisch ist. Das Leitbild für Partnerschaft, das den "unfreiwillig" Ehelosen zu Eigen ist, wurde an anderer Stelle als "Ideal des harmonischen Ungleichgewichtes" bezeichnet. Es basiert auf noch sehr selbstverständlichen, unhinterfragten geschlechtstypisch komplementär definierten Rollenzuweisungen, so dass die Rollengestaltung im Wesentlichen nicht verhandelbar (geworden) ist. Bei Paaren, die ein solches Verständnis ihrer Rollen teilen, entsteht nicht die Intimität, die für moderne Verhandlungsehen geradezu konstitutiv ist. Weil die Spielregeln stärker durch Routinen und weniger durch Aushandeln am Laufen gehalten werden, gibt es auch weniger Bedarf und gegenseitige Anmaßung, persönliche (auch intimste) Beweggründe offen zu legen.⁸⁹

⁸⁹ Auf diesen Zusammenhang gehen u.a. Giddens (1992) und Beck-Gernsheim (1986) ausführlich ein - Giddens im Kontext der "reinen Beziehung" (wie er moderne Paarbeziehungen nennt, die nicht durch

Sicherheit und Geborgenheit, die nach innen durch unhinterfragte und routinisierte Spielregeln, nach außen durch Institutionalisierung abgestützt werden, *diese* Art der verlässlichen Nähe, die *selbstverständlich* ist, nicht verhandelnd und nicht erklärend immer wieder gesichert (und modifiziert) werden muss, ist es, die sie sich gewünscht haben. Diese Alleinlebenden, die einerseits unglücklich darüber sind, nicht in einer Ehe und Familie zu leben, und andererseits gleichzeitig eine Ehe oder eheähnliche Beziehung aktiv nicht zulassen, haben in ihren vorangegangenen Beziehungen *personale Intimität*, wie sie in der egalitären oder mehr noch der "reinen Beziehung" (Giddens 1993) gewollt und auch eingefordert wird, immer wieder abgewehrt. Eine hoch individualisierte Lebensweise lässt andererseits auch einen höheren Bedarf an Intimität oder "geteilter Innerlichkeit" entstehen - darauf macht Beck zu Recht aufmerksam.⁹⁰ Wenn ich im Kontext ihrer Biographien bisher pauschal und wenig genau von "Distanzbedürfnis" gesprochen habe, ist diese Abwehr solch intimer Nähe gemeint, eine Abwehr, die eine "moderne" Partnerschaft kaum entstehen lässt, die auch zum Bruch einer jungen Beziehung führen kann.

Hinter den unerfüllten Ehe- und Beziehungswünschen der "unfreiwillig" Alleinlebenden verbirgt sich also das Problem, dass sie "unzeitgemäße" Erwartungen an die Ehe haben, Erwartungen, die mehrheitlich nicht mehr geteilt werden; ihr Eheideal ist rar geworden. Es wird diesen Männern und Frauen deshalb nicht leicht fallen, passende PartnerInnen zu finden. Manche Spielregeln, die in individualisierteren Beziehungen Gegenstand von Aushandlungsprozessen geworden sind, gehören für Alleinlebende mit traditionellem Partnerschaftsideal nicht zum Bereich des Kommunizierbaren, weil sie ihrer Reflexion nicht zugänglich sind. Deshalb fällt ihnen mitunter auch schwer, Erwartungen ihrer - potenziellen - PartnerInnen überhaupt zu verstehen. Die Lebensgeschichten solcher Alleinlebenden enthalten anschauliche Belegerzählungen über schmerzliche Erfahrungen, dass (aus ihrer Sicht) Selbstverständlichkeiten für sie unverständlicherweise nicht mehr Selbstverständlichkeiten waren. Ihr *unzeitgemäßes* Partnerschaftsideal, ihre Abwehr von Intimität, wie sie für egalitäre Partnerschaften charakteristisch ist, gepaart mit ihrer geringen Reflexivität in Bezug auf die individuellen Bedürfnisse und die Spielregeln in einer Partnerschaft machen es ihnen sehr schwer, eine auf Zukunft angelegte Partnerbeziehung einzugehen und zu leben.

Das *Bindungsdilemma* der Verlierer unter den Alleinlebenden ist ein doppeltes: Zum einen können sie zwar *innerhalb* einer Beziehung die Art von intimer Nähe nicht zulassen, die egalitäre (Verhandlungs-)Ehen in der Regel zur Voraussetzung haben, spüren aber dennoch ein stark ausgeprägtes Verlangen nach Geborgenheit und Sicherheit, wie die Institution Ehe sie bietet oder verspricht. Ihr Ideal eines komplementären Geschlechterverhältnisses trägt ebenfalls zu ihrer Sehnsucht nach einer Ehe bei. Auf der Handlungsebene führen sie ein weitgehend hoch individualisiertes Alltagsleben: Weitgehend auf sich allein gestellt, sichern sie ihren Unterhalt durch eigene Erwerbsarbeit und beherrschen in der Regel Fertigkeiten zur Aufrechterhaltung des Reproduktionsbereichs auf zumindest durchschnittlichem Anspruchsniveau, die typischerweise Frauen und solche, die typischerweise Männern zugeschrieben werden. Aber im Gegensatz zu

materielle Notwendigkeiten und institutionelle Absicherungen zusammengehalten werden) und Beck-Gernsheim, indem sie nach Gründen für die Instabilität von Paarbeziehungen in modernen Gesellschaften fragt, Beziehungen, die, da von materiellen Zwängen einigermaßen entlastet, auf personenbezogener Stabilität gründen.

⁹⁰ "Das Bedürfnis nach geteilter Innerlichkeit, wie es im Ideal der Ehe und Zweisamkeit ausgesprochen wird, ist kein Urbedürfnis. Es *wächst* mit den Verlusten, die die Individualisierung als Kehrseite ihrer Möglichkeiten beschert. (Beck 1986:175)

Alleinlebenden, die selbst innerhalb einer bestehenden Partnerschaft darauf achten, dass sich möglichst keine geschlechtstypische Arbeitsteilung einschleicht, haben sie trotzdem oft das Gefühl, das wäre ja eigentlich nicht ihre Sache. Es sei an den Alleinlebenden erinnert, der seine Nachbarin für ihn kochen lässt, ihr aber Gerichte beibringt, da er anspruchsvollere Rezepte als sie kennt und zudem viel Spaß am Kochen hat. Dass es dennoch für ihn wichtig ist, von *ihr* mit Essen versorgt zu werden, hat sicherlich auch nichts mit seinem Sozialstatus zu tun; ihre (auch berufliche) Bildung, die er sehr zu schätzen weiß, ist seiner mindestens ebenbürtig. Es ist vielmehr sein komplementäres geschlechtsspezifisches Rollenverständnis, das ihn sich unbehaglich fühlen lässt, solange nicht eine *Frau* ihn versorgt. Spiegelbildlich vermissen Frauen, die bedauern, nicht verheiratet zu sein, einen Mann, der beispielsweise wegen des Kredites verhandelt oder mit Handwerkern spricht, obwohl sie die Erfahrung gemacht haben, diese Dinge bestens selbst zu können. Das Empfinden dieser Alleinlebenden, dass eigentlich eine Frau oder ein Mann fehlt, um das Leben zu bewältigen, ist also keine Frage unzureichender Kompetenzen, sondern ein mentales Problem. Mit dem Ideal des harmonischen Ungleichgewichtes als Leitbild für eine Partnerschaft fühlen sie sich ohne gegengeschlechtliche Ergänzung nicht "komplett"; deshalb korrespondiert mit ihrer kompetenten selbständigen Lebensweise kein positives Lebensgefühl.

Zum andern stehen diesen Verlierer unter den Alleinlebenden auch kaum alternative, wenig institutionalisierte Beziehungsformen für die Erfüllung ihrer Bedürfnisse nach Liebe, Nähe, Vertrautheit und Sexualität offen, weil es ihnen dafür - anders als den hoch individualisierten Alleinlebenden - an mentalen Voraussetzungen mangelt; denn eine egalitäre Partnerschaft mit ihrem immanenten hohen Verhandlungsbedarf steht ihnen ebenso wenig offen wie "dezentrierte" Beziehungen⁹¹, die nicht nur ihren Wertvorstellungen widersprechen, sondern auch ihrem "Heimatbedürfnis" zuwiderlaufen. Zudem *müssen* solche Beziehungen verhandelt werden. Diese Alleinlebenden haben eine hoch individualisierte, *posttraditionale Lebensweise*, aber *traditionelle Normalitätsvorstellungen*, zu der nicht nur eine Normalbiographie mit Ehe und Familiengründung gehören, sondern die auch eine komplementäre Arbeitsteilung einschließt, die mit fortschreitender Aufhebung der Trennung von Männerwelt (Beruf) und Frauenwelt (Familie) auch für Ehepaare dysfunktional und sinnlos wird.

Es ist nicht einfach das Ergebnis einer Kumulation von unangenehmen Gefühlen und Erfahrungen, dass die Verlierer unter den Alleinlebenden nicht nur mit ihrer Partner- oder Ehe- und Familienlosigkeit unzufrieden sind, sondern sich generell auch eher als einsam erleben, die zur Lebensunzufriedenheit beitragen. Vielmehr bedingen die gleichen Haltungen, dass sie zum einen ihre persönlichen Ziele im Bereich von Partnerschaft und Familie verfehlen und dass sie zum andern freundschaftliche Beziehungen nicht so strukturieren, dass diese der eigenen Partner- und Familienlosigkeit ein Äquivalent entgegensetzen können, weshalb die Art ihrer sozialen Einbindung diese Alleinlebenden eine feste Partnerschaft und eigene Familie umso schmerzlicher vermissen lässt. Ob Alleinlebende ein befriedigendes emotionales Zugehörigkeits- und Sicherheitsgefühl in dezentrierten Beziehungen finden oder aber eine eheliche oder eheähnliche Partnerschaft als "natürliche", notwendige Ergänzung vermissen, hängt davon ab, welche Bereiche

⁹¹ Ich verweise hier auf die von Monika Wohrab-Sahr (1993) entwickelte Kategorie "Dezentrierung" zum Umgang mit biographischer Unsicherheit: "Diese Gestalt zeichnet sich dadurch aus, dass sie auf keinem determinierenden Lebenszentrum aufruft, sondern auf einem verzweigten Geflecht von Stütz- und Orientierungspunkten." (316) An späterer Stelle werde ich zu zeigen versuchen, dass "dezentrierte" Beziehungen, bei denen die fundamentalen Bedürfnisse, die in unserer Kultur in eheliche Beziehungen hineingetragen werden, auf verschiedenartige Beziehungen - sexuelle aber auch nichtsexuelle - verteilt werden, nicht die besonders instabile Variante moderne Ehen sind, sondern qualitativ anders sind als jene.

ihres Lebens und ihrer Person sie in ihre sozialen Beziehungen einbringen bzw. nicht einbringen, weil sie ihres Erachtens nur in eine intime Partnerschaft gehören. Wie in den Fallgeschichten deutlich wurde, hängt dies wiederum damit zusammen, wie die Beteiligten die Grenzen ihrer intimen und freundschaftlichen Beziehungen deuten. Wir hatten den Lebenserzählungen der Alleinlebenden, die eine traditionelle Familiengründung ersehnt und gleichzeitig verhindert haben, entnommen, dass mit ihrem Leitbild für Ehe (und gegebenenfalls auch nichteheliche Partnerschaften) eine starke Betonung ihres *Institutionencharakters* verbunden ist. (Vgl. Kapitel 4.4) Diese Alleinlebenden errichten sehr *undurchlässige Grenzen zwischen Partnerschaft und sozialem Umfeld* - beispielsweise hinsichtlich persönlicher Mitteilungen. Wie an anderer Stelle diskutiert, hindern sie sich so daran, *dezentrierte Beziehungsstrukturen* herzustellen. Doch für einen Menschen, der ohne Ehepartner bzw. -partnerin, also - zumindest in der Erwartung - auch emotional nahen Intimpartner bzw. Intimpartnerin lebt, ist es umso wichtiger, unterschiedliche Arten der Nähe, zumindest in emotionaler Hinsicht auch intimer Nähe zu verschiedenen Menschen, zu erleben. Ob Alleinlebende ein erfülltes und subjektiv zufrieden stellendes Leben führen oder ob sie ihre Lebensform eher als Mangel erleben, ist erwartungsgemäß eng mit ihrer sozialen Einbindung verknüpft, aber nur zum geringen Teil mit deren quantitativen Seite. Indikator für gelungene soziale Einbindung Alleinlebender oder deren Gefährdung ist vielmehr diese Qualität dessen, was in den Beziehungen möglich ist oder nicht.

Dass die Alleinlebenden, die ich die Verlierer nenne, mehr die *Rollengestaltung* innerhalb der Partnerschaft betonen als *individuelle Eigenschaften* der Partnerin oder des Partners und dass sie für diese Rollengestaltung ein ausgeprägtes Ideal mit komplementärer Rollenzuweisung haben, ist wiederum eng mit ihrer Vorliebe für sozialräumlich gebundene soziale Netzwerke und typische Interaktionsstrukturen verbunden. Betonung bzw. stillschweigende Voraussetzung von Übereinstimmungen und Ausklammern von Differenzen, Vorliebe für feste Gruppenzugehörigkeiten und organisierte, durch Regeln vorstrukturierte Aktivitäten. All diese Interaktionsstrukturen geben Sicherheit und vermeiden zugleich unkalkulierbare Nähe. Die Haltung, die sich hinter den Einstellungs- und Handlungsmustern der Alleinlebenden auf der Verliererseite verbirgt, verweist darauf, dass diese nicht die Personalisierung mitvollzogen haben, die ein Charakteristikum der modernen Ehe ist und gleichermaßen eine Voraussetzung für hoch individualisierte Freundschaftsmuster in einem dezentrierten Netz bildet. Auf diesem Hintergrund fällt es diesen mit ihrem Leben so unzufriedenen Alleinlebenden so schwer, die emotionale Geborgenheit und Sicherheit in zwischenmenschlichen Beziehungen, auf die gerade sie so sehr angewiesen sind, zu finden. Ihr Dilemma ist, dass aktive, gelungene Abwehr von naher Bindung sie zu Alleinlebenden macht, ihnen aber wichtige Voraussetzungen fehlen, um sich emotionale Äquivalente zur Ehe jenseits dieser Institution zu holen. So erleben sie einen Mangel, der sie wiederum in ihrer Annahme bestätigt, dass der Mensch nur in einer Ehe wirklich rund und glücklich leben kann. Auch im sozialen Raum der über den Arbeitsplatz vermittelten Beziehungen stellen sie weniger personale, über die unmittelbaren Arbeitsbeziehungen hinausgehende Nähe her.

Diese Frauen und Männer müssen eine hohe Spannung aushalten; denn mental sind sie weitgehend in traditionellen Welten verhaftet geblieben, schätzen Übersichtlichkeit, Vertrautheit, Verlässlichkeit, Kontinuität ebenso wie eine geringe Informalisierung in sozialen Beziehungen. Aber gleichzeitig wird ihnen aufgrund ihrer strukturell hoch singularisierten Lebensweise in vielen Aspekten ihres Alltagslebens auch ein hohes Maß an individualisierten Verhaltenseisen abverlangt. Auch diese Differenz von Bedürfnisstruktur und alltäglicher Lebensweise ist Quelle von Unzufriedenheit.

5.5.2 Voraussetzungen der Gewinner, jenseits von Ehe und Familie äquivalente Beziehungen herzustellen

Die Alleinlebenden, die ich die Verlierer und die, die ich Gewinner genannt habe, haben gemeinsam, dass sie die Art intimer Nähe, wie sie für moderne Ehen konstitutiv ist, abwehren und sich dennoch eine Liebesbeziehung wünschen. Sie unterscheiden sich darin, dass Letzteren zur Befriedigung ihrer Grundbedürfnisse nach emotionaler Nähe und dem Erleben von Zugehörigkeit Alternativen zur Ehe oder eheähnlichen Partnerschaft offen stehen. Alles, was solche Nähe und Verlässlichkeit ausmacht, wünschen und erwarten sie nicht ausschließlich von *einem* Menschen - so viel Nähe zu einem Menschen können sie (langfristig) nicht zulassen, oder sie entspricht nicht ihrem geringen Vertrauen in die Zuverlässigkeit menschlicher Bindungen. Sie verteilen ihre Bemühungen, auch intensive Nähe unterschiedlicher Art herzustellen, auf mehrere Menschen und holen auf diese Weise Offenheit und Vielfalt in ihr Leben hinein, ohne Vertrautheit, Nähe und Verlässlichkeit, kurz: emotionale Sicherheit (allzu sehr) zu entbehren.

Dieses Handlungsmuster setzt nicht nur Einstellungen voraus, die im Kontrast stehen zu denen der "unfreiwillig" Alleinlebenden - es sei an das egalitäre Partnerschaftsideal im Kontrast zum Leitbild des "harmonischen Ungleichgewichtes" erinnert -, sondern auch spezifische soziale Kompetenzen, die den Alleinlebenden auf der Verliererseite nicht zur Verfügung stehen. Dazu gehören, wie gezeigt wurde, subjektive Möglichkeiten, soziale Beziehungen auch jenseits des "angestammten" Milieus anknüpfen zu können, die Fähigkeit zur Relativierung von Leitbildern und sozialen Spielregeln, die Fähigkeit zum Aushandeln, die Bereitschaft, affektgeleitetes Handeln und emotionale Expressivität jenseits der engen Privatheit einer Liebesbeziehung zuzulassen. Dazu gehört insbesondere auch, weibliche und männliche Rollen flexibler und vielfältiger auszugestalten, eine von engen, *vorgegebenen Mustern abweichende geschlechtsrollentypische Identität* entwickeln zu können. Allein lebende Frauen und Männer haben nicht nur, da sie nicht in eine familiäre geschlechtsspezifische Arbeitsteilung hineingedrängt werden, *mehr Spielräume* dazu; sie müssen sie auch ausfüllen, um nicht eine fehlende (Ehe)Hälfte schmerzlich zu vermissen. Solche Haltungen und Kompetenzen - bisweilen *postkonventioneller Ich-Identität* genannt - haben im fortschreitenden Modernisierungsprozess ganz allgemein an Bedeutung gewonnen, weshalb ihnen in Modernisierungstheorien und insbesondere in Konzepten zum Wandel intimer Beziehungen eine prominente Bedeutung zukommt.⁹² Ihr Erwerb ist eine Folge des gesellschaftlichen Differenzierungsprozesses und dennoch eine *Eigenleistung* der Individuen, die nicht alle gleichermaßen erbringen. Gleichwohl entscheidet der Besitz postkonventioneller Ich-Identität maßgeblich darüber, ob Menschen, die nicht den sozialen Nahraum der Privatheit einer Ehe und Familie zwischen sich selbst und der Außenwelt haben, gut ausgerüstet sind, ihre soziale Einbindung eigenaktiv jenseits familialer Strukturen herzustellen und zu gestalten, in welchem Maß die einzelnen Alleinlebenden die Optionen, die in ihrer Lebensform enthalten sind, nutzen können oder ihr Leben als defizitäres erfahren.

Auf der Suche nach begünstigenden Faktoren für den Erwerb solcher hoch individualisierten Haltungen und Kompetenzen verweisen die Biographien meiner GesprächspartnerInnen auf ein hohes Maß an Differenzenerfahrung in der Kindheit oder Jugend als gemeinsame biographische

⁹² Die Haltungen und Kompetenzen, durch die sich die Gewinner unter den Alleinlebenden im Vergleich zu den Verlierern auszeichnen, entsprechen denen, die Cas Wouters (1982, 1986) im Informalisierungskonzept fasst, das auf der Zivilisationstheorie von Norbert Elias basiert; sie gehören auch zur *postkonventionellen Ich-Identität* (im Gegensatz zu *konventioneller Identitätsformation*) nach Habermas (1994).

Konstellation. All jene, die solche Haltungen und Kompetenzen erworben haben, berichten von Ereignissen und Konstellationen in der Kindheit oder frühen Jugend, die einschneidende Veränderungen im alltäglichen Umfeld und das Nebeneinander von kontrastreichen Welten zur Folge hatten.⁹³ Dass Differenzerfahrungen eine zentrale Bedeutung für die Übernahme hoch individualisierter Einstellungs- und Verhaltensmuster zukommt, dass der Erwerb von Einstellungs- und Handlungsmustern, wie Fähigkeit zur Perspektivenübernahme, positive Haltung gegenüber Fremdem und persönlichen Veränderungen, intensives und dennoch nur partielles Sicheinlassen auf Menschen, Teil der Strategie ist, sich in den divergierenden Welten und widersprüchlichen Wirklichkeiten zurechtzufinden (sicherlich mit der Einschränkung, dass die Begleitumstände ein notwendiges Mindestmaß an emotionaler Unterstützung nicht versagen), ist bereits - darauf macht Jürgen Habermas aufmerksam - in der Sozialpsychologie von Mead theoretisch gefasst: "In dem Maße, wie sich im Prozess der Vergesellschaftung das heranwachsende Subjekt das, was die Bezugspersonen von ihm erwarten, zunächst zu Eigen macht, um sodann die vielfältigen, auch widersprüchlichen Erwartungen durch Abstraktion zu verallgemeinern und zu integrieren, entsteht ein inneres Zentrum der Selbststeuerung individuell zurechenbaren Verhaltens. Eine solche Gewissensinstanz bedeutet 'einen Grad von Individualisierung, der eine Loslösung von Rollen erfordert, eine Distanz zu den Erwartungen, die andere fordern, wenn wir diese Rollen erfüllen. Eine solche Loslösung und Individuierung entsteht, wenn im Laufe unserer Lebensgeschichte konfligierende Erwartungen auftreten. '" (Habermas 1994: 439) Wie bedeutsam die Verarbeitung von Fremdheits- und Differenzerfahrung im Laufe der Sozialisation für die Entwicklung von in diesem Sinn individualisierten Haltungen ist, ist insgesamt in der Tradition der interpretativen Soziologie angelegt. Treibel (1997: 126) verweist, sich auf Berger, Luckmann beziehend, indirekt darauf: "Die Sicherheit, die ich im Prozess andauernder Sozialisation im Umgang mit den verschiedenen Auslegungsverfahren zur Strukturierung der Lebenswelt erworben habe und erwerbe, hilft mir, die Fülle an Fremdheitserfahrungen und Unsicherheiten zu überstehen - systemtheoretisch ausgedrückt, 'Komplexität zu reduzieren'."

Es lässt sich nun allgemeiner formulieren: Langfristig Alleinlebende sind umfassender als in Ehe und/oder Familie Gebundene aus gewachsenen Bindungen freigesetzt und deshalb verstärkt genötigt, sich eigenaktiv sozial zu integrieren. Diejenigen Alleinlebenden, denen die Reintegration nicht nur funktionell, sondern auch im Bereich ihrer emotionalen zwischenmenschlichen Beziehungen gelingt, gehören zu den Gewinnern jener Entwicklung, die die Monopolstellung der Ehe als legitimer Lebensform entkräftet hat. Sie haben im Alleinleben eine befriedigende Alternative zur Ehe, können von den reichhaltigen Optionen, die diese Lebensform eröffnet, Gebrauch machen, ohne ein sozial und kulturell defizitäres Leben zu führen. Ob Alleinlebenden diese soziale Reintegration gelingt, ist, so ein Ergebnis dieser Studie, weitgehend von biographisch früh verankerten Haltungen abhängig.

Es ist nun unvermeidlich, eine Anmerkung zur beliebten Frage zu machen, ob Alleinlebende hoch individualisierte Menschen sind; denn es gibt kaum eine unter den zahlreichen sozialwissenschaftlichen Arbeiten aus den 90er Jahren zur Lebensform "Single" oder "freiwillig Alleinlebende", in der die Zunahme von Alleinlebenden nicht auf dem Hintergrund der wenige Jahre zuvor von Beck und - vornehmlich im Hinblick auf Paarbeziehungen - Beck-Gernsheim

⁹³ Zu solchen biographischen Konstellationen gehören beispielsweise Elmar Soehnges' und Wolfgang Radspieles Übersiedlung aus der DDR in die BRD, die in beiden Fällen auf dem Hintergrund besonderer familialer Konstellationen mit sehr hohen Anpassungsleistungen verbunden waren, der familiale Milieuwechsel, den der neue Lebensgefährte der Mutter ins Leben von Susanne Ebenholz gebracht hat (der leibliche Vater ein Bildungsbürger, der Stiefvater ein einfacher Vollzugsbeamter).

popularisierten Individualisierungsthese diskutiert wurde.⁹⁴ Die sozioökonomischen *Strukturen*, die die *Lebenslage* von Alleinlebenden bestimmen, sind per definitionem in relativ hohem Maße individualisierte. In der Sprache der Individualisierungsthese: die Freisetzungsdimension ist schon deshalb stark ausgeprägt, weil Alleinlebende nicht in einer Familie - einer halbfeudalen Gruppe, in der sich Beziehungsstrukturen weitgehend selbstverständlich in Abhängigkeit von qua Geburt zugewiesenen Merkmalen entwickeln - leben, die Puffer und Vermittlungsinstanz zwischen Individuum und Außenwelt ist. Rechtlich und ökonomisch sind sie auf sich alleine gestellt bzw. treten sie kollektiven Systemen unmittelbar als Einzelne gegenüber. Ob die *handlungspraktische und mentale Bewältigung* dieser Lebensumstände eine hoch individualisierte ist, kann dagegen nur empirisch beantwortet werden. Die vorliegende Arbeit, deren Anliegen es auch war, zwischen unterschiedlich gelingenden Bewältigungsstrategien zu differenzieren, hat Belege dafür, dass das Maß *mentaler* Individualisierung unter Alleinlebenden im mittleren Lebensalter sehr ungleichmäßig verteilt ist. Dabei muss betont werden, dass meine InformantInnen ausschließlich in den 40er Jahren geborene Frauen und Männer sind und, weil die kollektiven Mentalitäten sich in Richtung Individualisierung entwickeln, unter Alleinlebenden jüngerer Jahrgänge vermutlich weniger "Verlierer" zu finden sein werden.

⁹⁴ Mit der Frage, ob Alleinlebende hoch individualisiert leben, befassen sich u.a. folgende Veröffentlichungen: Bachmann (1992), Beck (1997), die der These, Alleinlebende seien besonders hoch individualisiert, zustimmen. Hradil (1995); Imhof (1994); Kern (1998), die darauf verweisen, dass Individualisierung geschlechtsspezifisch unterschiedlich zum Tragen kommt, allein lebende Männer schlechter für den Individualisierungsschub gerüstet sind als allein lebende Frauen; Kolland (1997); Rosenmayr (1997); Schofer, Bender, Utz (1991); in einer Kontroverse mit den letzt genannten Autoren setzt sich Burkart (1993) kritisch mit der Unschärfe der Begrifflichkeiten in der Individualisierungsdiskussion auseinander und widerspricht zentralen Aussagen anhand einer Analyse aggregierter Daten zur Elternschaft in den USA. Im Übrigen entspricht der Vielfalt der Argumentationsstränge wie der Schlussfolgerungen eine geringe Übereinstimmung der verwendeten Begrifflichkeit; beides ist an der mangelnden Ergiebigkeit dieser beliebten Diskussion beteiligt.

6 Soziale Infrastruktur für Alleinlebende: eine Herausforderung für die Sozialraumplanung?

Eine Voraussetzung und zugleich eine Folge der fortdauernden Entwicklung, dass private Haushalte kleiner werden, ist eine zunehmende Verlagerung ehemals privater Austauschbeziehungen und Unterstützung im sozialen Nahraum hin zu sozialstaatlichen Institutionen und kommerziellen Dienstleistern. Dennoch spielen die Versorgungs- und Unterstützungsleistungen in privaten Haushalten und im größeren Familienverband nicht nur in der Versorgung und Betreuung von Kindern weiterhin eine wichtige Rolle. So werden beispielsweise immer noch die weitaus meisten pflegebedürftigen Menschen von Familienangehörigen gepflegt. Auch jenseits solcher umfangreicher und teilweise lebensnotwendiger Unterstützungsleistungen zwischen Mitgliedern privater Haushalte geben sich diese untereinander auch vielfältige kommunikative, emotionale und lebenspraktische Unterstützung, die Alleinlebende sich in anderen sozialen Kontexten erschließen müssen oder aber entbehren. Wie lässt sich das Spannungsverhältnis zwischen den privaten Beziehungs- und Austauschmustern einerseits und öffentlichen Strukturqualitäten andererseits charakterisieren? Haben Alleinlebende einen eigenen Bedarf an personen- und situationsgebundenen Unterstützungsangeboten jenseits privater Arrangements? Sind sie dabei auf eine *organisierte Bereitstellung von kommunikativen, emotionalen und lebenspraktischen Leistungsangeboten* angewiesen? Welche Möglichkeiten und Grenzen liegen in den spezifischen Kompetenzen zur Lebensführung, die Alleinlebende typischerweise ausbilden und aufgrund derer ihnen im Allgemeinen eine entsprechende Reintegration gelingt, die aber auch - insbesondere für Alleinlebende mit "halbmodernen" Mustern der Lebensführung - Risiken der Isolierung bergen? Stellt die Zunahme ihrer Lebensform eine Herausforderung an das Gemeinwesen dar, weil Lebenslagen und Lebensweisen Alleinlebender spezifische Bedürfnislagen erzeugen, auf die sich die öffentliche Wohlfahrtsproduktion einstellen sollte? Und wenn ja: Welche Auskünfte geben die vorangegangenen Analysen der Biographien Alleinlebender für die bedarfsgerechte Ausgestaltung einer modernen Wohlfahrtsproduktion, die spezifische Lebenslagen und Bedürfnisse einer wachsenden Anzahl Alleinlebender einschließlich der vergleichsweise großen Autonomiepotenziale ihrer Lebensführung berücksichtigt?⁹⁵

"*Herauslösung* aus historisch vorgegebenen Sozialformen und -bindungen im Sinne traditioneller Herrschafts- und Versorgungszusammenhänge ('Freisetzungsdimension'), *Verlust von traditionellen Sicherheiten* im Hinblick auf Handlungswissen, Glauben und leitende Normen ('Entzauberungsdimension') und - womit die Bedeutung des Begriffs gleichsam in ihr Gegenteil verkehrt wird - eine *neue Art der sozialen Einbindung* ('Kontroll- bzw. Reintegrationsdimension')", diese drei Momente, die Ulrich Beck (1986: 206) als Charakteristika der Individualisierung für die Nachkriegsjahrzehnte in der Bundesrepublik diagnostiziert, treffen für Alleinlebende ausgeprägter zu als für Menschen, die in einem Familienhaushalt⁹⁶ leben. Von den Mustern individualisierter Lebensführung, wie sie in Kapitel 5 aufgezeigt sind, ausgehend, wird nun danach gefragt, welche Bedeutung der Infrastruktur des sozialen Raumes im Kontext der

⁹⁵ Die Warnung von Werner Schefold (1992:89) in seinem Plädoyer für "Eine offensive Jugendhilfepolitik" vor einer "thematischen Allzuständigkeit" der Jugendhilfepolitik - "Politik kann Lebenswelten nicht unmittelbar formen" - gilt erst recht für eine Sozialpolitik im Interesse von Alleinlebenden.

⁹⁶ Wenn hier von Familien gesprochen wird, sind auch Haushaltsgemeinschaften eingeschlossen, in denen Menschen wie in einer Familie miteinander leben und wirtschaften, ohne im juristischen Sinn eine Familie zu bilden.

Herauslösung Alleinlebender aus traditionellen Sozialformen (Freisetzungs- oder Entbettungsdimension) und ihrer sozialen Reintegration zukommt und welchen Beitrag zur Lebensorganisation und Lebensqualität Sozialraumplanung - im doppelten Wortsinn: Planung von Angebotstrukturen, die an soziale Strukturen in konkreten geographischen Räumen gebundenen sind - erbringen kann.

6.1 Charakteristische Unterschiede der sozialen Einbindung Alleinlebender und in Familienhaushalten Lebender

Mit Hilfe einer gedankenexperimentellen Kontrastierung ausgewählter Alltags- und Lebenssituationen von Alleinlebenden und in Familienhaushalten Lebenden sollen nun Charakteristika der sozialen Beziehungsmuster von Alleinlebenden herausgearbeitet werden, um Eigenheiten des Spannungsverhältnisses zwischen diesen Beziehungsmustern einerseits und öffentlichen Umgebungsstrukturen⁹⁷ andererseits zu identifizieren.

6.1.1 Zugehörigkeit: das Spiel zwischen Unverbindlichkeit und Teilhabe

Für Familien ist es charakteristisch, dass ihre Mitglieder ganz selbstverständlich zu ihr gehören. Sie brauchen sich in der Regel - nachdem sich die Familie einmal gebildet hat - weder um Zutritt zu bemühen noch um ihre Mitgliedschaft zu bangen. Dies gilt für die Kinder meistens selbst noch nach ihrem Auszug, in veränderter Form sogar noch, wenn sie eine eigene Familie gegründet haben. Mitgliedschaften in Familien sind verbindlich und lebenslänglich - das sind zumindest die idealtypischen Erwartungen, unbeschadet von realen Zerwürfnissen und Scheidungen. Wie effektiv die normativen Erwartungen an diese Bindung wirken, zeigt sich darin, wie sehr normalerweise das familiäre Beziehungsgefüge belastet wird, wenn ein Familienmitglied sich einzelnen Aspekten dieser Verbindlichkeit entziehen will, beispielsweise sich ungebührlich lang der Kommunikation entzieht oder seinen Beitrag an Mitarbeit vorenthält. Solche Verweigerungshaltung kann die gesamte Familie vor eine Zerreißprobe stellen. Eine Familienmitgliedschaft ruhen zu lassen, ist kaum möglich. Und einzelne ihrer Aspekte lassen sich in der Regel allenfalls als Ergebnis bewusster Einigung ungestraft außer Kraft zu setzen. Nichteheleiche Lebensgemeinschaften unterscheiden sich von Ehen ja gerade darin, dass nicht das ganze Paket an Verbindlichkeiten geschnürt wurde, einige - oft Lebenslänglichkeits der Beziehung oder gemeinsame Finanzen - (noch) keine Gültigkeit haben sollen. So wie der Unterschied zwischen einer Ehe und einer nichtehelichen Lebensgemeinschaft nicht darin bestehen muss, dass in Letzterer weniger emotionaler Austausch oder weniger Solidarität gelebt wird, sondern dass solche Austauschbeziehungen weniger selbstverständlich, geregelt und unhinterfragt sind - ein vielfach gewollter Effekt -, leben Alleinlebende auch nicht unbedingt ohne vergleichbare private Austauschbeziehungen. Aber sie müssen diese auf andere Weise herstellen und pflegen, weil Austauschbeziehungen nicht institutionalisiert sind.

⁹⁷ Zur Gestaltung von Umgebungsstrukturen mit dem Ziel, dass sie den "alltäglichen Mustern der Lebensorganisation" einer bestimmten Personengruppe entgegenkommen, die Lebensform stützen, siehe auch den Ansatz von Hans-Rolf Vetter (1999) für ein Modellprojekt "Alleinerziehende und öffentliche Strukturqualität". Vetter macht die wirtschaftliche und sozialpolitische Unterversorgung dieser Frauen und ihrer Kinder zum Ausgangspunkt für eine Sozialpolitik, die mittels Gestaltung öffentlicher Strukturqualitäten die Lebensform stützt und eine proaktive Emanzipation ermöglicht.

Mit einer Familienmitgliedschaft, der so einfach nicht zu entkommen ist, sind einige Privilegien verbunden, die so selbstverständlich erscheinen, dass sie kaum noch bedacht werden: das Recht, *fraglos anwesend sein* zu können; die Möglichkeit, *ohne weiteres Kontakt aufnehmen und in Beziehung treten* zu können; *Solidarität erwarten* zu können. Ohne Frage sind diese zwischenmenschlichen Verhaltensweisen nicht auf Familien beschränkt, aber außerhalb von Familien (und anderen Lebensgemeinschaften) können sie nicht in dieser Kombination und unhinterfragten Selbstverständlichkeit vorausgesetzt werden. Wo private Solidarbeziehungen außerhalb von Familienstrukturen wachsen, sind Gelegenheiten, persönlicher Einsatz und soziale Kompetenz im Spiel. Es ist wichtig, an dieser Stelle noch einmal anzumerken, dass die geringere institutionelle Einbindung Alleinlebender zwar zur Folge hat, dass (Austausch-)Beziehungen weniger *verlässlich* sind, dass Alleinlebende aber *nicht unbedingt weniger* von solchen Beziehungen haben.⁹⁸ Das Fazit dieses Vergleichs ist vielmehr, dass Alleinlebende nur dann in privaten sozialen Beziehungen leben, wenn sie bereit sind sie *herzustellen* und wenn sie sie mit sozialer Kompetenz *gestalten und pflegen*. Und dies ist größtenteils von ihnen auch so gewollt; sie erleben es als positive Aufforderung, sich um Menschen bemühen müssen, statt in Zwangsgemeinschaft zu leben. Aber dazu brauchen sie - noch mehr als Familienmitglieder - Räume, in denen soziales Leben möglich ist, reale Räume und Räume im übertragenen Sinn.

Berufstätige erfahren meistens eine, wenn auch im Vergleich zur familialen Einbindung stark eingeschränkte, Zugehörigkeit an ihrem Arbeitsplatz - ein Grund, warum Alleinlebende oft, wie unsere Interviews zeigen, guten Beziehungen zu ihren Kolleginnen und Kollegen mehr Wert beimessen als interessanten Arbeitsinhalten. Hier begegnet man sich im Alltag ja auch sehr selbstverständlich und verbringt viel Zeit miteinander. Die Intensivierung sozialer Beziehungen am Arbeitsplatz kann auf Kosten von Beziehungen jenseits dieses sozialen Zusammenhanges gehen, was die Betroffenen beim Übergang in den Ruhestand vor eine große Herausforderung stellt. Ob und wie ausgedehnt und intensiv am Arbeitsplatz Kontakte, die über Arbeitsbeziehungen hinausgehen, gepflegt werden dürfen, liegt nicht nur im Belieben des oder der Einzelnen, sondern unterliegt weitgehend auch kollektiven informellen Regeln. Private, sehr persönliche Aspekte seines Lebens in Arbeitsbeziehungen hineinzutragen, ist in der Regel unerwünscht oder zumindest risikoreich. So lassen soziale Beziehungen im Berufsleben dennoch nur begrenzt Kontaktmöglichkeiten zu, die persönliche Vertrautheit einschließen und möglicherweise über den Arbeitsplatz hinausreichen. Wo diese Grenzen liegen und wie viel an Kontakt und Beziehungen jeweils gewünscht ist, muss immer wieder ausgelotet werden. Die Potenziale der Verbindlichkeit, die in der festen Zugehörigkeit zu einem Arbeitsplatz liegen, sind also beschränkt, Solidarität, sofern sie gegeben ist, auf Belange des Arbeitslebens begrenzt.

Außerhalb von Familie, etablierten Freundschaften und Arbeitsplatz gibt es nur noch wenige Orte, an denen man sich aufgrund einer formalen Zugehörigkeit auf eine Weise begegnen und miteinander aufhalten kann, die ein Sichnäherkommen einbezieht oder nicht von vorne herein ausschließt, ohne sich dafür legitimieren zu müssen. Die Vereinskultur ist ein geradezu klassischer Ort dieser Art, aber im Rückzug und zudem (wie in Kapitel 5.2 ausgeführt) den Bedürfnissen und Haltungen von nur wenigen Alleinlebenden eines bestimmten Typs angemessen.

⁹⁸ Die Befragten (repräsentativ ausgewählte Männer und Frauen zwischen 18 und 55 Jahren), die sowohl keine Familie wie keinen Partner angeben, im Einpersonenhaushalt leben und unverheiratet sind, haben "circa zweieinhalb mal so viele Freunde und mehr als sechs mal so viele Nachbarn im engen persönlichen Netzwerk wie Nicht-Singles." (Bien; Bender 1995: 83) Eine solche Zugehörigkeit des sozialen Netzes lässt nicht unmittelbar auf die Art der sozialen Austauschbeziehungen schließen.

6.1.2 Zugänglichkeit: das Spiel zwischen Anonymität und Intimität

Es ist nur an wenigen sozialen Orten möglich, sich Menschen, die vertraut miteinander umgehen, ungezwungen zugesellen zu können. Für eine Familienwohnung ist diese besondere Mischung charakteristisch: informeller Umgang miteinander, ein relativ hohes Maß an Intimität, freier Zugang für die Mitglieder und abgestufte Zugangsregeln für Außenstehende. Familienmitglieder haben zu ihrer gemeinsamen Wohnung nahezu uneingeschränkten Zugang, brauchen ihre Anwesenheit in der Regel nicht zu legitimieren. Fremden ist sie dagegen erst einmal verschlossen, und für "näher stehende Außenstehende" bestehen vielfältige Zugangsregeln (die, weil sie kulturell und von Familie zu Familie variieren, im Einzelfall zu kennen, schon ein erhebliches Maß an sozialer Kompetenz erforderlich machen kann). Doch die familialen Spielregeln ermöglichen nicht nur ihren Mitgliedern untereinander wenig formalisierte soziale Beziehungen vielfältiger Art. Sondern das familiale soziale Netzwerk erweitert auch die Kontaktmöglichkeiten nach außen; denn eine Familienwohnung ist auch ein potenzieller halbformeller Begegnungsraum für Bezugspersonen anderer Familienmitglieder. Sofern ungezwungene Kontakte mit Außenstehenden - wie Freunden und Nachbarn - in der Wohnung stattfinden, vervielfachen sich relativ informelle Begegnungsmöglichkeiten für alle Beteiligten, wenn mehrere Menschen in einem Haushalt leben. Und das geschieht auch über die Außenkontakte, die über Familienangehörige zustande kommen oder im Rahmen von familialen Verpflichtungen (z.B. über Kinderbetreuungseinrichtungen, Schulen etc.; beispielsweise soll Elternarbeit in Schulen, zum Beispiel im Elternbeirat die wichtigste Partnervermittlung für allein erziehende Eltern sein⁹⁹) wahrgenommen werden.

Um jenseits familialer Privatheit zu anderen Menschen freien Zugang zu bekommen, der hinreichend informell ist, um einen mehr oder weniger vertrauten Umgang nicht von vorne herein auszuschließen, braucht es *halböffentliche Räume*, die, um kein Eindringling zu sein, neutraler sind als eine private Wohnung aber privat genug, um sich unkompliziert dazugesellen zu können und das nötige Zugehörigkeitsgefühl zu vermitteln - Orte wie die Bank vor dem Haus, die Dorflinde auf dem Land oder der begrünte Hinterhof des Mietshauses in der Stadt. Da, wo man sich kennt: in überschaubaren lokalen Gemeinschaften und in traditionellen oder bewusst initiierten Nachbarschaften, gelingt dieses Spiel zwischen Anonymität und Intimität am leichtesten. Diese Beispiele scheinen weit hergeholt; aber gerade das macht deutlich, dass Kontaktaufnahmen ohne einen formalen oder ritualisierten Anlass strenge Voraussetzungen haben. Welche dies im Einzelnen sind, gehört zum jeweils geteilten Selbstverständnis der unterschiedlichen sozialen Verkehrskreise: In einer nahen, vertrauten Freundschaft kann es möglich sein, auch mal zu später Uhrzeit spontan anzurufen, ohne dafür einen schwergewichtigen Grund zu haben. Im entfernteren Freundeskreis mag es zwar erlaubt sein, die Initiative zu Verabredungen zu ergreifen oder Einladungen auszusprechen, aber nur im Rahmen von zumeist unausgesprochenen Regeln, die Anlässe und Häufigkeit bestimmen. Wer als erwachsener Mensch auf ein fremdes Umfeld stößt, hat es schwerer, neue freundschaftliche Beziehungen aufzubauen als beispielsweise junge Menschen, die den Ort wechseln, um eine Ausbildung zu machen. Diese Differenzierungen machen deutlich, wie schwer ersetzbar ein Freundesnetz ist, wie viel Zeit, Geduld und Einfühlungsvermögen nötig sind, sich neue freundschaftliche Beziehungen aufzubauen.

Alleinlebende, denen ja per definitionem familiale soziale Orte, an denen soziale Beziehungen größtenteils gelebt und geknüpft werden und sozialer Austausch geschieht, nicht zur Verfügung stehen, sind nicht generell in kleinere soziale Netze eingebunden. Sie pflegen größtenteils bewusst

⁹⁹ So las ich kürzlich in einer ernst zu nehmenden Studie, deren Autor mir nicht mehr präsent ist.

und aktiv reichhaltige Freundschaften, doch leben einige eher isoliert. Im Folgenden wird - mit Blick auf die spezifischen Lebensbedingungen von Alleinlebenden - das Augenmerk auf einige charakteristische Voraussetzungen für die Anbahnung und die Pflege von Freundschaften gelenkt.

6.1.3 Solidarität: das Spiel zwischen Unverbindlichkeit und Verlässlichkeit

In einem gemeinsamen Familienhaushalt ist es normalerweise so selbstverständlich, "mal mit anzufassen", wenn ein Möbelstück verrückt werden soll, das Essen ans Bett zu bringen, wenn ein Familienmitglied grippekrank ist, zu helfen, wenn der Computer streikt, kurz: kleine alltäglichen Hilfeleistungen auszutauschen, dass kaum noch wahrgenommen wird, wie oft solcher Austausch auch unter Erwachsenen stattfindet. Familienmitglieder, die schicksalhaft von langfristiger Hilfe, wie dauerhafte Pflege abhängig werden, erhalten auch diese überwiegend von anderen Familienangehörigen - in der Regel den Frauen -, selbst wenn solche Leistungen an die Grenzen der Belastbarkeit der Helferinnen gehen.

Erinnern wir uns: Wenn Alleinlebende Unterstützung brauchen, wenden sie sich nach eigener Aussage an kommerzielle Dienstleister, nehmen professionelle Hilfe in Anspruch. Doch ihre Erzählungen zeigen, dass sie vermutlich - in Übereinstimmung mit ihrem Selbstverständnis als weitgehend unabhängiger Mensch - verbal weit stärker ihre Unabhängigkeit von privaten, informellen Helferbeziehungen betonen, als es ihrem gelebten Alltag entspricht.¹⁰⁰ Schauen wir die privaten Austauschbeziehungen näher an, dann wird deutlich, dass Alleinlebende vor allem das Annehmen solcher Hilfeleistungen meiden, mit denen sie *langfristige* Verpflichtungen eingehen würden; denn vor allem diese würden an das Prinzip Unabhängigkeit rühren. Hier, im Bereich langfristiger gegenseitiger Unterstützung, verliert das Spiel zwischen Unverbindlichkeit und Verlässlichkeit an Leichtigkeit, ziehen Alleinlebende sorgfältigere Grenzen: Emotionale Unterstützung können sie leichter annehmen oder geben als materielle, kurzfristige leichter als langfristige. Alleinlebende befinden sich also in einem Spannungsfeld zwischen ihren besonders ausgeprägten Bedürfnissen nach Unabhängigkeit und Autonomie einerseits und ihren - teilweise durchaus intensiven - Wünschen nach solidarischen Austauschbeziehungen, die persönlicher sind als professionelle Dienste dies in der Regel sein können. In dieser Zwickmühle wenden sie nun verschiedene Strategien an, persönliche Hilfeleistungen annehmen zu können ohne in unerwünschte Verpflichtungen und Abhängigkeit hineinzugeraten.

Gemeinschaftliche Wohnprojekte fürs Alter, die immer wieder in den Zukunftsvorstellungen allein lebender Frauen¹⁰¹ auftauchen, vereinen gleich mehrere solcher Strategien. Die Beteiligten stellen kunstvolle Arrangements her, die persönliche gegenseitige Fürsorge möglich machen, Langfristigkeit und Verlässlichkeit sichern und trotzdem weitgehend persönliche Abhängigkeiten vermeiden sollen, indem sie in jahrelangen Planungs- und Aushandlungsprozessen nach informellen und vertraglichen Regelungen suchen, die das Risiko reduzieren sollen, einmal in der persönlichen Schuld einer anderen zu stehen. Der Erwerb von Immobilien dient zudem (auch)

¹⁰⁰ Zum Beispiel Susanne Ebenholz, die besonders sorgfältig darauf achtet, nicht in Abhängigkeiten zu geraten, erzählt in Kontext ihrer Erfahrungen mit Kindern, dass sie gelegentlich ganze Tage auf die Zwillinge ihrer Freundin aufgepasst hat.

¹⁰¹ Anja Vielhaber ist, wie erinnerlich, in einem solchen Wohnprojekt aktiv engagiert; unter den von uns interviewten Alleinlebenden waren es aber vor allem Frauen der in die vorliegende Arbeit nicht einbezogenen Jahrgänge 1958 - 1962, die im Alter einmal in einem ähnlichen Wohnkollektiv leben wollen.

dazu, das Vorhaben auf Dauer zu stellen. Dieser Typus von organisierter Frauensolidarität steht ganz in der Tradition von 68er-Projekten und ist für die meisten allein lebenden Frauen und erst recht Männer nicht attraktiv; denn sie verlangen viel gemeinschaftliche Initiative und Aushandlungsprozesse. Dennoch gibt es in vielen Großstädten vergleichbare Projekte. Es mag auch sein, dass die nötigen Rahmenbedingungen so kunstvoll sein müssen, dass solche Vorhaben nur ausnahmsweise gelingen können. Doch, wie auch Zukunftsvorstellungen jüngerer allein lebender Frauen zeigen: Arrangements, die solidarische Gemeinschaftlichkeit möglich machen und zudem persönliche Autonomie achten, kommen fundamentalen Bedürfnissen von nicht wenigen Alleinlebenden entgegen, die heute im familientypischen Alter sind und demnächst zu den Älteren gehören.

Unabhängig davon, ob einmal beachtenswert viele Alleinlebende in selbst organisierten gemeinschaftlichen Wohnprojekten alt werden, sind die *Motive*, aus denen Alleinlebende heute solche Vorhaben attraktiv finden, ebenso aufschlussreich wie die *Strategien*, mit denen die an solchen Projekten Beteiligten schwer zu vereinbarende Elemente sozialer Beziehungen - wie Autonomie *und* Solidarität, persönliche Fürsorglichkeit *und* Unabhängigkeit - in eine den besonders ausgeprägten Distanzbedürfnissen Alleinlebender angemessene Balance bringen wollen. Ähnliche Motive und Strategien werden auch in ganz anderen Mustern von solidarischen Austauschbeziehungen Alleinlebender in unterschiedlichen Formen "geregelter Solidarität" immer wieder sichtbar. Sie zu erkennen, hilft auch professionellen Wohlfahrtsproduzenten zu beachten, dass Autonomie und Distanz gerade für Alleinlebende zu verteidigende Güter von hohem Wert sind, die Solidarität nicht ausschließen müssen - sofern geeignete Spielregeln und Rahmenbedingungen gefunden werden. So fand die Arbeitsgemeinschaft Riedmüller, Glatzer, Infratest (1991:120) unter jüngeren allein lebenden ledigen Frauen die höchste Quote ehrenamtlicher Mitarbeit in Vereinen, Verbänden und sozialen Diensten. Es sei hier am Rande angemerkt, dass *zeitlich befristetes* gemeinnütziges Engagement, aus dem jederzeit ausgestiegen werden kann, allgemein an Bedeutung gewinnt gegenüber der Bereitschaft zu langfristiger Bindung durch Mitgliedschaften,¹⁰² dass aber besonders Alleinlebende sensibel bereits solche langfristigen Bindungen abwehren, die durch das Eingehen von Verpflichtungen entstehen *können*.

6.2 Einige Thesen zu sozialräumlichen Infrastrukturen für eine individualisierte Lebensführung

Kommen wir auf die eingangs gestellten Fragen zurück, ob die individualisierte Lebensführung Alleinlebender zur Sicherung angemessener Lebensbedingungen und Lebenschancen nach spezifischen öffentlichen Strukturqualitäten verlangt, müssen wir von einem doppelten Befund ausgehen: Langfristig Alleinlebende im mittleren Lebensalter haben zum einen charakteristischerweise eine ausgeprägt autonome Lebensweise. Sie sind in der Regel materiell unabhängig und ohne interventionsbedürftige psychosoziale Auffälligkeiten. Zudem fördert langfristiges Alleinleben die Aneignung von solchen, weitgehend geschlechtsrollenunabhängigen lebenspraktischen Kompetenzen, die in hohem Maße unabhängig von Zuarbeit und Unterstützung durch andere Menschen macht. *Und* sie sind auf Umgebungsstrukturen angewiesen, die ihre

¹⁰² Siehe auch die Bedeutung von Initiativgruppen im Vergleich zum Mitgliederschwund in Organisationen. Die AutorInnen der 12. Shell Jugendstudie beobachten diesen Trend auch bei Jugendlichen: "muss jederzeit wieder aussteigen können", war das von 18 Argumenten für aktives Engagement zweithäufigst genannte. (Jugendwerk der Deutschen Shell 1997:325)

Lebensform abstützen. Weil Alleinlebende nicht in einem familialem Nahraum leben, nicht eingebunden sind in Lebenszusammenhänge, für die Zugehörigkeit, Zugänglichkeit und Solidarität konstituierend sind, hat ihre Lebensform unter Umständen - nicht nur in krisenhaften Lebenssituationen - eine größere Verwundbarkeit ihrer sozialen Einbindung zur Folge.

Wo das private soziale Netz von Alleinlebenden überfordert ist, Lebensrisiken abzufedern, liegen die Probleme nicht primär in der individuellen Lebensführung, weshalb Alleinlebende aufgrund ihrer Lebensform kein potenzielles Klientel für traditionelle fallbezogene Sozialarbeit sind, die den individuellen Fall im Blick hat. Die Defizite liegen vielmehr in einer Umgebungsstruktur, die informelle Netze nach dem Muster von Familienhaushalten voraussetzt. Wo individualisierte Lebensformen überkommene Bindungen auflösen, wird das Verhältnis von Öffentlichkeit und Privatheit neu gemischt, die Beziehungsstruktur zwischen privaten Lebensformen und Lebenslagen sowie öffentlichen Umgebungsstrukturen umgestaltet. Austauschbeziehungen werden aus privaten Verhältnissen herausgelöst; an ihre Stelle treten kommerzielle Dienstleister und seitens des Gemeinwesens bereitgestellte Institutionen, wie das öffentliche Gesundheitswesen.¹⁰³ Diese beiden anbietenden Sektoren stehen aber keineswegs in einem prinzipiellen Entweder-Oder-Verhältnis zueinander, sondern sie sind vielfältig verzahnt, aufeinander angewiesen und aufeinander zu geplant. Eine bewusste Gestaltung der zunehmenden Durchlässigkeit dieser Sektoren ist Gegenstand der Diskussion über den "Wohlfahrtsmix".¹⁰⁴ Die Entscheidungsstrukturen beim Ausbau der in der ersten Hälfte der neunziger Jahre forciert auf der grünen Wiese errichteten Einkaufszentren bieten Anschauungsmaterial für *Verzahnungen zwischen dem Aufbauen einer kommerziellen Angebotsstruktur und einer Sozialraumplanung*; die Auswirkungen auf sozial-kommunikative Strukturen im städtischen Raum sind unübersehbar.

Wenn Staat und Gemeinden eine politische Verantwortung für eine sozial ausgewogene Gestaltung lokaler Lebensbedingungen und Lebenschancen zugewiesen bleibt,¹⁰⁵ folgt daraus erstens, dass die spezifische Bedarfstruktur Alleinlebender nicht Ausdruck von Defiziten der individuellen Lebensführung ist, ein Ausgleich für Versorgungslücken durch den Wegfall von "Privilegien", die mit der Einbindung in einem Familienhaushalt verbunden sind, nicht als ausschließlich privates Problem angesehen werden kann, sondern als Folge kollektiver Wandlungsprozesse. Mit dieser

¹⁰³ Lothar Böhnisch und Werner Schefold (1985:44ff) haben herausgearbeitet, dass die Vermittlung von sozialstaatlichen Systemen und Lebenswelten der Menschen, weil das Verhältnis von Öffentlichkeit und Privatheit ein historisches ist, immer wieder neu ausgestaltet werden kann und muss.

¹⁰⁴ "Mit dem Begriff des Wohlfahrtsmix sind Gewicht und Funktion von vier fundamentalen Bereichen von Sozialpolitik und sozialer Versorgung angesprochen: die des Staates, des Marktes, des intermediären Bereichs freier Träger und des informellen Bereichs, in dem Haushalte, Familien und soziale Unterstützungssysteme eine zentrale Rolle spielen." (Evers 1992:3) Siehe dazu auch Gaiser; Schefold; Vetter 1992.

¹⁰⁵ "Im sozialstaatlichen Kontext von Anspruch und Zumutbarkeit konstituieren sich keine Individualinteressen, sondern Lebenslagen. ... Mit der sozialpolitischen Steuerung von Anspruch und Zumutbarkeit ist also ein Aushandeln von Sinnfragen und Lebensentwürfen verbunden, die dem Sozialstaat eine gewisse kulturelle Hegemonialstellung zuschieben. Er ist der Hüter des "Gesellschaftswohls" geworden... Anspruch und Zumutbarkeit sind ... Bezugspunkte des Aushandelns von Lebenszusammenhängen und Lebensentwürfen geworden." Diese Feststellung von Böhnisch und Schefold (1985:47f) hinsichtlich Jugend als Lebensentwurf gilt umso mehr für die Zuständigkeit des Staates, Rahmenbedingungen zur strukturellen Absicherung der Lebensform Alleinlebender zu garantieren, als diese Lebensform ein quantitativ bedeutsames Produkt des gesellschaftlichen Modernisierungsprozesses geworden ist. Für die folgenden Überlegungen beziehe ich mich hier auch auf das Konzept der "sozialen Stadt", wie Hanesch (1996) es ausführt.

Lebensform verbundene strukturelle Bedürfnislagen sind bei der Ausgestaltung öffentlicher Umgebungsstrukturen zu berücksichtigen. Deshalb muss der öffentliche Sektor zweitens aber nicht zwangsläufig selbst als Anbieter auftreten. Wo die "privaten" Handlungsmöglichkeiten von Alleinlebenden im Rahmen des Dreigespanns aus Freundschaftsbeziehungen, kommerziellen Dienstleistungsangeboten und sozialen Versicherungs- und Versorgungssystemen überfordert sind, stellt sich im Kontext kollektiver Wohlfahrtsplanung von Seiten der Sozialpolitik die Frage, welche intelligenten Mischformen im ordnungspolitischen Dreieck von Staat, Markt und Gemeinschaft gegebenenfalls angemessen sind, und von Seiten kommunaler Sozialraumplanung nach der Angemessenheit der öffentlichen Strukturqualitäten der räumlichen Umgebung, zumal in einigen großstädtischen sozialräumlichen Quartieren Alleinlebende bereits die Mehrheit der Haushalte bilden. Die spezifischen Lebenslagen und Bedürfnisse Alleinlebender sind ebenso selbstverständlich in die Planung und Gestaltung kommunaler Orte einzubeziehen, wie die von jungen Familien, Kindern und alten Menschen. Alleinlebende brauchen keine *prinzipiell* anderen Angebote; es wäre kontraindiziert, einer Segregation durch Bereitstellung gesonderter Räume, wie dies bei Angeboten speziell für "Senioren" zu beobachten ist, Vorschub zu leisten.¹⁰⁶

Die vorangegangenen Analysen zur Lebensführung Alleinlebender sind informativ für die Entwicklung öffentlicher Strukturqualitäten im Kontext kommunaler Sozialraumplanungen, die - aus dem skizzierten Politikverständnis - den Lebensbedürfnissen der wachsenden Gruppe Alleinlebender entgegenkommen. Drei Dimensionen erweisen sich dabei als nützlich: erstens die Berücksichtigung charakteristischer Unterschiede der sozialen Einbindung Alleinlebender und in Familienhaushalten Lebender, zweitens eine Differenzierung von Mentalitäten und Handlungsmustern innerhalb der Alleinlebenden, die ein zentrales Anliegen dieser Arbeit ist, und drittens die Beachtung der Sequenzialität von Biographien. Dies soll exemplarisch an der Bedeutung halböffentlicher Räume für die alltägliche soziale Einbindung, am Problem persönlichen Vertrauens bei personalem Hilfebedarf und an Voraussetzungen, um auch im Alter eine best mögliche Balance zwischen Unabhängigkeit und sozialer Einbindung herzustellen, gezeigt werden.

Es ist ein charakteristisches und ambivalentes Merkmal individualisierter Lebensweisen und dem Alleinleben mehr als jeder anderen Lebensform immanent, dass die individuelle Unabhängigkeit hoch bewertet wird, die damit einhergehende Entbindung aber auch riskant sein kann. Gemeinsam ist Alleinlebenden per definitionem, dass ihnen dazu die potenziell reichhaltigen kommunikativen Möglichkeiten, die mit dem Sozialraum Familie verknüpft sind, nicht zur Verfügung stehen, sie deshalb auf Alternativen angewiesen sind. Die sozialen Kompetenzen und die individuellen Ressourcen zum Herstellen, Gestalten und Pflegen sozialer Netze sind jedoch, wie bereits die Alltagsbeobachtung erkennen lässt, unter Alleinlebenden sehr unterschiedlich verteilt; neben Expertinnen und Experten im Knüpfen und Pflegen eines reichhaltigen und vielfältigen sozialen Netzes gibt es unter ihnen auch Frauen und Männer, die in beklemmender Isolation leben. Die äußeren Lebenslagen alleinlebender Frauen und Männer lassen nur sehr begrenzt Rückschlüsse zu auf deren Interessen, Bedürfnisse und Ressourcen, weil sich hinter vergleichsweise ähnlichen äußeren Lebensumständen sehr unterschiedliche, selbst entgegengesetzte *Mentalitäten* und sehr

¹⁰⁶ Wo Ghettos für Alleinlebende bestehen, werden sie, wie unsere GesprächspartnerInnen deutlich gemacht haben, nicht selten von diesen selbst als peinlich empfunden. In der ehemaligen DDR, in der Alleinlebende als sozial nicht integrierte und deshalb der Hilfe bedürftige Menschen angesehen wurden, bestand ein ganzes Netz von öffentlich geförderten Einrichtungen, die sich "Klub der Unverheirateten" oder "Klub der Alleinlebenden" nannten - als Einrichtungen des *Gesundheitswesens* und jeweils vom Rat der Stadt unterstützt. (Zu Alleinlebenden in der DDR siehe Heide Soltau, 1993.)

verschiedenartige soziale Ressourcen verbergen. Die vorliegende Studie konnte zeigen, wie diese Kompetenzen und Ressourcen mit kulturell verankerten Lebensorientierungen korrespondieren. Sollen Ansätze sozialräumlicher Wohlfahrtsplanung, die beispielsweise speziell auch allein lebende Ruhestandler als Adressaten anpeilen, nicht Gefahr laufen, völlig an deren Bedürfnisse und individuellen Möglichkeiten vorbeizugehen, müssen insbesondere Differenzierungen von Mentalitäten und Handlungsmustern, deren entgegengesetzte Pole ich "traditionell" versus "hoch individualisiert" genannt habe, zum Ausgangspunkt von Überlegungen gemacht werden.

Dies sei an einem Beispiel verdeutlicht: die *Vereinskultur*, ein klassischer Ort der sozialen Kommunikation, kommt - das bestätigt die Studie - vordringlichen Bedürfnissen von traditionell orientierten Alleinlebenden entgegen. Die Mitgliedschaft in einem Verein kann gerade für ansonsten nur schwach eingebundene Alleinlebende einen entscheidend wichtigen sozialen Ort bereit stellen. Deshalb ist es möglicherweise in einem konkreten sozialräumlichen Umfeld sinnvoll, die Frage nach dem vorhandenen Vereinsangebot und seiner Zugänglichkeit zu stellen, um gegebenenfalls Äquivalente zu inszenieren (oder anzuregen), oder aber zu dem Schluss zu kommen, dass bestehende Vereine angeregt werden können sich zu öffnen beziehungsweise bekannt zu machen.¹⁰⁷ Strategien zur Förderung traditioneller Vereinskultur oder ähnlicher sozialräumlich gebundener Strukturen werden möglicherweise im konkreten Fall keinerlei Echo finden, weil die soziale Zusammensetzung des Quartiers nicht hinreichend analysiert wurde; denn feste Mitgliedschaften in traditionellen Organisationsstrukturen sind, wie wir festgestellt haben, nur wenigen Alleinlebenden eines bestimmten Typs angemessen. Hoch individualisierte Alleinlebende stehen den sogenannten *neuen Bewegungen* näher. Sie nutzen nicht so sehr fertig strukturierte Angebote für Gemeinschaftsaktivitäten, sind dagegen für *selbst initiierte* gemeinschaftliche Aktivitäten auf eine Gelegenheitsstruktur angewiesen, vor allem auf informationelle und räumliche Voraussetzungen (die nicht selten bei Stadtsanierungen zerstört werden). Beides sind auch Voraussetzungen dafür, dass das Selbsthilfepotenzial und die Kompetenzen von Alleinlebenden, unter ihnen vorhandene Bereitschaft zum Engagement für soziale und öffentliche Belange, nicht mangels infrastruktureller Voraussetzungen behindert, sondern eingebunden werden.

An die Planung öffentlicher Infrastruktur stellt sich die Frage, wie "*halböffentliche*" Räume hergestellt werden können, Räume, die *Begegnungen erleichtern ohne zu vereinnahmen und zu verpflichten*, Räume, an denen "unmotivierter" Aufenthalte und "unverbindliche" Begegnungen möglich sind, die dennoch hinreichend "persönlich" sind, um gegebenenfalls ein Gefühl von Zugehörigkeit entwickeln zu lassen und/oder Menschen näher kennen lernen zu können. Eine solcher sozialräumlicher Politikansatz vermeidet eine Fokussierung auf strukturelle und lebensorganisatorische Defizite von Alleinlebenden und entfaltet somit doppelte Wirkung: Indem solche halböffentlichen Räume in sozialräumlichen Quartieren, in denen überproportional viele Alleinlebende wohnen, ein Kennenlernen von Menschen erleichtern, die spezifische Interessen verbinden oder ausgewählten Milieus angehören, wirken sie nicht nur der sozialen Desintegration einer bestimmten Personengruppe entgegen, sondern sie unterstützen die Aktivierung von Handlungspotenzialen, die ihrerseits zur Belebung des kommunalen Gemeinwesens beitragen. Eine bewusste Inszenierung solcher Räume muss allerdings die sozio-kulturelle Verortung der Zielgruppen, ihre Mentalitäten sorgfältig im Blick haben.

¹⁰⁷ Das Wegsanieren von separaten Nebenräumen in Kneipen und Wirtshäusern ohne Schaffung von äquivalenten Raumangeboten im Quartier erschwert dagegen diese Art traditioneller sozialer Netzwerke.

Die Verlagerung ehemals privater Austauschbeziehungen und Unterstützung im sozialen Nahraum hin zu sozialstaatlichen Institutionen und kommerziellen Dienstleistern, die Menschen, die nicht in einem Familienhaushalt eingebunden leben, eher betrifft, berührt Fragen nach der Herstellung persönlichen Vertrauens und nach der menschlichen Nähe innerhalb der professionellen Helferbeziehungen. Dies gilt vor allem aber nicht nur in krisenhaften Lebenssituationen - Anlässe, in denen eine vertrauensvolle, persönliche Kommunikation besonders wichtig ist.¹⁰⁸ Es ist dieser Zwischenbereich zwischen *persönlichem Vertrauen* und *professioneller Kompetenz* beziehungsweise *professioneller Zuständigkeit*, in dem Menschen gesucht werden, die sich in diesem Bereich auskennen, zum Beispiel weil sie sich aufgrund eigener Erfahrungen kundig gemacht haben, und zu denen - möglicherweise, weil ein gewisses Maß an Gegenseitigkeit und Intimität bewusst inszeniert werden kann - (potenziell) ein besonderes Vertrauensverhältnis besteht, der mit komplexeren Strukturen einerseits und Singularisierungsprozessen andererseits an Bedeutung gewonnen hat. In diesem Kontext ist auch die Entstehung der Partizipationsbewegung und Selbsthilfegruppen in den letzten Jahrzehnten verortet. Für Alleinlebende sind, weil sie professionelle, spezialisierte und anonyme Anbieter extensiver in Anspruch nehmen *ohne* zu beabsichtigen, Selbstbestimmung, Eigenverantwortung und Kontrolle abzugeben, semiprofessionelle und semiinstitutionelle Zwischenstrukturen zwischen gewachsener (familiärer) Intimität und kommerziellen und/oder professionellen Dienstleistern besonders wichtig. Semiinstitutionelle Zwischenstrukturen erleichtern den Zugang zu *persönlicher* Zuwendung, ohne die sehr ausgeprägten *Distanz- und Unabhängigkeitsbedürfnissen* von Alleinlebenden zu missachten. Sie gewinnen gerade für Alleinlebende und andere Personengruppen an Bedeutung, die als Folge ihrer hoch individualisierten Lebensweise sowohl ökonomisch unabhängig sind, ein relativ hohes Maß an praktischer Alltagskompetenz besitzen und ihrer autonomen Lebensweise großen Wert beimessen als auch, wie oben aufgezeigt, in erhöhtem Maße auf Abstützung ihrer Lebensweise durch Arrangements jenseits ihres privaten Umfeldes angewiesen sind. Ansprechpartner in solchen Zwischenstrukturen nehmen eine Brückenfunktion ein zwischen Privatheit und Geschäftsbeziehungen, zwischen Vertrautheit und anonymer Professionalität, haben gleichsam eine Maklerfunktion.

In Diskussionen zwischen Professionellen der Sozialpädagogik und Mitgliedern von Seniorengenossenschaften anlässlich einer Tagung der Deutschen Gesellschaft für Sozialarbeit über genossenschaftliche Altenhilfe wurde deutlich, wie schwer es bisweilen Professionellen fällt, Infrastrukturen im Sinne einer Serviceleistung für kompetente Menschen zu unterstützen. Wolf Rainer Wendt merkt als Beobachter an: "Speziell beim Thema *soziale Selbsttätigkeit* ist mit Fehlsichtigkeit bei Professionellen und Trägervereinen zu rechnen, betriebsbedingt. ... Die Selbsttätigkeit wird als *komplementär* zur berufsmäßigen und organisierten Wohlfahrtspflege aufgefasst." (Ders. 1992:19) und "Die *Fachleute* haben oft nur die eine Dimension der Abhilfe von Bedürftigkeit im Sinn. ... Gewünscht wird von den *Genossenschaftlern* professionelle Hilfe und Begleitung. ... Die Kommunikation unter den Beteiligten muß unterhalten, ihre verstreute Selbsttätigkeit organisiert und verwaltet werden. Sozialarbeiter haben damit noch ihre Schwierigkeiten ... Manche Sozialarbeiter, die in Mannheim sprachen, hielten die Funktion, bloß für die Infrastruktur da zu sein, für unter ihrem professionellen Niveau. (S. 21; Herv. J.S.)

¹⁰⁸ Anthony Giddens (1995:143) behandelt diese Aspekte von Modernisierung in seiner Institutionenanalyse "Konsequenzen der Moderne" und befasst sich ausführlich mit der Vertrauensfrage. "Das Vertrauen in abstrakte Systeme sorgt zwar für die Sicherheit im Sinne tagtäglicher Zuverlässigkeit, doch es liegt im innersten Wesen dieses Vertrauens, dass es weder die Gegenseitigkeit noch die Intimität bieten kann, die von persönlichen Vertrauensbeziehungen ausgehen."

Alleinlebende haben vergleichsweise günstigere Voraussetzungen, ihre Selbständigkeit im Alter aufrechtzuerhalten als verwitwete Menschen. Dazu gehört ihre relativ hohe wirtschaftliche Unabhängigkeit ebenso wie die beobachtete Androgynisierung von Kompetenzen zur Alltagsbewältigung. Ihre biographischen Risiken sind etwas anders gelagert: Mit dem *Übergang in den Ruhestand* polarisieren sich die Chancen und die Beeinträchtigungen, die im Alleinleben als langfristige Lebensform liegen, zusätzlich (vgl. Kapitel 5.4), so dass sich bei den einen nun die Potenziale entfalten können, die in der gewonnenen Verfügbarkeit der eigenen Zeit liegen, bei den anderen sich das Risiko erhöht, dass eine - noch durch die Routinen des Arbeitslebens überspielte - Verarmung des (nicht nur) sozialen Lebens fortschreitet und ein riskanter Rückzug in die soziale Isolation stattfindet. Das Ausscheiden aus dem Erwerbsleben stellt, weil mit ihm ein zentraler Teil der alltäglichen selbstverständlichen Kommunikation, die gewohnte zeitliche und räumliche Strukturierung des Alltags und in der Regel soziale Bestätigung von heute auf morgen entfallen, nicht nur an diejenigen Alleinlebenden große Anforderungen hinsichtlich einer Stärkung oder auch Reorganisation und Erweiterung ihres persönlichen Beziehungsgeflechtes, die intensive soziale Beziehungen am Arbeitsplatz auf Kosten von Beziehungen jenseits dieses sozialen Zusammenhanges gepflegt haben. Sondern, wie erinnerlich, korrespondiert der Zukunftshorizont von Alleinlebenden mit der Art ihrer Lebensorientierung. Alleinlebende mit einem traditionellen Lebensplan und sozialen Netzwerke nach traditionellem Muster scheinen weniger gut gegen Leere und Vereinsamung geschützt - "was soll da noch passieren" - als die allein lebenden Frauen und Männer, deren Zukunftserwartungen, wenn sie an ihre nachberufliche Lebensphase denken, reichhaltige Pläne beinhalten.

Daraus ergibt sich eine doppelte Aufgabe für eine Sozialraumplanung, die die Lebenslagen von Alleinlebenden im Ruhestand berücksichtigt: Isolationsrisiken zu entschärfen und - auch im Interesse des Gemeinwesens - infrastrukturelle Voraussetzungen, d. h. reale und virtuelle Räume einschließlich Informationsstrukturen für die Umsetzung von frei werdenden Vernetzungs- und Handlungspotenzialen zu sichern, was nur bei differenzierter Berücksichtigung der unterschiedlichen Mentalitäten und Bedürfnisstrukturen gelingen kann. Am Beispiel des Wunsches nicht weniger Alleinlebender, in selbst organisierten gemeinschaftlichen Wohnprojekten alt werden, und der Schwierigkeiten, ein solches Vorhaben in die Wirklichkeit umzusetzen, lässt sich - nicht nur - dieser kulturelle, beziehungsweise mentale Aspekt deutlich machen. Obwohl die Balance von Autonomie, Gemeinschaftlichkeit und Distanz im Alter, die solche Beteiligungsmodelle anstreben, vielen allein lebenden Menschen entgegenkommt, sind es - vorwiegend - Alleinlebende aus einer bestimmten soziokulturellen Tradition, die sich an der Vorbereitung solcher Projekte beteiligen. Und die Hürden, die sich vor der Realisation auftürmen, sind sehr hoch. Als Stichworte seien nur genannt: die sozialen und instrumentellen Fähigkeiten, langfristig Menschen motivieren und zusammenhalten zu können und wirtschaftliche und juristische Kenntnisse, Verhandlungsgeschick mit Bauträgern, Grundstückseignern und Behörden zu besitzen. Kommunen haben die Möglichkeit, solche Wohnformen im Alter, die - als Alternative zu Altersheimen - Gemeinden entlasten und Quartiere beleben können, mit geeigneten Immobilienangeboten und fachlicher Beratung zu unterstützen, sodass die Barrieren niedriger werden.

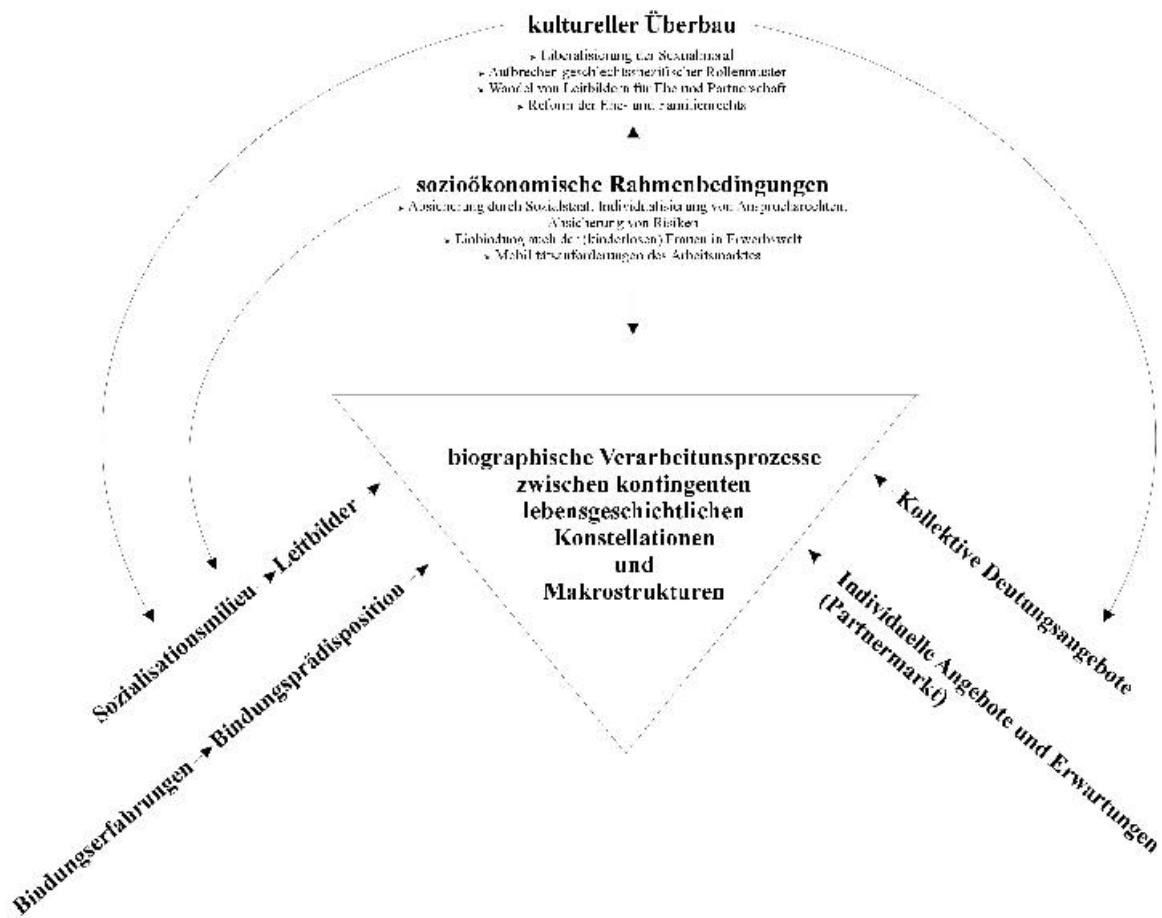
7 Thesen zum Verständnis von Individualisierungsprozessen

Ausgehend vom Doppelcharakter, der dem Alltag Alleinlebender und dem theoretischen Begriff "Freisetzung" gleichermaßen innewohnt, ist die Studie der Frage nachgegangen, unter welchen Voraussetzungen das emanzipatorische Potential, das in dieser hochindividualisierten Lebensform liegt, als Chance zur Erlangung von individueller Selbständigkeit und zur Ausbildung von Individualität genutzt und positiv gewertet werden kann, und biographische Konstellationen und Rahmenbedingungen auszumachen, die die Handlungsmöglichkeiten von Alleinleben eher blockieren. Dazu wurden Prozessstrukturen von Lebensläufen aus *biographischen Erzählungen* rekonstruiert und differente *Muster der Lebensführung* von langfristig Alleinlebenden nachgezeichnet. Somit sind *individual*biographische Anteile der Entstehung von Alleinleben als Lebensform in den Vordergrund der Analysen getreten, haben biographische Verarbeitungsprozesse zwischen kontingenten lebensgeschichtlichen Konstellationen und kulturellen Rahmenbedingungen, den gesellschaftlichen Diskursen und Regelsystemen, mit den Handlungsmustern der Individuen im Zentrum der Studie gestanden, während die *kollektiven strukturellen* Entwicklungen, die allein zu leben als autonome Lebensform erst historisch ermöglicht haben, teilweise nur implizit als Kontextwissen eingegangen sind.

7.1 Zum Verhältnis von Mikro- und Makrostruktur

In der folgenden Übersicht möchte ich veranschaulichen, wo - aus der Perspektive der vorliegenden Untersuchung - der systematische Ort der individuellen Handlungssysteme im Geflecht der die Biographien strukturierenden Faktoren im gesellschaftlichen Makrosystem und im Mikrokosmos der Lebenswelt ist.

Makrosystem



Biographie und Lebensführung

Gegenstand der Untersuchung sind die (im zentralen Dreieck des Schaubildes dargestellten und mittels biographischer Erzählungen rekonstruierten) biographischen Verarbeitungsprozesse zwischen kontingenten lebensgeschichtlichen Konstellationen und Makrostrukturen. Das Hauptaugenmerk lag auf früh ausgebildeten Bindungswünschen und kollektiven Deutungsangeboten. Die strukturelle Freisetzung der Individuen im Rahmen von Erwerbsarbeit und Sozialstaatlichkeit und die Freisetzung der Individuen durch kulturellen Wandel sind in dieser Studie als die zwei entscheidenden - als wechselseitig aufeinander angewiesen gedachten - gesellschaftliche Veränderungsprozesse als Ausgangspunkte von Alleinleben vorausgesetzt worden. Wirkkräfte der kulturellen Diskurse und Regelsysteme auf kollektive Deutungsangebote sind im Exkurs in Kapitel 4 untersucht worden. Intermediäre Bezüge zwischen den Ebenen der individuellen Handlungsmuster und der kollektiven Systeme wurden in dieser Studie bisher nur punktuell hergestellt, als ich - anlässlich der Frage nach der Relevanz von Mobilitätsanforderungen des Arbeitsmarktes für die Genese der Lebensform - die vielfach aufgegriffene These von Ulrich Beck in Frage gestellt habe, dass die Mobilitätsanforderungen seitens des Arbeitsmarktes, weil sie den "vollmobilen Single" verlangen, ins Alleinleben treiben (Beck 1986:198f). Im Folgenden sollen - bisher vorwiegend separat betrachtete - Bausteine des Alleinlebens und Erträge dieser Studie in ihrer Beziehung zueinander verortet werden, um Anschlüsse an theoretische Konzepte zum Wandel privater Lebensformen und Bewältigungsstrategien markieren zu können; dabei werden Wiederholungen unvermeidbar sein.

Die Veränderungen im *sozioökonomischen System*, die eine eigenständige Haushaltsführung erst wirtschaftlich für große Bevölkerungsgruppen ermöglicht haben, wie der allgemeine Anstieg des Einkommensniveaus, die bessere Versorgung mit Wohnraum, ein verbesserter Zugang der Mädchen zu den Bildungsinstitutionen und der Frauen zu qualifizierten Arbeitsplätzen, begannen seit etwa den 60er Jahren *kollektiv* zur Verfügung zu stehen (wenngleich die Bildungsexpansion erst ein Jahrzehnt später kam und junge Frauen im Vergleich mit ihren männlichen Altersgefährten im Mittel noch eine geringere Schulbildung und somit auf sich allein gestellt einen niedrigeren Lebensstandard zu erwarten hatten). Diese strukturellen Veränderungsprozesse sind den Biographinnen und Biographen selbst weitgehend reflexiv nicht zugänglich; oder sie sind ihnen so selbstverständlich, dass diese wirtschaftlichen Voraussetzungen aus ihrer Sicht einer erzählerischen Verknüpfung mit biographischen Weichenstellungen nicht bedürfen. Die sozioökonomischen Rahmenbedingungen tragen zudem wegen ihres kollektiven Charakters kaum zur Klärung der Frage bei, warum *bestimmte* Alleinlebende zu Pionieren des Alleinlebens geworden sind und warum unter ihnen wiederum einige dieser Lebensform positiv genutzte Handlungsspielräume abgewinnen können, anderen dies so gut wie nicht gelingt. Aus diesen Gründen sind die *sozioökonomischen Prozesse*, die der Entstehung des Alleinlebens als eigenständiger Lebensform zu Grunde liegen - mit Ausnahme der Wechselwirkungen zwischen Erwerbs- und Partnerbiographien - in dieser Untersuchung nur am Rande gestreift worden, während eingehend untersucht worden ist, wie Wandlungsprozesse im Bereich der *kulturellen Diskurse und Regelsysteme* zur Etablierung des Alleinlebens als eigenständiger Lebensform beigetragen haben.

7.2 Kritische Anmerkungen zu individualisierungstheoretischen Erklärungsmustern für die Zunahme Alleinlebender

Bevor ich abschließend einige Thesen zur Konstitutionslogik des individuellen Handelns formuliere, das in die Lebensform allein lebend führt, werde ich - mit Bezug auf Ergebnisse der vorliegenden Studie - auf herrschende Diskurse zum Wandel privater Lebensformen eingehen und zunächst exemplarisch einige verbreite individualisierungstheoretische Erklärungsmuster für die

Zunahme des Alleinlebens diskutieren. Wie Burkart (1997:261) zu Recht bemerkt, hat "seit einigen Jahren (hat) das Erklärungsangebot "Individualisierung" hierzulande nahezu ein Monopol erworben, besonders im Bereich des Wandels der privaten Lebensführung." Weil dies besonders für sozialwissenschaftliche wie populäre Veröffentlichungen über Alleinlebende zutrifft, in zahlreichen Publikationen zu diesem Themenbereich auf Becks Individualisierungsthese Bezug genommen worden ist,¹⁰⁹ sei sein Erklärungsansatz für die Zunahme von Alleinlebenden hier stellvertretend angeführt.

Im Kontext der Individualisierungsdebatte der 80er Jahre haben Ulrich Beck und Elisabeth Beck-Gernsheim (1990) die These populär gemacht, dass die seit zwei bis drei Jahrzehnten zunehmende Instabilität von Paarbeziehungen und "die sprunghaft ansteigenden Zahlen für Einpersonenhaushalte" Konsequenz der mit fortschreitender Modernisierung sich verändernden Erfordernisse des Arbeitsmarktes seien. Neben wachsenden Entscheidungsmöglichkeiten und Entscheidungszwängen und einem *Bedeutungsverlust von abgeleiteten Versorgungsansprüche* zu Gunsten individueller Absicherungen¹¹⁰ - eine sozialstaatliche Rahmenbedingung, die Alleinleben nicht erzwingt, sondern ermöglicht - nennt Beck *erzwungene räumliche Mobilität* als Hauptgründe für Singularisierungsprozesse. "Wenn 'Gleichheit' im Sinne der Durchsetzung der Arbeitsmarktgesellschaft für alle gedeutet und betrieben wird, dann wird - implizit - mit der Gleichstellung die *vollmobile Single-Gesellschaft* geschaffen ... die Individualisierungsspirale (erfasst) immer stärker die Beziehungen zwischen Männern und Frauen. Daß dies nicht nur ein Gedankenexperiment ist, zeigen die sprunghaft ansteigenden Zahlen für Einpersonenhaushalte und allein erziehende Mütter und Väter im internationalen Vergleich." (Ders. 1985:198f) Räumliche Trennung von Paaren, so genannte "Spagatehen" und ein Verzicht auf Familiengründung seien die Folge der durch die Gesetze des Arbeitsmarktes erzwungenen räumlichen Mobilität. Berufstätige sind "den Gesetzen des Arbeitsmarktes unterstellt - ausgerichtet zum Beispiel auf Mobilität, Konkurrenz und Karriere -, die kaum Rücksicht nehmen auf private Bindungen." (Beck-Gernsheim 1986:148) Beck und Beck-Gernsheim argumentieren, dass die berufliche Karriere von verheirateten Männern zwar durch ihre Ehefrauen abgestützt würden, dass sich aber in der Lebenswirklichkeit von Frauen Familieneinbindung und beruflicher Erfolg im Wege stünden. Frauen könnten ihre beruflichen Ziele ohne Familienbindungen kompromissloser verfolgen, hätten als Alleinlebende die besseren Karrierechancen. Darin sei ein Grund für die Zunahme von Alleinlebenden im Zuge der Individualisierung zu sehen.

Die Prozessanalysen in der vorliegenden Studie von Berufs- und Partnerbiographien langfristig allein lebender Männer und Frauen und der Wechselwirkung zwischen ihrer Berufslaufbahn und ihrer Lebensform konnten hingegen Anforderungen des Arbeitsmarktes *nicht* als die treibende

¹⁰⁹ Ausführliche Hinweise auf weitere soziologische Literatur, die auf Auswirkungen von strukturellen Faktoren, insbesondere von Bildungs- und Berufsqualifikation bei Frauen auf die Heiratsneigung verweist, gibt Sander (1997:25).

¹¹⁰ "Die meisten sozialen Rechte sind *individuelle* Rechte. Nicht Familien können sie in Anspruch nehmen, sondern eben nur Individuen, genauer: erwerbstätige (oder zu Erwerbstätigkeit bereite, arbeitslose) Individuen. Die Teilnahme an den materiellen Sicherungen und Wohltaten des Sozialstaates setzt in den allermeisten Fällen Erwerbsbeteiligung voraus. ... Erwerbsbeteiligung wiederum setzt Bildungsbeteiligung, beides Mobilität und Mobilitätsbereitschaft voraus, alles Anforderungen, die nichts befehlen, aber das Individuum dazu auffordern, sich gefälligst *als Individuum* zu konstituieren: zu planen, zu verstehen, zu entwerfen, zu handeln - oder die Suppe selbst auszulöffeln, die es sich im Falle seines 'Versagens' dann selbst eingebrockt hat. ... Der Sozialstaat ist - vielleicht wider Willen - eine Versuchsanordnung zur Konditionierung ichbezogener Lebensweisen." (Beck 1993:153f)

Kraft für den Weg ins Alleinleben ausmachen, die die beiden Autoren in ihnen sehen. (vgl. Kapitel 5.3) Dass Ulrich Beck die Zunahme von Einpersonenhaushalten und allein erziehenden Müttern und Vätern in einem Atemzuge nennt, ist symptomatisch für seine durchgängige Sicht, hinter der zunehmenden Scheidungshäufigkeit von Ehen, der begrenzten Lebensdauer nichtehelicher Lebensgemeinschaften und dem historisch neuen Phänomen des Alleinlebens als eigenständiger Lebensform verberge sich ein gemeinsamer struktureller Druck in Richtung Singularisierung von privaten Lebensformen.

Aus therapeutischer Sicht diagnostiziert Hans Jellouscheck überhöhte Glückserwartungen als Grund für die Instabilität moderner Ehe- beziehungsweise Paarbeziehungen, zwischen denen er im Laufe seiner Argumentation nicht differenziert. Diese unrealistische Erwartungshaltung sieht er im modernen *neoromantischen Beziehungsideal* (auf dessen Bestimmungen ich später näher eingehen werde) begründet. Auch Jellouschecks Thesen seien hier exemplarisch für ein weit verbreitetes Deutungsmuster genannt. *Eine* Entwicklungslinie von wachsender sukzessiver Monogamie zur Zunahme Alleinlebender quasi als Endpunkt der Entwicklung zu erkennen, ist ein populäres Deutungsmuster für Singularisierungsprozesse in privaten Lebensformen: Eine überzogene Sehnsucht nach der erfüllten Paarbeziehung erhöht die Bereitschaft, unbefriedigende Beziehungen zu lösen, ohne die Hoffnung auf ein späteres Gelingen aufzugeben, und sich im Anschluss an eine Scheidung oder Trennung wieder in eine neue Beziehung zu begeben.

Elisabeth Beck-Gernsheim versucht "eine Erklärungsperspektive zu entwickeln, die beide Betrachtungsebenen zusammenbindet: die Theorie der individualisierten Gesellschaft mit der Empirie von Beziehungskonflikten heute." (Dies. 1986:145 ¹¹¹) Sie skizziert strukturelle Veränderungen in den Sphären des Marktes und des Sozialstaates, die zur Freisetzung aus familialen Bindungen beitragen, einen "Anspruch und Zwang zum 'eigenen Leben'" erzeugen, und zeigt, wie mit diesem strukturellem Wandel gleichzeitig das Konfliktpotential in Ehen zunimmt und sich die Möglichkeiten der Konfliktreduzierung in Paarbeziehungen verringern. Das Konfliktpotential konkretisiert sie, indem sie psychologischen Fach- und Beratungsbüchern Anschauungsmaterial für typische Konfliktsituationen und Coping-Strategien zur Verarbeitung mentaler Folgen von Individualisierungsprozessen entnimmt. Das Grunddilemma von Liebe und Ehe in der modernen Gesellschaft sei, dass die Liebe nicht nur schwieriger denn je, sondern auch wichtiger denn je sei. Die Schwierigkeiten sieht Beck-Gernsheim in Übereinstimmung mit Ulrich Beck in einer rücksichtslosen strukturellen Erzwingung des unabhängigen Nomaden; die wachsende Bedeutung von Liebesbeziehungen leitet sie aus der Auflösung traditioneller Bindungen, aus der Herauslösung aus sozialen Beziehungen und Glaubenssystemen ab. Diese Diagnose vorausgeschickt, untersucht sie Strategien, wie Paare beziehungs-dynamisch mit den strukturell bedingten Spannungen moderner Ehen umgehen. In einer späteren Veröffentlichung

¹¹¹ Außerdem beziehe ich mich auf folgende Veröffentlichungen von Beck-Gernsheim:

Beck-Gernsheim, Elisabeth 1986: Von der Liebe zur Beziehung? Veränderungen im Verhältnis von Mann und Frau in der individualisierten Gesellschaft. In: J. Berger (Hg.): Die Moderne - Kontinuitäten und Zäsuren. Göttingen

eine wenig veränderte Fassung des zitierten Beitrags von 1986: **Beck-Gernsheim, Elisabeth** 1990: Von der Liebe zur Beziehung? Veränderungen im Verhältnis von Mann und Frau in der individualisierten Gesellschaft. In: Ulrich Beck & Elisabeth Beck-Gernsheim (Hg.): Das ganz normale Chaos der Liebe. Frankfurt/M

Beck-Gernsheim, Elisabeth 1986: Bis daß der Tod Euch scheidet? Wandlungen von Liebe und Ehe in der modernen Gesellschaft. In: Archiv für Wissenschaft und Praxis der sozialen Arbeit, H. 2 - 4, S.

Beck-Gernsheim, Elisabeth 1983: Familie im Modernisierungsprozeß - Zum historisch neuen Spannungsverhältnis zwischen Elternschaft und eigener Lebensgeschichte von Mann und Frau. In: Arbeits- und Berufssozialisation, S.

argumentiert Beck-Gernsheim, dass Erfahrungen mit einer generell wachsenden Instabilität von Ehen einerseits und mit unterschiedlich günstigen Rahmenbedingungen für ein eigenständiges Leben andererseits zur Folge haben, dass immer mehr Frauen und Männer präventiv vorsorgen, im Falle des Alleinlebens möglichst keine zu ungünstigen Rahmenbedingungen vorzufinden, eine Absicherung, die indirekt zu mehr Alleinlebenden führt. Die Lebens- und Beziehungsformen folgten zunehmend einer individualistischen Logik, die sich über Lern-, Normalisierungs- und Gewöhnungseffekte - zusätzlich in der Generationenfolge - verstärkt. Die Erfahrung von Brüchigkeit der Ehe führe zu Selbstschutzmaßnahmen: "Sie (die Individuen J.S.) sind besser gerüstet für das Leben allein. In diesem Sinn sind die risikomindernden Strategien sowohl risikoerzeugend wie risikomindernd." (Beck-Gernsheim 1996:279)

Die genannten Autoren nähern sich zwar den Veränderungen privater Lebensformen von verschiedenen Seiten - Steuerungsinstrumentarien der gesellschaftlichen Subsysteme Wirtschaft und Sozialstaat, Deinstitutionalisierungsprozesse privater Lebensformen und individuelle Glückserwartungen. Dennoch weisen ihre Diagnosen zur Destabilisierung von Ehe und eheähnlichen Paarbindungen Übereinstimmungen auf: Sie deuten die Destabilisierungstendenzen nicht als Ausdruck problematischerer (erotischer und emotionaler) Beziehungsqualität, sondern als Folge einer Entlastung der Ehe von Versorgungsfunktionen oder gar als Folge der Dysfunktionalität der Ehe für berufliche Karrieren (der Frauen). Dies ist deshalb hier bemerkenswert, weil die skizzierten Erklärungsmuster für die Singularisierungsprozesse privater Lebensweisen verschiedenen empirischen Beobachtungen der vorliegenden Untersuchung widersprechen - für die Einflüsse auf die Entstehung der Lebensform allein lebend, die Anforderungen aus der Erwerbswelt zugeschrieben werden, habe ich dies bereits belegt. Ich werde nun zeigen, dass die Einstellungs- und Handlungsmuster, die sich für meine InterviewpartnerInnen rekonstruieren lassen, sich systematisch von denen unterscheiden, die Jellouscheck für das neoromantische Beziehungsideal darlegt, und dass die Gründe für die zunehmende sukzessive Monogamie *nicht* in der Steigerung solcher Einstellungs- und Handlungsmuster liegen; bei den Alleinlebenden, die ich die "Gewinner" genannt habe, konnten vielfach geradezu entgegengesetzte Muster ausgemacht werden.

Als wesentliche Elemente des neoromantischen Beziehungsideals nennt Hans Jellouscheck: Erfüllung aller Sehnsüchte; Gleichsetzung von Liebe mit dem intensiven sinnlich-lustvollen Liebeserlebnis im Hier und Jetzt; Gleichsetzung von Liebe und Verschmelzung; Überbewertung der sexuellen Intensität; Konzentration der hohen Erwartungen auf einen einzigen Menschen. Andrea Leupold (1983:317) trifft einen Kern des romantischen Liebesideals, wenn sie sagt: "Das klassische Risiko romantischer Liebe war ja jenes, sich ganz auf einen einzulassen und sich mit ihm möglicherweise zu ruinieren." Sich *bedingungslos* auf einen einlassen ist zwar gerade nicht typisch für Menschen, die mehrfach in ihrem Leben eine Ehe lösen; aber mit ihrer Bereitschaft, nach einer gescheiterten Ehe bald wieder eine neue Ehe oder eheähnliche Beziehung eingehen und dies gegebenenfalls mehrmals zu wiederholen, halten diese Frauen und Männer an der Idee einer idealen Liebesbeziehung fest, geben auch nach dem Scheitern einer Beziehung nicht ihre *Hoffnung* auf. Charakteristisch für Alleinlebende ist - gegensätzlich zu diesem Ideal -, dass sie die vielfältigen Aspekte liebevoller menschliche Nähe wie Sexualität, persönliche Anteilnahme und Bestätigung, intime Vertrautheit, Zärtlichkeit *nicht dauerhaft mit einem einzigen Menschen* teilen wollen oder können. Die von Jellouscheck genannten Elemente des neoromantischen Beziehungsideals entsprechen daher nicht den Sehnsüchten von Menschen, die *langfristig* alleine leben.

Der Diagnose von Elisabeth Beck-Gernsheim, dass in Zeiten zunehmender Individualisierung und

gesellschaftlicher Differenzierung neues Konfliktpotential für Paare entstanden ist und gleichzeitig Liebe und Ehe an Bedeutung gewonnen haben als "Anker der inneren Identität", kann sicherlich zugestimmt werden. Eine in der Tendenz einheitliche Strategie der Individuen, auf dem spannungsreichen Feld der Paarbeziehungen persönliches Glück zu finden oder Unglücklichsein abzuwehren, suchen wir jedoch vergeblich. Was wir beobachten, ist, dass *sich die Bewältigungsstrategien oder Suchbewegungen ebenfalls ausdifferenzieren*. Die Ressourcen, die das markt- und politikgesteuerte sozioökonomische System bereitstellt, und die Veränderungen, die im Zeitraum von etwa einer Generation in den kulturellen Diskursen und Regelsystemen stattgefunden haben, lassen heute mehr denn je individuelle Alternativen zu, was sich in der stetigen Zunahme von *zwei* Lebensmustern dokumentiert, die aus kaum zu vereinbarenden mentalen Prädispositionen hervorgehen: die *sukzessive Monogamie* und *Alleinleben als langfristiger Lebensform*; denn die einen leben auf ihrer Suche nach der einen dauerhaften idealen Beziehung phasenweise allein, die anderen leben langfristig alleine, weil sie entweder bewusst nicht mit einem Menschen so nahe zusammenleben wollen, dass dies eine gemeinsame Haushaltsführung einschließt, oder sie lassen ein solches Zusammenleben bei Gelegenheit weniger reflektiert nicht zu.

Es ist also nicht zu erwarten, dass aus den Frauen und Männern, die heute zur sukzessiven Monogamie neigen, morgen langfristig Alleinlebende werden. Aber auf einen anderen Zusammenhang zwischen beiden Lebensmustern habe ich bereits an anderer Stelle hingewiesen (vgl. Kapitel 5.5.1): Eine anspruchsvolle, dauerhafte emotionale Nähe gehört zum mehrheitlich geteilten Ideal moderner Ehen, ist zu einer nahezu selbstverständlichen Erwartungshaltung bei Paarbildungsprozessen geworden. Das macht es denjenigen Männern und Frauen schwer, einen Partner oder eine Partnerin mit ähnlichen Bedürfnissen nach innerehelicher Distanz zu finden, die zwar die mit diesem Beziehungsideal verbundene Nähe nicht (auf längere Zeit) aushalten, die aber die *Institution Ehe* durchaus schätzen. Das Dilemma zumindest der Alleinlebenden mit traditionellen Leitbildern ist also, dass das romantische Liebesideal oder die "reine Beziehung" als kollektiv geteilte Erwartung an die Institution Ehe und generell an Liebesbeziehungen nicht kompatibel ist mit ihrem individuellen Distanzbedürfnis. So treibt das gleiche moderne Eheideal einer sehr anspruchsvollen und umfassenden Zweisamkeit die einen in eine wiederholte Suche nach der idealen Beziehung, andere ins Alleinleben.

Anthony Giddens Analyse vom "Wandel der Intimität"¹¹² und der Beziehungsideale soll hier noch angeführt werden, weil sie geeignete Anschlussmöglichkeiten bietet zu in der vorliegenden Untersuchung entwickelten Thesen zur Ausdifferenzierung von Bewältigungsstrategien im schwierigen Feld der privaten Geschlechterbeziehungen und zur "Wahl" der Lebensform langfristiges allein Leben. Giddens teilt in seiner Analyse des Wandels intimer Beziehungen nicht die individualisierungstheoretische These von Beck/Beck-Gernsheim. Er deutet die beobachtbaren Entwicklungen von intimen Beziehungsmustern weder als Reaktion auf strukturellen Wandel, sondern umgekehrt "als Veränderung, die von 'unten nach oben' verläuft;" (ders. 1993:197) noch erkennt er eine Renaissance des romantischen Liebesideals. Für das Beziehungsideal, dass nach seiner Einschätzung mehr und mehr an Gültigkeit gewinnt, führt er den Begriff "reine Beziehung" ein, bezeichnet damit eine Paarbeziehung, die nur um ihrer selbst willen eingegangen wird und auch nur besteht, so lange sich die Beteiligten darin wohl fühlen. Giddens beobachtet eine Transformation der romantischen Liebe in die reine Beziehung, nimmt an, dass sich

¹¹² Titel der 1993 erschienen deutschen Übersetzung von Transformation of Intimacy (1992), auf die ich mich im Folgenden beziehe.

Partnerbeziehungen allgemein "aller Wahrscheinlichkeit nach sowohl im Lebenskonzept einzelner Individuen als auch in der Gesellschaft im Ganzen in Richtung reine Beziehung entwickeln." (Ebd. S. 170) "Die Ehe hat sich - für viele, aber sicherlich nicht für alle Gruppen der Bevölkerung - zunehmend in Richtung der reinen Beziehung entwickelt ... Die reine Beziehung ist Teil einer tiefgreifenden Neustrukturierung der Intimität. Sie taucht in anderen sexuellen Kontexten neben der heterosexuellen Ehe auf ... Der ganze Komplex der romantischen Liebe hat dazu beigetragen, dass der reinen Beziehung im Bereich der Sexualität ein Weg gebahnt worden ist, trotzdem wird diese nun selbst durch genau jene Entwicklung unterlaufen, die sie selbst in Gang gebracht hat." (Ebd. S. 69) Gleichgeschlechtliche Paare sieht Giddens aufgrund der geringen Vorstrukturierung der Spielregeln ihrer sexuellen Beziehungen als Pioniere der reinen Beziehung.¹¹³ Die reine Beziehung hat den Anspruch auf Lebenslänglichkeit der Verbindung, der der romantischen Liebe eigen ist, aufgegeben. "Eine solche Liebe (die "romantische", J.S.) entwirft sich in zwei Richtungen: Sie fixiert sich auf den anderen und idealisiert ihn, und sie entwirft eine Zukunft. Obwohl die meisten Autoren sich auf den ersten Punkt konzentriert haben, ist der zweite mindestens genau so wichtig, und er ist in einem bestimmten Sinn der Ausgangspunkt für den ersten." (Ebd. S. 57) Während die romantische Liebe eine auf Dauer angelegte gemeinsame Lebensgeschichte entwirft, tragen die Experimentier- und Aushandlungsprozesse, die der hohe Informalisierungsgrad der reinen Beziehung erzwingt, zu deren Destabilisierung bei. Schließlich muss auch der Anspruch auf Lebenslänglichkeit der Paarbindung aufgegeben werden.

Giddens Konstrukt der "reinen Beziehung" erfasst erstens meines Erachtens die gegenwärtige Richtung von Wandlungsprozessen in Ehen und anderen Paarbeziehungen genauer als das des "neoromantischen Beziehungsideals"; die reine Beziehung trägt das Prinzip der Instabilität in sich, lässt sich als dialektische Aufhebung des romantischen Beziehungsideals deuten. Zweitens enthält es - mehr implizit als explizit - den zugrunde liegenden gesellschaftlichen Wandel: Eine Transformation von Ehen mit ihren institutionalisierten geschlechtstypischen Rollenzuweisungen in reine Beziehungen wird umso eher möglich, je weniger Absicherungsfunktionen der Ehe bleiben. Obgleich sich Giddens zwar nicht auf das von Norbert Elias entwickelte Konzept *Informalisierung* bezieht,¹¹⁴ impliziert seine Analyse der Transformation des romantischen Liebesideals in die reine Beziehung, dass Institutionalisierung und Formalisierung der ehelichen Beziehung abnehmen.

Und drittens sind dieses Konstrukt und die zentralen Thesen, die Giddens mit ihm verbindet, zugleich allgemeiner; denn sie bleiben offen für unterschiedliche, auch gegensätzliche Coping-

¹¹³ "Eine unkonventionelle Beziehung, ohne alle Regeln, ist viel schwieriger. In einer traditionellen Ehe, in der die Rollen, die man den Menschen beigebracht hat, zufällig zwei Individuen auf den Leib geschnitten sind, kann es funktionieren. Aber für die meisten von uns gibt es heute in lesbischen Beziehungen oder Ehen keine wirklich festen Regeln, daher stellt man sich seine eigenen Regeln auf. Man versucht ständig herauszufinden, wie es funktionieren könnte." (Giddens 1993:149) Mit dieser Charakterisierung des informalierten Regelstruktur ihrer Beziehung zitiert Giddens eine lesbische Frau und fährt fort: "Nichtsdestoweniger sind die Homosexuellen, seitdem es die Ehe 'in einem traditionellen Sinn' nicht mehr gibt, in bestimmter Hinsicht Pioniere - die ersten, die mit der Alltäglichkeit experimentieren. Sie haben lange Erfahrungen darin gesammelt, was nun zunehmend zum Allgemeinplatz für heterosexuelle Paare wird."

¹¹⁴Elias Konzept Konstrukt *Informalisierung* und insbesondere seine Ausarbeitungen zur Informalisierung und Individualisierung der Geschlechterbeziehungen, die von Wouters (1986) und weiterentwickelt und von Stolk und Wouters (1987) differenztheoretisch zur Erklärung des Phänomens der Häuser für misshandelte Frauen angewandt wurden, halte ich für eine besonders vielversprechende Anschlussmöglichkeit für die vorliegende Studie - aber das wäre eine neue, wenngleich interessante Arbeit.

Strategien - Giddens selbst sieht das Prinzip der reinen Beziehung in gleichgeschlechtlichen Paarbeziehungen, gerade weil diese keine geschlechtstypische Machthierarchie haben, besonders "rein" ausgeprägt, ist zugleich davon überzeugt, dass Paarbeziehungen sich insgesamt in Richtung reine Beziehung entwickeln.

7.3 Thesen zur kollektiven Verbreitung und zum individuellen Gelingen des allein Lebens als langfristiger Lebensform

Nun nehme ich wieder Bezug auf die Empirie meiner Untersuchung und fasse einige Ergebnisse zur Genese langfristigen allein Lebens als quantitativ bedeutsamer Lebensform und zu dessen subjektiven Gelingens theseförmig zusammen; dabei wird die gesellschaftliche und die individualbiographische Perspektive wieder aufeinander bezogen.

Die sozioökonomischen Rahmenbedingungen ermöglichen seit etwa den 1970er Jahren erstmals, dass eine bedeutende Anzahl von Menschen alleine leben und Haushalten kann. Zu diesen Rahmenbedingungen zählen vorrangig eine allgemeine Anhebung des Wohlstandsniveaus, vornehmlich für Frauen verbesserte Zugangsmöglichkeiten zu qualifizierten Arbeitsplätzen und eine zunehmende Individualisierung von Anspruchsrechten gegenüber dem Sozialstaat insbesondere zur Absicherung von Lebensrisiken. Ich sehe diese sozioökonomischen Rahmenbedingungen - anders als Ulrich Beck - nicht als Alleinleben *erzwingende* sondern *ermöglichende* gesellschaftliche Strukturen und stimme Arthur Imhof weitgehend zu: "Der Mensch war nie jenes 'soziale Wesen', gemeint als ein Wesen mit sozusagen implantierter Bereitschaft zum Eingehen langfristiger gegenseitiger Verpflichtungen, wie man uns das lange glauben machen wollte. Wir waren nur Jahrhunderte und Jahrtausende zum Spielen der Rolle genötigt, und anderswo ist man das noch heute. Sobald sich jedoch auch dort der Wandel von der unsicheren zur sicheren Lebenszeit vollzieht und sich der Wohlstand breit macht, werden dort genauso immer mehr Menschen die Zwangsrolle abstreifen und als Single durchs Leben gehen. 'Immer mehr' - und das sei hier unterstrichen - heißt nicht 'alle'. ... Nach sorgsamem Abwägen von Vor- und Nachteilen dürften weiterhin Abertausende Männer und Frauen bei uns wie anderswo einem ebenso gewollten wie erstrebten Zusammenleben, mit oder ohne Nachwuchs, den Vorzug geben. Man könnte geneigt sein, von den 'guten neuen (weil freiwilligen) Gemeinschaften' zu sprechen." (Ders. 1994:19) Wenngleich die *sozioökonomische Absicherung* individuellen Haushaltens der entscheidende Grund für die Zunahme des allein Lebens ist; ist sie doch nicht hinreichend. Wenn Imhof zuspitzend sagt: "Was sich bei ihnen (den Singles; J.S.) geändert hat, ist einzig, dass sie nicht länger gezwungen sind, sich zwecks Überlebens einer Gemeinschaft einzufügen und unterzuordnen." (ebd. S. 20) blendet er notwendige kulturelle Voraussetzungen aus, die ebenfalls erst historisch neueren Datums sind.

Wandlungsprozesse im kulturellen Diskurs- und Regelsystem lassen Alleinleben zu einer sozial akzeptierten Option werden und erlauben insbesondere auch Frauen, ein sexuell aktives Leben jenseits der Ehe zu führen. Eine gesellschaftliche Akzeptanz des langfristigen Alleinlebens als eigenständiger Lebensform schließt nicht nur eine "*Androgynisierung der Kompetenzen*" ein, sondern auch, dass Frauen bisher männliche Fähigkeiten *zugetraut* und als männlich geltende Betätigungen *zugestanden* werden und das Gleiche umgekehrt auch für Männer gilt. Erst als geschlechtstypische Rollenmuster an Verbindlichkeit zu verlieren begannen, konnten Menschen alleine leben, ohne deshalb sozial ausgegrenzt zu werden. Die Liberalisierung der Sexualmoral, die in den 60er Jahren einsetzte und sich in der Reform des Ehe- und Familienrechts

von 1977 niederschlug, war nicht nur die Voraussetzung dafür, dass insbesondere Frauen - Männern und wenigen der Boheme zugerechneten Ausnahmefrauen wurden unausgesprochen mehr Freiheiten zugestanden - nicht vor der Alternative standen, in einer Ehe zu leben oder ein sexuell enthaltsames Leben zu führen. Um es genauer zu sagen: Die Alleinlebenden waren selbst am Vorantreiben der Liberalisierungsprozesse und am Wandel der Leitbilder für Paarbeziehungen beteiligt, vor allem die Männer und Frauen, die gleichsam als Pioniere zu den ersten "freiwillig" Alleinlebenden gehört haben.

Die veränderten Diskurse zu Geschlechterverhältnissen und die genannten sozioökonomischen Wandlungsprozesse haben eine Verschiebung von Konfliktpotential in Ehen beziehungsweise Paarbeziehungen und deren Destabilisierung zur Folge. Einerseits wachsen die gegenseitigen Ansprüche an emotionale Nähe und Intensität in der Ehe und in eheähnlichen Beziehungen, andererseits hat der Druck nachgelassen, in unglücklichen oder emotional unbefriedigenden Beziehungen ausharren zu müssen. So kommt es zu der paradoxen Entwicklung, dass gleichzeitig die eheliche Zufriedenheit zunimmt, die Stabilität von Ehen und anderen Paarbeziehungen abnimmt und immer mehr Menschen nicht in einer Ehe leben.

Beide Entwicklungen - die Individualisierung sozioökonomischer Absicherung und Informalisierungsprozesse im Bereich der kulturellen Rahmenbedingungen - vergrößern die Spielräume für individuelle Coping-Strategien im konfliktreichen Spannungsfeld moderner Paarbeziehungen und tragen so zur Pluralisierung von privaten Lebensformen bei, insbesondere zur Zunahme sukzessiver Monogamie und langfristigen Alleinlebens. Beide Lebensmuster sind historisch relativ jung; sie konnten erst bei dieser Gemengelage von gewachsener sozioökonomischer Unabhängigkeit und neuem Konfliktpotential in Paarbeziehungen an Bedeutung gewinnen. Die erreichte sozioökonomische Absicherung und die kulturelle Liberalisierung stärken zwar individuelle Unabhängigkeit und erweitern so Möglichkeiten alleine zu leben; sie verhindern aber *nicht*, dass die Menschen emotional auf ein vertrautes und liebevolles Gegenüber angewiesen sind, sondern verstärken im Gegenteil die Sehnsucht nach einer verlässlichen Liebesbeziehung. In dem Maße, wie die Lebensführung nicht mehr dem Diktat ökonomischer Notwendigkeit und enger kultureller Normen untergeordnet ist, können zunehmend *individualbiographische* Faktoren an Geltung gewinnen. Es können individuellere Strategien zum Ausbalancieren von persönlichen Nähe- und Distanzbedürfnissen im konfliktreichen Spannungsfeld moderner Paarbeziehungen entwickelt werden. Sexualität und emotionale Zuwendung immer wieder neu bei dem einen Traummenschen zu suchen, die Nichtaustauschbarkeit des Personals vom Prinzip her nicht außer Kraft zu setzen *oder* aber erotisches Begehren und emotionale Verlässlichkeit zu entkoppeln und parallel in mehreren unterschiedlichen erotischen und freundschaftlichen Beziehungen zu leben, sind grundlegend unterschiedliche Lebensmodelle mit verschiedenartigen psychologischen Prädispositionen. Muster des Lebenslaufs und der Lebensführung differenzieren sich auch von dieser "privaten" Seite her aus. Wer aus individualbiographischen Gründen ein starkes Distanzbedürfnis hat, der sieht sich heute gezwungen, eine Lebensform jenseits der Ehe zu finden (noch bis in die Mitte unseres Jahrhunderts hätte auch ein distanzbedürftiger Mensch eine seinen Bedürfnissen angemessene und sozial akzeptierte Ehe führen können), findet aber im Gegenzug jenseits einer Ehe oder eheähnlichen Paarbeziehung die materiellen und kulturellen Voraussetzungen für eine positive Lebensführung, die seinen Großeltern noch nicht zur Verfügung standen.

Ob eine Frau oder ein Mann langfristig alleine lebt oder in einer dauerhaften Paarbeziehung (auch mehrmals Anlauf zu einer Ehe nimmt), wird entscheidend beeinflusst durch

biographisch früh angelegte Bindungs- beziehungsweise Distanzbedürfnisse. Tief verankerten Prädispositionen für Bindungsbedürfnisse tendieren dazu, sich gegebenenfalls auch gegen die bewusste Lebensplanung durchzusetzen. Frauen und Männer, die im fraglosen Selbstverständnis aufgewachsen sind, einmal zu heiraten und eine Familie zu gründen, aber aufgrund ihrer Lebensgeschichte eine personale Nähe, wie sie in modernen Paarbeziehungen erwartet wird, nicht leben können, werden zwar ihre Idealvorstellung von Partnerschaft und Familie nicht so leicht oder nie aufgeben, aber dennoch dazu neigen, sich aus einer Paarbeziehung spätestens dann zurückzuziehen, wenn diese einen dauerhaften Charakter angenommen hat. Eine solche in der Regel unreflektierte *Vermeidungsstrategie* ist die Nahtstelle, an der gesellschaftlicher Wandel historisch neue Coping-Strategien ermöglicht hat. Sozioökonomische Strukturen und kulturelle Normen zwingen nicht mehr in einen familialen Solidarverband und damit in eine Beziehungskonstellation, die sich nur schwer mit den eigenen psychodynamischen Strukturen vereinbaren lässt.

Wie subjektiv befriedigend die einzelnen allein lebenden Frauen und Männer ihre Lebensform gestalten können, hängt dagegen entscheidend von den individuellen Leitbildern für Partnerschaft ab, die sie, beeinflusst von ihrem Sozialisationsmilieu, mitbringen, aber später, noch im Erwachsenenalter modifizieren können. Je mehr Ehe und Familie zum fraglos verankerten Leitbild für die eigene Lebensplanung gehören, um so mehr "Versöhnungsarbeit" haben Alleinlebende zu leisten, um die eigene Lebensform positiv erleben zu können. Diese biographische Arbeit wird zusätzlich erschwert, wenn traditionelle kulturelle Muster einer Dezentrierung der sozialen Beziehungen entgegenstehen. Ist der emotionale Zugang zu Leitbildern, die Alleinleben nicht abqualifizieren, weder im Herkunftsmilieu, noch im (möglichst jungen) Erwachsenenalter möglich, entsteht eine ambivalente und nur schwer auflösbare Konstellation: Es ist gelungen, eine für sie problematische Nähe in einer Ehe zu vermeiden, ohne dass eine im doppelten Sinn akzeptable Lebensform gefunden werden konnte. Lebensunzufriedenheit (der Lebensplan ist nicht geglückt) und eine zufrieden stellende soziale Einbindung (ungünstige Voraussetzungen zur Dezentrierung sozialer Netze) sind gefährdet. Diese Pattsituation ist deshalb nicht leicht auflösbar, weil die ambivalente Haltung zu Bindung, Ehe und emotionaler Nähe der bewussten Reflexion nur schwer zugänglich ist. *Differenzerfahrungen in der Kindheit und Jugend* prädisponieren für informalisierte Lebensstile und begünstigen eine soziale Einbindung mit einem weit verzweigten Geflecht von Stütz- und Orientierungspunkten. Ein dezentriertes informelles soziales Netz bildet wiederum die wichtigste Ressource für Alleinlebende, um kein sozial und kulturell defizitäres Leben zu führen, sondern von den reichhaltigen Optionen, die diese Lebensform birgt, Gebrauch machen zu können. Je ausgeprägter Alleinlebende unterschiedliche Aspekte menschlicher Nähe bei verschiedenen Menschen finden, also partiell erfüllende Beziehungen herstellen, desto besser gelingt ihnen eine ihnen entsprechende Balance zwischen menschlicher Nähe und Zugehörigkeit auf der einen Seite und nötiger Distanz auf der anderen Seite. In der Alterskohorte, aus der ich Alleinlebende für diese Untersuchung interviewt habe, hat eine Minderheit die kulturellen Umbrüche im Kontext der 68er als befreiend erlebt und die eigenen Leitbilder für Paarbeziehungen von den Diskursen und den subkulturellen Lebensstilen jener kulturellen Bewegung beeinflussen lassen. Sie alle hatten beträchtliche Diskrepanzerfahrungen von in ihrer Kindheit und Jugend, zum Beispiel in gegensätzlichen sozialen Milieus gelebt.

Es drängt sich zum Schluss der Untersuchung noch einmal die Frage nach dem Verhältnis von strukturellen Vorgaben und Zwängen und individuellen Entscheidungsspielräumen auf, die Frage, ob die beobachtbare Pluralisierung der Lebensformen mit einer Erweiterung individueller

Wahlmöglichkeiten für die Lebensform verbunden ist. Aufgrund der Analyse der Partnerwünsche und der biographischen Weichenstellungen "im Spannungsfeld von Nähewünschen, Distanzbedürfnissen und gesellschaftlichen Leitbildern" habe ich (in Kapitel 4) die Auffassung vertreten, es mache keinen Sinn, Alleinlebende danach zu unterscheiden, ob sie freiwillig oder unfreiwillig allein leben. Meine Argumentation an dieser Stelle bezog sich ausschließlich auf den Bereich der *innerpsychischen Entscheidungsstruktur*:

Alleine zu leben resultiert aus dem Unterlassen von Entscheidungen für ein gebundenes Leben. Es ist das Ergebnis eines biographischen Prozesses, während dem aufeinander folgende Weichenstellungen mit zunehmender Wahrscheinlichkeit zu einer dauerhaften Weichenstellung führen. Diese Entscheidungen gründen somit auf Weil-Motiven (Alfred Schütz), die - im Gegensatz zu Um-zu-Motiven - nicht primär auf einen Zweck in der Zukunft gerichtet sind. Demzufolge haben nicht bewusst intendierte Entscheidungen im Zentrum der Analysen gestanden, sondern Lebenskonstruktionen, Konstruktionsregeln, die das Handeln und die Erfahrungen des Einzelnen regulieren, ohne dass sie mit ihren subjektiven Absichten, Plänen und Selbstverständnissen übereinstimmen müssen (Heinz Bude 1984); gegebenenfalls stehen sie im Widerspruch zu dem Leitbild, an dem sie das eigene Leben messen. Meine These ist, dass sich für Alleinlebende die Zunahme von Optionen für private Lebensformen als Chance erweist, eine Paarbindung zu vermeiden, die für sie aufgrund ihrer Lebensgeschichte schwieriger zu leben wäre. In diesem Sinn kann die Verbreitung dieser Lebensform als partielle Zunahme persönlicher Freiheit interpretiert werden, weitgehend unabhängig davon, in welchem Maße die einzelnen sie als frei gewählte wahrnehmen, und ohne ihnen eine rationale freie Wahl zu unterstellen oder völlig abzusprechen.

Abgesehen von Einflüssen des Arbeitsmarktes auf biographische Weichenstellungen, sind die *strukturellen* Kräfte, die an der Zunahme des Alleinlebens beteiligt sind, in dieser Arbeit ausschließlich theoretisch beachtet worden. Ich werde mich auch an dieser Stelle nicht auf die Debatte Strukturzwang versus Entscheidungsautonomie einlassen, die meines Erachtens auch deshalb so unfruchtbar ist, weil per definitionem struktureller Wandel ursächlich für demographischen Wandel ist, aber nicht strukturell erklärt werden kann, warum gerade diese Frau oder jener Mann das Alleinleben "gewählt" hat. Sondern die Ambivalenz, die mit dem Alleinleben verbunden ist, soll noch einmal Thema werden. Sie ist deshalb dieser Lebensform nahezu unvermeidbar immanent, weil die *differenten individualbiographischen* Antriebskräfte, die Alleinlebende in ihre Lebensform gedrängt haben, der bewussten Reflexion unterschiedlich zugänglich sind und zudem auch widersprüchlich sein können. Wenn nach diesen Antriebskräften in ihrer Vielschichtigkeit gefragt wird statt nach bewussten, abfragbaren Motivationen fürs Alleinleben, lässt sich die Dichotomisierung in freiwillig und unfreiwillig Alleinlebende überwinden. Diese vielschichtigen Antriebskräfte verweisen zudem auf die - theoretischen und empirischen - Nahtstellen zwischen Biographieanalysen und makroanalytischen Zugängen zur Pluralisierung privater Lebensformen. Unabhängig von der Frage, wie frei alleine zu leben gewählt werden kann, ist mit der Verbreitung des Alleinlebens eine Option für die Lebensplanung hinzugekommen; denn unbestreitbar ist diese Lebensform, wie hier definiert (im mittleren Lebensalter, bei eigenständiger Haushaltsführung, langfristig und ohne äußeren Zwang) eine historisch neue Lebensform, die zwar die meisten Menschen für sich nicht wünschenswert finden, die dennoch von immer mehr Frauen und Männern gelebt wird und die von den Alleinlebenden selbst, wie die Untersuchung dokumentiert hat, voller Ambivalenzen erlebt wird.

Schauen wir noch mal genauer auf diese Ambivalenzen, beziehungsweise auf die individualbiographischen Anteile der Kräfte, die ins Alleinleben führen. (Vgl. Schaubild) Wir

hatten unterschieden zwischen weitgehend von den Sozialisationsmilieus geformten *Leitbildern für die Lebensplanung* und individualbiographisch entstandenen *Bindungsprädispositionen*, die entscheidend von kontingenten Bindungserfahrungen geprägt werden. Während Alleinlebende ihre eigenen Leitbilder für Partnerschaft und Lebensform reflektieren und kommunizieren (können), entziehen sich ihre biographisch früh verankerten Bindungsprädispositionen mitunter der bewussten Reflexion. Sie setzen sich vor allem dann unreflektiert, gleichsam hinter ihrem Rücken durch, wenn die auf frühen Bindungserfahrungen basierenden Bindungs- und Distanzbedürfnisse im Widerspruch zum eigenen subkulturell verankerten ehe- und familienorientierten Leitbild stehen. Aus einer modernisierungstheoretischen Perspektive formuliert: Diese Frauen und Männer haben die historisch neue Möglichkeit des Alleinlebens wahrgenommen, um die mit ihren innerpsychischen Bedürfnissen nicht zu vereinbarende emotionale Nähe eines Ehelebens zu vermeiden, auf der handlungspraktischen Ebene also eine Lebensform "gewählt", die so erst als Folge des Modernisierungsprozesses entstehen konnte und hochindividualisierte Strukturen aufweist, die sich unter dem Begriff *Entbettung* zusammenfassen lassen. Wenn diese Alleinlebenden aber gleichzeitig eher traditionellen Mentalitäten verhaftet geblieben sind, werden sie ihre eigene Lebensform als Mangelsituation erleben und haben auch faktisch wenig günstige Voraussetzungen für eine soziale *Reintegration*. Können sie tradierte Elemente der Lebensführung aufrechterhalten, wird Risiken sozialer Verarmung abgemildert; sie nehmen dagegen zu und können schmerzliche Folgen haben, wenn traditionell orientierte Alleinlebende auch ihre sozialräumlichen Bezüge verlassen, auf die sie zur Reintegration stärker angewiesen sind als Alleinlebende mit weniger traditionellen Haltungen.¹¹⁵ Diese Alleinlebenden profitieren insofern von der den erweiterten Optionen für die private Lebensform, als ihnen eine Ehekorsett erspart bleibt, das ihrer psychischen Grunddisposition nicht angemessen ist, gehören aber auch zu den Verlierern im gesellschaftlichen Individualisierungsprozess, weil Ungleichzeitigkeiten in diesem gesellschaftlichen Wandel zu ihrem Nachteil in ihrem emotionalen Erleben und in ihrer Lebensführung zusammentreffen: Mentale Sicherheit in einem traditionellen Ehe- und Familiensystem, das auch eine gemäßigte emotionale Distanz zulässt, ist ihnen ebenso verschlossen wie soziale Reintegration in einem weit verzweigten Geflecht von Stütz- und Orientierungspunkten.¹¹⁶

Alleinlebende erleben ihre Lebensform als frei gewählte, wenn Bindungsprädisposition und Leitbild übereinstimmen. Und wenn sie zudem ein "kosmopolitisches" soziales Netzwerk haben, wenn es ihnen gelingt, in einem weit verzweigten Geflecht von Stütz- und Orientierungspunkten zu leben, ihnen die entsprechenden kulturellen Handlungsmuster und sozialen Kompetenzen zur Verfügung stehen. Solche Haltungen sind mit einem hohen Informalisierungsgrad verknüpft und für

¹¹⁵ Meine Gesprächspartnerin Anni Moosberger lebt gerade deshalb so ausgesöhnt ohne Familie, die sie sich immer gewünscht hatte, weil sie in hohem Maße solche tradierten Elemente der Lebensführung aufrecht erhalten konnte. Herbert Fest erlebt seine Familienlosigkeit zusätzlich als hartes Los, seit er aus beruflichen Gründen aus seinen alten sozialräumlichen Bezügen herausgerissen wurde, und dann noch mal besonders hart, seit er zusätzlich seine Einbindung ins Vereinsleben verloren hat.

¹¹⁶ Hans-Rolf Vetter hat eine "partielle Modernisierung" in der Lebensführung von Männern untersucht, die in einer hochmodernen Industriekultur arbeiten und "tradierte Element(e)n der Lebensführung (wie Nachbarschaft, Verein, Freizeitverhalten, politische Ökologien)" (ders. 1991:412) in einem traditionellen ländlichen Sozialraum aufrecht erhalten. Daß für die Industriearbeiter "die moderne Lebensführung ein komfortables Dach auch für traditionelle Lebensorientierungen" sein kann, gelingt diesen Männern genau deshalb besser, weil sie - anders als traditionell orientierte Alleinlebende - die Basis ihrer mentalen Sicherheit nicht verloren haben. "Mit dem Verbleib in der *"Heimat"* ist also *mentale Sicherheit* verbunden! Am deutlichsten wird dies in der Kontinuität der grundsätzlichen Partnerschafts- und Familienorientierungen sichtbar." (Ebd. S. 445)

bestimmte soziokulturelle Milieus typisch. Sie setzen also Zugangsmöglichkeiten zu entsprechenden kulturellen Leitbildern für Paarbeziehungen und Lebensformen voraus und werden - so die These - leichter erworben, wenn in der Kindheit oder Jugend beträchtliche Differenzerfahrungen gemacht wurden, Menschen mit divergenten Lebensstilen und eventuell aus unterschiedlichen Wertemilieus eine wichtige Rolle gespielt haben. Alleinlebende mit solchen biographischen Passungen in ihren Biographien - lebensgeschichtlich früh verankerte Bindungs- versus Distanzbedürfnisse, in unterschiedlichen Lebensphasen erworbene milieuspezifisch beeinflusste Leitbilder und die private Lebensform konnten in Übereinstimmung gebracht werden - habe ich Gewinner im gesellschaftlichen Individualisierungsprozess genannt. Doch es gibt unter Alleinlebenden sicherlich ebenso wenige eindeutige Gewinner wie Verlierer, wie sie in dieser Arbeit idealtypisch skizziert wurden; die Lebensform ist ambivalent. Alle Alleinlebenden haben mit ihren biographischen Weichenstellungen ins Alleinleben - auch - ungute Partnerkonstellationen vermieden oder positive Konstellationen ermöglicht, kennen dennoch emotionale Durststrecken - genau so wie verheiratete Frauen und Männer.

Literatur

- Alberoni, Francesco 1983: Verliebt sein und lieben - Revolution zu zweit. Stuttgart
- Alheit, Peter 1983: Alltagsleben - Zur Bedeutung eines gesellschaftlichen "Restphänomens". Ffm
- Alheit, Peter 1994: Zivile Kultur - Verlust und Wiederaneignung der Moderne. Frankfurt/M
- Alheit, P.; Hoerning, E. M. 1989: Biographie und Erfahrung: Eine Einleitung. In: Dies. (Hg.): Biographisches Wissen. Frankfurt/M, New York
- Anzieu, Didier (1992) 1996: Das Haut-Ich. Ffm
- Arbeitsgemeinschaft Riedmüller, Glatzer, Infratest 1991: Die Lebenssituation alleinlebender Frauen. Stuttgart, Berlin, Köln
- Bachmann, Ronald 1992: Singles. Zum Selbstverständnis und zum Selbsterleben von 30- bis 40jährigen partnerlos alleinlebenden Männern und Frauen. Frankfurt/M
- Badinter, Elisabeth 1987: Ich bin Du. Die neue Beziehung zwischen Mann und Frau oder Die androgyne Revolution. München
- Bahrs, Ottomar 1994: "Ist ja schon mal, das erste Mal, mit 14 Jahren" Lebensgeschichte in standardisierter und biographischer Befragung. In: Detlev Graz & Klaus Kraimer (Hg.): Die Welt als Text. Frankfurt/M
- Bauereiß, Renate; Bayer, Hiltrud; Bien, Walter 1997: Familien-Atlas II: Lebenslagen und Regionen in Deutschland. Karten und Zahlen. Opladen
- Beck, Ulrich 1986: Risikogesellschaft - Auf dem Weg in eine andere Moderne. Frankfurt/M
- Beck, Ulrich 1993: Die Erfindung des Politischen. Frankfurt/M
- Beck, Ulrich (Hg.) 1997: Kinder der Freiheit. Frankfurt/M
- Beck, Ulrich; Beck-Gernsheim, Elisabeth 1990: Das ganz normale Chaos der Liebe. Frankfurt/M
- Beck, Ulrich; Beck-Gernsheim, Elisabeth 1993: Nicht Autonomie, sondern Bastelbiographie - Anmerkungen zur Individualisierungsdiskussion am Beispiel des Aufsatzes von Günter Burkart. In: Zeitschrift für Soziologie, H. 22, S. 178 - 193
- Beck, Ulrich; Beck-Gernsheim, Elisabeth (Hg.) 1994: Riskante Freiheiten - Individualisierung in modernen Gesellschaften. Frankfurt/M
- Beck, Ulrich; Giddens, Anthony; Lash, Scott 1996: Reflexive Modernisierung Eine - Kontroverse. Frankfurt/M
- Beck, Ulrich; Sopp, Peter (Hg.) 1997: Individualisierung und Integration - Neue Konfliktlinien und neuer Integrationsmodus? Opladen
- Beck-Gernsheim, Elisabeth 1983: Vom "Dasein für andere" zum Anspruch auf ein Stück "eigenes Leben": Individualisierungsprozesse im weiblichen Lebenszusammenhang. In: Soziale Welt, H. 34
- Beck-Gernsheim, Elisabeth 1986: Bis der Tod euch scheidet? Wandlungen von Liebe und Ehe in der modernen Gesellschaft. In: Archiv für Wissenschaft und Praxis der sozialen Arbeit, H. 2-4, S. 144-173
- Beck-Gernsheim, Elisabeth 1992: Arbeitsteilung, Selbstbild und Lebensentwurf - Neue Konfliktlagen in der Familie. In: KZfSS, H.2, S. 273 - 291
- Beck-Gernsheim, Elisabeth 1996: Nur der Wandel ist stabil. Zur Dynamik der Familienentwicklung. In: Familiendynamik, 21. Jg., S. 284 - 304
- Beck-Gernsheim, Elisabeth 1998: Was kommt nach der Familie? Einblicke in neue Lebensformen. München
- Beck-Gernsheim, Elisabeth 1990: Von der Liebe zur Beziehung? Veränderungen im Verhältnis von Mann und Frau in der individualisierten Gesellschaft. In: Ulrich Beck & Elisabeth Beck-Gernsheim (Hg.): Das ganz normale Chaos der Liebe. Frankfurt/M
- Beck-Gernsheim, Elisabeth 1986: Von der Liebe zur Beziehung. In: Johannes Berger (Hg.): Die >Moderne - Kontinuitäten und Zäsuren. Göttingen
- Beck-Gernsheim, Elisabeth 1983: Familie im Modernisierungsprozeß - Zum historisch neuen Spannungsverhältnis zwischen Elternschaft und eigener Lebensgeschichte von Mann und Frau. In: Karl Martin Bolte & Erhard Treutner (Hg.): Subjektorientierte Arbeits- und Berufssozialisation. Frankfurt/M, NY

- Berger, Peter A.; Luckmann, Thomas 1996: Individualisierung - Statusunsicherheit und Erfahrungsvielfalt. Opladen
- Bertram, Hans (Hg.) 1991: Die Familie in Deutschland - Stabilität und Wandel familialer Lebensformen. DJI: Familiensurvey 1. Opladen
- Bien, Walter; Bender, Donald 1995: Was sind Singles? In: Hans Bertram (Hg.): Das Individuum und seine Familie - Lebensformen, Familienbeziehungen und Lebensereignisse im Erwachsenenalter. Opladen
- Böhnisch, Lothar 1997: Sozialpädagogik der Lebensalter - Eine Einführung. Weinheim
- Böhnisch, Lothar; Lenz, Karl 1997: Familien - Eine interdisziplinäre Einführung. Weinheim
- Böhnisch, L.; Münchmeier, R. 1987: Wozu Jugendarbeit? Weinheim
- Böhnisch, Lothar; Schefold, Werner 1985: Lebensbewältigung - Soziale und pädagogische Verständigungen an den Grenzen der Wohlfahrtsgesellschaft. Weinheim
- Böhnisch, Lothar; Schefold, Werner 1991: Sozialisation durch sozialpädagogische Institutionen. In: Klaus Hurrelmann & Dieter Ulich (Hg.): Neues Handbuch der Sozialisationsforschung. Weinheim und Basel
- Brose, Hans-Georg; Wohlrab-Sahr, Monika; Corsten, Michael 1993: Soziale Zeit und Biographie. Opladen
- Bude, Heinz 1984: Rekonstruktion von Lebenskonstruktionen - eine Antwort auf die Frage, was die Biographieforschung bringt. In: M. Kohli & G. Robert (Hg.): Biographie als soziale Wirklichkeit. Stuttgart
- Bundesministerium für Frauen und Jugend (Hg.) 1991: Die Lebenssituation alleinstehender Frauen. Stuttgart
- Burkart, Günter 1992: Auf dem Weg zur vollmobilen Single-Gesellschaft? Kommentar zum Artikel von Schofer/Bender/Utz (ZfBW 4/1991. In: Zeitschr. f. Bevölkerungswissenschaft, S. 355-360
- Burkart, Günter 1993: Eine Gesellschaft von nicht-autonomen biographischen Bastlerinnen und Bastlern? Antwort auf Beck/Beck-Gernsheim. In: Zeitschrift für Soziologie, H. 22, S. 188 - 191
- Burkart, Günter 1993: Individualisierung und Elternschaft - Das Beispiel USA. In: Zeitschr. f. Soziologie, Jg. 22, H. 3
- Burkart, Günter 1994: Die Entscheidung zur Elternschaft - Eine empirische Kritik von Individualisierungs- und Rational-Choice-Theorien. Stuttgart
- Burkart, Günter 1997: Lebensphasen, Liebesphasen - Vom Paar zur Ehe zum Single und zurück? Opladen
- Burkart, Günter 1996: Grenzen biographischer Planbarkeit und die Entscheidung für Elternschaft. In: Bundeszentrale für gesundheitliche Aufklärung (Hg.): Kontrazeption, Konzeption, Kinder oder keine - Dokumentation einer Expertentagung. Köln
- Burkart, Günter; Kohli, Martin 1989: Ehe und Elternschaft im Individualisierungsprozeß. Bedeutungswandel und Milieudifferenzierung. In: Zeitschr. f. Bevölkerungswissenschaft, 15, S. 405-426
- Burkart, Günter; Kohli, Martin 1992: Liebe, Ehe, Elternschaft: Die Zukunft der Familie. München
- Claessens, Dieter; Menne, Ferdinand W. 1973: Zur Dynamik der bürgerlichen Familie und ihrer möglichen Alternativen. In: Dieter Claessens & Petra Milhoffer (Hg.): Familiensoziologie - Ein Reader als Einführung. Frankfurt/M
- Dahrendorf, Ralf 1994: Das Zerbrechen der Ligaturen und die Utopie der Weltbürgergesellschaft. In: Ulrich Beck & Elisabeth Beck-Gernsheim (Hg.): Riskante Freiheiten - Individualisierung in modernen Gesellschaften. Frankfurt/M
- Deutsches Jugendinstitut (Hg.) 1989: Familienalltag - Ein Report des Deutschen Jugendinstituts. Reinbek
- Dombois, Adolf 1955: Familienrechtsreform: Dokumente und Abhandlungen. Witten
- Ebers, Nicola 1995: "Individualisierung" Georg Simmel - Norbert Elias - Ulrich Beck. Würzburg
- Ecarius, Jutta 1996: Individualisierung und soziale Reproduktion im Lebenslauf - Konzepte der Lebenslaufforschung. Opladen
- Edler, Margarita 1997: Klienten und ihre Welt. In: Blätter der Wohlfahrtspflege, H. 3, S. 54-56
- Elias, Norbert 1986: Wandlungen der Machtbalance zwischen den Geschlechtern - Eine prozeßsoziologische Untersuchung am Beispiel des antiken Römerstaats. In: KZfSS, Jg. 38, S. 425-449

- Elias, Norbert 1989: Über den Prozeß der Zivilisation - Soziogenetische und psychogenetische Untersuchungen. Zweiter Band: Wandlungen der Gesellschaft - Entwurf zu einer Theorie der Zivilisation. Frankfurt/M
- Engelke, Ernst 1998: Theorien der sozialen Arbeit - Eine Einführung. Freiburg i.B.
- Engstler, Heribert 1997: Die Familie im Spiegel der amtlichen Statistik - Lebensformen, Familienstrukturen, wirtschaftliche Situation der Familien und familiendemographische Entwicklung in Deutschland. Bonn
- Etzioni, Amitai 1995: Die Entdeckung des Gemeinwesens - Ansprüche, Verantwortlichkeiten und das Programm des Kommunitarismus. Stuttgart
- Evers, Adalbert 1992: Megatrends im Wohlfahrtsmix - Soziale Dienstleistungen zwischen Deregulierung und Neugestaltung. In: Blätter der Wohlfahrtspflege, H. 1, S. 3-7
- Evers, Adalbert; Olk, Thomas (Hg.) 1996: Wohlfahrtspluralismus - Vom Wohlfahrtsstaat zur Wohlfahrtsgesellschaft. Opladen
- Gaiser, Wolfgang; Schefold, Werner; Vetter, Hans-Rolf 1992: Lebenslauf und Wohlfahrtsproduktion. Biographische Muster und wohlfahrtsstaatliche Rahmenbedingungen - Überlegungen zur "Wohlfahrtsmixtur". In: Blätter der Wohlfahrtspflege, H. 1, S. 14-16
- Garz, Detlef; Kraimer, Klaus (Hg.) 1994: Die Welt als Text. Ffm
- Giddens, Anthony 1993: Wandel der Intimität - Sexualität, Liebe und Erotik in modernen Gesellschaften. Frankfurt/M
- Giddens, Anthony 1995: Konsequenzen der Moderne. Frankfurt/M
- Glaser, Barney G; Strauss, Anselm L. 1979: Die Entdeckung gegenstandsbezogener Theorie: Eine Grundstrategie qualitativer Sozialforschung. In: C. Hopf & E. Weingarten (Hg.): Qualitative Sozialforschung. Stuttgart
- Glinka, Hans-Jürgen 1998: Das narrative Interview - Eine Einführung für Sozialpädagogen. Weinheim und München
- Glinka, Hans-Jürgen, im Druck: Biographie - Eine erkenntnisgenerierende und praxisrelevante Ressource für Sozial- und sozialpädagogische Arbeit. In: Hans Thiersch & Ulrich Otto (Hg.): Handbuch zur Sozialarbeit/Sozialpädagogik. Neuwied
- Gross, Peter 1991: Solitäre Enklaven - Zur Soziologie des Nicht-Sozialen. In: Hans-Rolf Vetter (Hg.): Muster moderner Lebensführung. München
- Grözinger, Gerd (Hg.) 1994: Das Single - Gesellschaftliche Folgen eines Trends. Opladen
- Habermas, Jürgen 1994: Individualisierung durch Vergesellschaftung. In: Ulrich Beck & Elisabeth Beck-Gernsheim (Hg.): Riskante Freiheiten - Individualisierung in modernen Gesellschaften. Frankfurt/M
- Hanesch, Walter 1996: Krise und Perspektiven der sozialen Stadt. In: Aus Politik und Zeitgeschichte, B 50, S. 21-31
- Hermanns, Harry 1991: Narratives Interview. In: U. u.a. Flick (Hg.): Handbuch qualitative Sozialforschung. München
- Hinte, Wolfgang; Liges, Gerd; Springer, Werner 1999: Soziale Dienste: Vom Fall zum Feld - Soziale Räume statt Verwaltungsbezirke. Berlin
- Hradil, Stefan 1995: Die "Single-Gesellschaft". München
- Imhof, Arthur E. 1994: Von der schlechten alten Zwangsgemeinschaft zum guten neuen Single? In: Gerd Grözinger (Hg.): Das Single - Gesellschaftliche Folgen eines Trends. Opladen
- Jaeggi, Eva 1992: Ich sag' mir selber Guten Morgen. München, Zürich
- Jellouscheck, Hans 1989: Männer und Frauen auf dem Weg zu neuen Beziehungsformen. In: Peter Michael Pflüger (Hg.): Der Mann im Umbruch - Patriarchat am Ende? Freiburg i.B.
- Kaufmann, Franz Xaver 1997: Herausforderungen des Sozialstaates. Frankfurt/M
- Kaufmann, Jean-Claude 1994: Schmutzige Wäsche. Konstanz
- Kern, Jutta 1998: Single: Biographische Konstruktion abseits der Intim-Dyade. Opladen; Wiesbaden
- Kokemohr, Rainer 1994: "Welt" und "Lebenswelt" als textuelle Momente biographischer Welt- und Selbstkonstruktion. In: H.-C. Koller & R. Kokemohr (Hg.): Lebensgeschichte als Text. Weinheim
- Koller, Hans-Christoph 1994: "Ich war nicht dabei" Zur rhetorischen Struktur einer autobiographischen Lern- und Bildungsgeschichte. In: H.-Ch. Koller & R. Kokemohr (Hg.): Lebensgeschichte als Text. Weinheim

- Koller, H.-C.; Kokemohr, R. (Hg.) 1994: Lebensgeschichte als Text - Zur biographischen Artikulation problematischer Bildungsprozesse. Weinheim
- Krüger, Dorothea 1990: Alleinleben in einer paarorientierten Gesellschaft - Eine qualitative Studie über die Lebenssituation und das Selbstverständnis 30- bis 45-jähriger lediger, alleinlebender Frauen und Männer. Pfaffenweiler
- Leupold, Andrea 1983: Liebe und Partnerschaft: Formen der Codierung von Ehen. In: Zeitschr. f. Soziologie, H. 4, S. 297-327
- Löw, Martina 1994: Raum ergreifen - Alleinlebende Frauen zwischen Arbeit, sozialen Beziehungen und der Kultur des Selbst. Bielefeld
- Marx Ferree, Myra 1992: Anstieg und Untergang der "Muttipolitik": Feminismus und deutsche Vereinigung. In: Diskurs, H. 1, S. 60-65
- Meyer, Sibylle; Schulze, Eva 1989: Balancen des Glücks. Neue Lebensformen: Paare ohne Trauschein, Alleinerziehende und Singles. München
- Nave-Herz, Rosemarie 1988: Kinderlose Ehen. Weinheim, München
- Nave-Herz, Rosemarie 1989: Veränderungen in der familialen Umwelt - Partizipation seit 1950. In: Alois Herlt & Klaus Peter Strohmeier (Hg.): Lebenslauf und Familienentwicklung. Opladen
- Oevermann, Ulrich 1986: Kontroversen über sinnverstehende Soziologie. Einige Wiederkehrende Probleme und Mißverständnisse in der Rezeption der "objektiven Hermeneutik". In: S. Aufenanger & M. Lensen (Hg.): Handlung und Sinnstruktur. Bedeutung und Anwendung der objektiven Hermeneutik. München
- Oevermann, Ulrich 1984: Vortrag und Diskussion des Verfahrens, Diskussion seines Vortrags "Zur Logik der Interpretation von Interviewtexten". In: Thomas Heinze (Hg.): Hermeneutische lebensgeschichtliche Forschung, Bd. 2, Studienbrief der Fernuniversität Hagen.
- Oevermann, Ulrich 1985: Versozialwissenschaftlichung der Identitätsformation und Verweigerung von Lebenspraxis: Eine aktuelle Variante der Dialektik der Aufklärung. In: Burkart Lutz (Hg.): Soziologie und gesellschaftliche Entwicklung: Verhandlungen des 22. Deutschen Soziologentages in Dortmund 1984. Frankfurt/M, New York
- Oevermann, Ulrich; Allert, Tilmann; Konau, Elisabeth 1980: Konzeption einer "objektiven Hermeneutik - Zur Logik der Interpretation von Interviewtexten. Fallanalyse anhand eines Interviews mit einer Fernstudentin. In: Th. u.a. Heinze (Hg.): Interpretation einer Bildungsgeschichte. Konzeption sozialwissenschaftlicher Hermeneutik. Bensheim
- Oevermann, Ulrich et al 1979: Die Methodologie einer "objektiven Hermeneutik" und ihre allgemeine forschungslogische Bedeutung in den Sozialwissenschaften. In: Hans-Georg Soeffner (Hg.): Interpretative Verfahren in den Sozial- und Textwissenschaften. Stuttgart
- O'Neil, Nena & George 1994 (1972): Die offene Ehe: Konzept für einen neuen Typus der Monogamie. Reinbek
- Pagenstecher, Lising 1988: O tempera, o mores! In: Deutsches Jugendinstitut (Hg.): Wie geht's der Familie? Ein Handbuch zur Situation der Familien heute. München
- Pfeil, Elisabeth 1968: Die 23jährigen: Eine Generationsuntersuchung am Geburtenjahrgang 1941. Tübingen
- Poeschl, H. 1990: "Singles" - Versuch einer Beschreibung. In: Wirtschaft und Statistik, H. 10, S. 703 - 708
- Pohl, Katharina 1994: Singles im Alltag - Sozio-demographische Aspekte der Lebenssituation Alleinlebender. In: Gerd Grözinger (Hg.): Das Single - Gesellschaftliche Folgen eines Trends. Opladen
- Rauschenbach, Thomas 1994: Inszenierte Solidarität. In: Ulrich Beck & Elisabeth Beck-Gernsheim (Hg.): Riskante Freiheiten - Individualisierung in modernen Gesellschaften. Frankfurt/M
- Rauschenbach, Thomas 1994: Inszenierte Solidarität: Soziale Arbeit in der Risikogesellschaft. In: Ulrich Beck & Elisabeth Beck-Gernsheim (Hg.): Riskante Freiheiten - Individualisierung in modernen Gesellschaften. Frankfurt/M
- Rauschenbach, Thomas 1992: Soziale Arbeit und soziales Risiko. In: Thomas Rauschenbach & Hans Gängler (Hg.): Soziale Arbeit und Erziehung in der Risikogesellschaft. Neuwied
- Reichertz, Jo 1988: Verstehende Soziologie ohne Subjekt? Die objektive Hermeneutik als Metaphysik der Strukturen. In: KZfSS, Vol. 40, No. 1, S. 207-222

- Rerrich, Maria S. 1988: "Kinder ja, aber..." Was es Frauen schwer macht, sich über ihre Kinderwünsche klar zu werden. In: Deutsches Jugendinstitut (Hg.): Wie geht's der Familie? Ein Handbuch zur Situation der Familien heute. München
- Richter, Horst-Eberhard 1972: Patient Familie - Entstehung, Struktur und Therapie von Konflikten in Ehe und Familie. Reinbek
- Riemann, Gerhard 1987: Das Fremdverstehen der eigenen Biographie - Narrative Interviews mit psychiatrischen Patienten. München
- Rogers, C. R. 1972: Die nicht-direktive Beratung. München
- Rosenmayr, Leopold; Kolland, Franz 1997: Mein "Sinn" ist nicht dein "Sinn" Unverbindlichkeit oder Vielfalt - Mehrere Wege im Singletum. In: Ulrich Beck (Hg.): Kinder der Freiheit. Ffm
- Rosenthal, Gabriele 1987: Wenn alles in Scherben fällt. Von Leben und Sinnwelt der Kriegsgeneration. Typen biographischer Wandlungen. Opladen
- Rosenthal, Gabriele 1992: Erlebte und erzählte Lebensgeschichte - Habilitationsschrift. Kassel
- Rosenthal, Gabriele 1995: Erlebte und erzählte Lebensgeschichte. Frankfurt/M
- Rothmaler, Christiane; Glensk, Evelyn (Hg.) 1992: Kehrseiten der Wohlfahrt. Hamburg
- Sander, Dirk 1997: Warum (noch) ledig? Warum nicht Ehe? Lebensformen lediger Erwachsener. Bielefeld
- Schefold, Werner 1992: Offensive Jugendpolitik - Die Förderung positiver Lebensbedingungen für junge Menschen ist eine Querschnittaufgabe sozialer Kommunalpolitik. In: Blätter der Wohlfahrtspflege, H. 4, S. 89-91
- Schefold, Werner 1993: Ansätze zu einer Theorie der Jugendhilfe. In: DISKURS, H. 2, S. 20-26
- Scheidt, Jürgen vom 1980: SinglesAlleinsein als Chance des Lebens. München
- Schenk, Herrad 1987: Freie Liebe - wilde Ehe. Über die allmähliche Auflösung der Ehe durch die Liebe. München
- Schmitz-Köster, Dorothee 1988: Frauen ohne Kinder. Reinbek
- Schmitz-Köster, Dorothee 1993: Frauensolo - Eine selbstbewußte Lebensform. Reinbek
- Schofer, Bernd; Bender, Harald; Utz, Richard 1991: Sind Singles individualisiert? Lebenslage und Lebensstil Alleinlebender. In: Zeitschr. f. Bevölkerungswissenschaft, Jg. 17, H. 4, S. 461-488
- Schofer, Bernd; Bender, Harald; Utz, Richard 1992: Single und Individualisierung - Replik zum Kommentar von Günter Burkart. In: Zeitschr. f. Bevölkerungswissenschaft, Jg. 18, H. 3, S. 361-364
- Schulze, Eva; Meyer, Sibylle 1985: Von Liebe sprach damals keiner. Familienalltag in der Nachkriegszeit. München
- Schütz, Alfred 1971: Gesammelte Aufsätze. Den Haag
- Schütze, Fritz 1992: Sozialarbeit als "bescheidene Profession". In: Dewe u.a. (Hg.): Erziehen als Profession. Opladen
- Schütze, Fritz 1984: Kognitive Figuren des autobiographischen Stehgreiferzählens (1). In: Martin Kohli & Günther Robert (Hg.): Biographie und soziale Wirklichkeit: neue Beiträge und Forschungsperspektiven. Stuttgart
- Schütze, Fritz 1999: Verlaufskurve des Erleidens als Forschungsgegenstand der interpretativen Soziologie. In: Heinz-Hermann Krüger & Winfried Marotzki (Hg.): Handbuch erziehungswissenschaftliche Biographieforschung. Opladen
- Schütze, Fritz 1983 (1981): Prozeßstrukturen des Lebensablaufs. In: J. Matthes, A. Pfeifenberger & M. Stosberg (Hg.): Biographie in handlungswissenschaftlicher Perspektive. Nürnberg
- Schütze, Fritz 1991: Biographieanalyse eines Müllerlebens. In: Scholz (Hg.): Wasser- und Windmühlen in Kurhessen, Waldeck, Pyrmont. Kaufungen
- Jugendwerk der Deutschen Shell (Hg.) 1997: Jugend '97 - Zukunftsperspektiven, gesellschaftliches Engagement, politische Orientierungen. 12. Shell Jugendstudie. Opladen
- Soltau, Heide 1993: Pfeifen aufs Duett - Von Singles, Alleinstehenden und anderen Solisten. Köln
- Sozialberichterstattung, Arbeitsgruppe 1989: Wandel von Lebensformen - Entsolidarisierung durch Individualisierung? In: WZB-Mitteilungen 44
- Spiegel, Erika 1983: Neue Haushaltstypen - Alternativen zu Ehe und Familie? Frankfurt/M
- Stagelschmidt, Ruth 1993: Single - Vorboten einer "anderen Moderne"? Versuch einer empirischen Überprüfung einiger Aussagen der Individualisierungsthese. Unv. Diplomarbeit
- Statistisches Bundesamt 1999: Sonderreihe mit Beiträgen für das Gebiet der ehemaligen DDR. In: H. 32

- Stich, Jutta 1988: Herd, Acker, Fabrik - Wie sich die Erwerbsstruktur von Frauen und die Lebensformen gewandelt haben. In: Deutsches Jugendinstitut (Hg.): Wie geht's der Familie? Ein Handbuch zur Situation der Familien heute. München
- Stich, Jutta 1988: "Spätere Heirat nicht ausgeschlossen ..." - Vom Leben ohne Trauschein. In: Deutsches Jugendinstitut (Hg.): Wie geht's der Familie? Ein Handbuch zur Situation der Familien heute. München
- Stolk, Bram van; Wouters, Cas 1987: Frauen im Zwiespalt - Beziehungsprobleme im Wohlfahrtsstaat - Eine Modellstudie. Frankfurt/M
- Strauss, Anselm 1991: Grundlagen qualitativer Sozialforschung. New York
- Szczesny-Friedmann, Claudia 1991: Die kühle Gesellschaft - Von der Unmöglichkeit der Nähe. München
- Tölke, Angelika 1991: Partnerschaft und Eheschließung - Wandlungstendenzen in den letzten fünf Jahrzehnten. In: (Hg.): Die Familie in Westdeutschland.
- Treibel, Annette 1997: Einführung in soziologische Theorien der Gegenwart.
- Tyrell, Hartmann 1988: Ehe und Familie - Institutionalisierung und Deinstitutionalisierung. In: K. Lüscher, F. Schultheis & M. Wehrspan (Hg.): Die postmoderne Familie. Konstanz
- Vetter 1999: Systematische Struktur- und Integrationsprobleme im Lebenskontext alleinerziehender Mütter und ihrer Kinder. In: Norbert Seibert (Hg.): Kindliche Lebenswelten. Bad Heilbrunn
- Vetter, Hans-Rolf (Hg.) 1991: Muster moderner Lebensführung - Ansätze und Perspektiven. München
- Vetter, Hans-Rolf 1999: Systematische Struktur- und Integrationsprobleme im Lebenskontext alleinerziehender Mütter und ihrer Kinder. In: Norbert Seibert (Hg.): Kindliche Lebenswelten. Bad Heilbrunn
- Vetter, Hans-Rolf 1991: Lebensführung - Allerweltsbegriff mit Tiefgang. In: Hans-Rolf Vetter (Hg.): Muster moderner Lebensführung - Ansätze und Perspektiven. München
- Vetter, Hans-Rolf 1991: Lohnarbeit, Heimat, sozialer Wandel: Anmerkungen zur Lebensführung niederbayerischer Automobilarbeiter. In: Hans-Rolf Vetter (Hg.): Muster moderner Lebensführung - Ansätze und Perspektiven. Weinheim und München
- Waldmann, Sabine 1991: Es muss alles anders werden, wurscht was - Die Entwicklung politischen Denkens und Handelns bei ehemaligen ApO-Studenten. München
- Weidacher, Alois 1995: Einkommen in unterschiedlichen Lebensformen. In: Hans Bertram (Hg.): Das Individuum und seine Familie - Lebensformen, Familienbeziehungen und Lebensereignisse im Erwachsenenalter. Opladen
- Wendt, Wolf Rainer 1992: Wie läßt sich Selbständigkeit fördern? Bemerkungen zu einer Tagung der Deutschen Gesellschaft für Sozialarbeit über genossenschaftliche Altenhilfe. In: Blätter der Wohlfahrtspflege, H. 1, S. 19-21
- Westphalen, Joseph v. 1989: Die Kunst des Seitensprungs. In: Joseph v. Westphalen (Hg.): Moderne Zeiten: Blätter zur Pflege der Urteilskraft ; 1981 - 1989. Zürich
- Wiedemann, Peter 1991: Gegenstandsnahe Theoriebildung. In: Uwe u.a. Flick (Hg.): Handbuch qualitative Sozialforschung. München
- Wohlrab-Sahr, Monika 1993: Biographische Unsicherheit. Opladen
- Wohlrab-Sahr, Monika 1997: Individualisierung: Differenzierungsprozess und Zurechnungsmodus. In: Ulrich Beck & Peter Sopp (Hg.): Individualisierung und Integration - Neue Konfliktlinien und neuer Integrationsmodus? Opladen
- Wohlrab-Sahr, Monika 1994: Vom Fall zum Typus: Die Sehnsucht nach dem "Ganzen" und dem "Eigentlichen" - "Idealisierung" als biographische Konstruktion - Wege sozialwissenschaftlicher Frauenforschung. In: A. Diezinger, H. Kitzer, I. Anker, I. Bingel, E. Haas & S. Odierna (Hg.): Erfahrung mit Methode. Freiburg
- Wouters, Cas 1986: Informalisierung und Formalisierung der Geschlechterbeziehungen in den Niederlanden von 1930 bis 1985. In: KZfSS, Jg. 38, S. S. 510-529

Anhang: Kurzportraits der interviewten Frauen und Männer¹¹⁷

Anni Moosberger (AFW-01) ist in einem bäuerlichen Fremdenverkehrsdorf geboren und lebt heute noch dort. Ihr Vater hat aus erster Ehe 4 Kinder mit in die Ehe gebracht. Als Anni zwei Jahre alt ist, verlässt der Vater mit den vier Stiefgeschwistern die Familie. Acht Jahre später heiratet die Mutter wieder. Den Stiefvater, einen Handwerker, hat Anni Moosberger als gutmütigen Menschen in Erinnerung. Die neu zusammengesetzte Familie lebt in beengten Verhältnissen auf dem Bauernhof eines Onkels mütterlicherseits in einem Drei-Generationen-Großfamilienverband. Nach der Volksschule besucht Anni eine einjährige Haushaltungsfachschule in einem katholischen Internat und arbeitet anschließend 15 Jahre in einer Pension. Als sie 23 Jahre alt ist, bauen Annis Eltern eine kleine Pension; vor deren Fertigstellung stirbt der Stiefvater. Bis zum Tode der Mutter, Anni ist 42 Jahre alt, bewirtschaften Mutter und Tochter die Pension, teilen weitgehend ihr Alltags- und ihr Arbeitsleben. In einer engen Solidargemeinschaft schaffen beide das wirtschaftliche Überleben in der kleinen Pension. Anni Moosberger führt den Betrieb weiter und arbeitet zusätzlich vollzeitlich in einer anderen Pension. Nach deren Schließung 15 Jahre später übernimmt sie verschiedene Aushilfsarbeiten, z.B. in einer Wäscherei und in der Altenpflege; die Gäste alleine können ihren Lebensunterhalt nicht sichern. Sie hat ihre Arbeit mittlerweile so strukturieren können, dass sie ihren Bedürfnissen so gut wie möglich entgegenkommt. Im Alter zwischen Anfang und Ende Zwanzig hat Anni Moosberger, die in der Selbstverständlichkeit aufgewachsen ist, dass Mädchen heiraten, und die immer eine Familie gründen wollte, zwei mehrjährige Beziehungen, ohne mit ihrem jeweiligen Partner zusammenzuleben. Anni Moosberger ist eng ins Dorf integriert und Mitglied von zwei Traditionsvereinen sowie einem Sportclub. Sie hat mehrere Freundinnen im Dorf, mit denen sie "allerhand unternimmt". Sie hat mit einigen Feriengästen über Jahre dauernde Freundschaften geschlossen, feiert mit zwei von ihnen regelmäßig Weihnachten. In ihrer Freizeit belegt sie gerne kunstgewerbliche Kurse der Volkshochschule und nimmt gelegentlich deren Angebote von Fahrten zu Theateraufführungen in der nächsten Großstadt wahr. Ihr wichtigster Mensch ist ihr Stiefbruder in Amerika. Die Geschwister telefonieren gelegentlich, und Anni spart, um den Bruder wieder besuchen zu können. Anni Moosberger hat keine Zukunftspläne, die über ihr vertrautes Lebens hinausgehen, sondern hofft, dass ihre Gesundheit ihr erlaubt, möglichst lange ihr jetziges Leben weiterzuführen.

¹¹⁷ Diese Übersicht enthält zum Nachschlagen Kurzbiographien von den Alleinlebenden, die in der Arbeit ausführlich zu Wort gekommen sind, ohne das ihr Lebenslauf (wie bei den drei Fallrekonstruktionen) zusammenhängend wiedergegeben ist. Die Geburtsjahrgänge sind aus Gründen der Anonymisierung nicht angegeben, liegen alle zwischen 1942 und 1946.

Gisela Amdorf (AFW-02) wächst bei ihren Eltern in einer Kleinstadt auf. Ihr Vater ist Bankangestellter, ihre Mutter Hausfrau. Sie hat zwei jüngere Schwestern, von denen die jüngste, als Gisela 15 Jahre alt ist, nach mehrjähriger Pflegebedürftigkeit stirbt. Darauf reagiert die Mutter mit Depressionen und Tabletten- und Alkoholabhängigkeit und nimmt sich, als 30 Jahre alt und bereits seit längerem ausgezogen ist, das Leben. Gisela Amdorf hat das Familienleben als sehr spannungsgeladen, voller Vorwürfe und Schuldgefühle in Erinnerung. Zu ihrer - verheirateten - Schwester hat sie noch heute ein sehr konkurrenzhaftes und ablehnendes Verhältnis. Nach einem Lehrerstudium geht sie für 1 Jahr nach England und macht anschließend eine Zusatzqualifikation für das Lehramt an der Realschule. Mit 25 Jahren zieht sie mit einem Mann zusammen, den sie zwei Jahre später heiratet. Sie zieht mit ihrem Mann wegen dessen Arbeitsplatzwechsel in verschiedene Bundesländer, womit sie auf die Anerkennung ihrer Zusatzqualifikation als Realschullehrerin verzichten und in der wenig geliebten Volks- beziehungsweise Hauptschule unterrichten muss. Ihr Mann hat während der Ehe verschiedene Verhältnisse mit anderen Frauen, verspricht immer wieder, sich zu ändern. Erst als sie (gewollt) schwanger ist, endet ihre Geduld mit der Untreue ihres Mannes; sie treibt ab, als ihr klar wird, dass sie mit ihm keine Familie will. Sie lassen sich scheiden. Während einer folgenden sechsjährigen Beziehung mit einem verheirateten Familienvater, dem Ehemann einer Kollegin belastet sie wieder die Diskrepanz zwischen ihrem moralischen Maßstab und ihren konkreten Wünschen an einen Partner. "... war ich ja auch der Meinung, der Mann kann sowieso **nichts** taugen, wenn er seine Frau verlässt. Hab' mich also **mit**- damit schlecht gemacht, und eh' eh' trotzdem kam ich also von dem Mann einfach eh' über Jahre- über Jahre bin ich nicht los." In dieser Zeit verfolgt sie eifrig Bekanntschaftsanzeigen. Sie beendet diese Beziehung erst, als die Ehe dieses Mannes geschieden wird; sie habe für eine gemeinsame Zukunft mit ihm kein hinreichendes Vertrauen in seine Treuebereitschaft. Sie lebt seitdem, seit sie etwa 40 Jahre alt ist, ohne Partnerschaft. Im Hinblick auf eine mögliche neue Bindung bleibt sie ambivalent, betont einerseits, wie froh sie sei, ohne Familie zu leben - so sei das Leben wesentlich bequemer - und wie zurückhaltend sie Männern gegenüber geworden sei, um sich nicht einer neuen Enttäuschung auszuliefern, kennt aber andererseits immer noch Wunschträume von einem gemeinsamen Leben. Nach ihrer Scheidung wird sie sesshaft, arbeitet seitdem an einer Hauptschule in einer Großstadt und lebt in einer kleinen Mehrzimmerwohnung in einem Dorf, drei viertel Fahrstunde entfernt. Ihre Arbeit als Lehrerin empfindet sie eher als lustlos, aber "erträglich". Sie besucht oft kulturelle Veranstaltungen und macht gelegentlich Fernreisen. Sie malt und legt viel Wert auf die Ausgestaltung ihrer Wohnung. "Ich bestätige mir jeden Tag, dass ich keinen starken Mann brauche, und lasse mich um meine Freiheiten beneiden." Sie hat sehr engen Kontakt zu einer Freundin und deren Familie, Sie verbringt Wochenenden und feiert Weihnachten mit dieser Familie. Besonders genießt sie die unkomplizierte zärtliche Zuwendung der Kinder; eines ist ihr Patenkind. Sie besucht oft mit zwei Kolleginnen kulturelle Veranstaltungen. Mit ihrer Schwester hat sie noch einen gelegentlichen, allerdings bis heute sehr konflikthafter Kontakt, mit ihrem Vater telefoniert sie noch häufig, sieht ihn auch hin und wieder.

Hannelore Rossbach (AFW-05) wächst mit einer 16 Jahre älteren Schwester und einem 14 Jahre älteren Bruder bei ihren Eltern in einer westdeutschen Großstadt auf, in der sie heute noch lebt. Als sie 9 Jahre alt ist, wird die Tochter ihrer Schwester in die Familie aufgenommen, Hannelore betreut ihre Nichte wie eine Mutter. Das Mädchen hat seine Familie und sich selbst immer als Außenseiter erlebt. Hannelores Vater, ein selbständiger Handwerker, war als kommunistischer Widerständler im KZ, erlebt sich nach dem Krieg immer noch politisch ausgegrenzt. Er wurde hypochondrisch und tablettenabhängig, verbrachte die Abende in Kneipen oder mit anderen Frauen. Die Mutter wollte, als Hannelore etwa 7 Jahre alt ist, auswandern, gab den Plan auf. Die Tochter hält zur Mutter, die sie zwar nie als herzlich erlebt hat, die aber "in schwierigen Situationen" zugewandt gewesen ist. Hannelores Schwester und Bruder sind 16 beziehungsweise 14 Jahre älter. Hannelore besucht, ungewöhnlich für ihre katholische Umgebung, eine konfessionslose Schule. Als Kind hat sie nur Jungenfreundschaften, ist Torhüterin in einer Jungenmannschaft. Nach der Volksschule hat sie eine Herrenschnneiderlehre gemacht, dann umgelernt, weil ihr die Schneiderei zu langweilig war, es im Selbststudium zur Stahlbetonkonstrukteurin gebracht. In diesem Beruf arbeitet sie seit 30 Jahren bei dem vierten Arbeitgeber. Sie verdiene dort das dreifache wie im öffentlichen Dienst, und das ohne anerkannte Ausbildung. Während einer zweijährigen Arbeitslosigkeit hat sie im Geschäft einer Freundin, mit der sie eine Beziehung hatte, gearbeitet. Die Zusammenarbeit habe wegen der ständigen Nähe zu Reibereien geführt. Von dieser Episode abgesehen, haben ihre Partnerschaften oder Partnerschaftswünsche ihren beruflichen Werdegang nie beeinflusst. Mit 18 verliebt sie sich, verlobt. Sie beendet die Partnerschaft nach etwa 2 Jahren, nachdem *sie* einmal gegen ihren Verlobten gewalttätig wurde. Mit 26 Jahren beginnt sie eine 6jährige Beziehung mit einer Frau, mit der sie 1 Jahr zusammenlebt. Danach hat sie eine weitere einjährige Beziehung mit einer Frau. Zeitweise verkehrt sie über die Freundin Kontakt in lesbischen Kreisen der Frauenbewegung, kann aber deren Einstellung Männern gegenüber nicht akzeptieren. Sie hat immer gerne mit Männern etwas zusammen getan, vor allem am Arbeitsplatz und im Sport. Hannelore Rossbach hat in ihrer Kindheit immer mit Jungen gespielt, war Tor"mann" in einer Jungenfußballmannschaft. Von Kind an gilt ihr Hauptinteresse dem Sport, über den sie bis heute ihre sozialen Kontakte hat - mehr Einbindung in Cliques als Einzelfreundschaften. Sie hat einen sehr guten Kontakt zu ihrem Bruder, den sie auch beispielsweise bei Krankheit um Hilfe bitten würde. Zwei weitere wichtige Menschen sind ihre Nichte, für die sie zeitweise mütterlich gesorgt hat, und eine Freundin, mit der sie vor Jahren in einer Beziehung lebte. "Man kann sich hundertprozentig aufeinander verlassen." Aber im Alltag könne sie nicht mehr lange aushalten. Für ihre Zukunft wünscht Hannelore Rossbach sich wieder eine Partnerschaft, ohne aktiv danach suchen zu wollen. Ein Mann oder eine Frau sei nicht so wichtig, es komme auf den Menschen an. Hannelore Rossbach hat ein sehr starkes Bedürfnis, Störungen jeder Art zu vermeiden, bedauert andererseits durchgängig, dass ihr Leben nichts wichtiges passiere. Sie möchte mit 55 Jahren aufhören zu arbeiten, ein preiswertes Häuschen in den benachbarten Bergen finden und dort mit Hund und Pferd und zwei bis drei guten Freunden in der Nähe leben. Sie fährt fast täglich zu ihrem eigenen Pferd. Ihr Bruder, mit dem sie einen sehr guten Kontakt habe, ist heute ihr wichtigster Mensch. Zur Schwester hat sie den Kontakt abgebrochen, sie fühlt sich von deren ständigen Forderungen aufgrund einer Behinderung seit ein paar Jahren zu stark gefordert.

Gabi Schlichting (AFW-09) ist in einer westdeutschen Kleinstadt geboren, wo sie heute noch im ererbten Elternhaus lebt. Sie war sechs Jahre alt, als ihre Mutter starb. Der Vater, ein Handwerksmeister, hat sie allein großgezogen, unterstützt von Großmutter und Tante im gleichen Haus, die beide starben, als Gabi 13 beziehungsweise 15 Jahre alt ist. Es hat sie so sehr an sich gebunden, dass sie zu dessen Lebzeiten alle Freizeit mit ihm verbracht hat und weder über eigenes Taschengeld verfügt noch ihre Kleidung selbst auswählt hat. Den Umgang mit Freunden hat er ihr verboten. Sie hat ihn als Jugendliche ihrerseits daran gehindert, Sonntags auf den Fußballplatz zu gehen, damit sie in dieser Zeit nicht allein war. Er hat die Fußballspiele im Fernsehen verfolgt. Als der Vater stirbt, ist Gabi 33 Jahre alt. Sie bewertet bis heute diese Nähe zum Vater positiv. Nach der Volksschule hat Gabi Schlichting eine Lehre als Anwaltsgehilfin gemacht. Auf Wunsch des Vaters - er wollte sie im öffentlichen Dienst versorgt wissen - hat sie nach sieben Jahren zu einem staatlichen Arbeitgeber gewechselt und führt seitdem angelernte Tätigkeiten in einem Großraumbüro aus. Mit 18 Jahren hat sie sich verliebt; ihr Vater hat ihr die Treffen mit diesem Jungen erfolgreich verboten. Nach dem Tod des Vaters, sie war 33 Jahre alt, hat sie Torschlusspanik bekommen. Ihre Freundinnen seien bereits alle verheiratet gewesen. Über ein Partnerinstitut hat sie einen Mann kennen gelernt, der sie unregelmäßig alle paar Wochen oder Monate besucht, "wenn er Verlangen hat nach einer Frau." Wenn er sie heiraten wollte, wäre sie dazu bereit; andererseits wäre es ihr gar nicht recht, wenn er seinen Haushalt mit in ihren einbringen würde. Gabi Schlichting hat außer ihrem Geliebten, der sie selten besucht, einer älteren Witwe aus der Nachbarschaft, zu der sie nach dem Tode ihres Vaters abends gehen konnte, und einer entfernt lebenden Bekannten, mit der sie seit Jahren Weihnachten verbringt, keine nahen Menschen. Mehrmals im Jahr unternimmt sie Reisen, die von der Volkshochschule der Kleinstadt organisiert werden. Sie genießt dann das Zusammensein in den kleinen Gruppen. Ihre Freizeit verbringt sie mit Grabpflege und der peniblen Pflege ihres großen Hauses. Abends geht Gabi gegen 20 Uhr schlafen, wenn im Fernsehen nichts Interessantes kommt. "Ich sag mir dann, was soll ich dann da rumsitzen und auf irgendetwas warten, was doch nicht kommt." Sie möchte noch lange reisen können und Renovierungen am Haus fortsetzen. Manchmal hat sie Sehnsucht nach einem Partner, der ihr Alltagsprobleme abnimmt und ihr einen Tee ans Bett bringt, wenn sie krank ist. Weitere Vorstellungen für die Zukunft hat sie nicht.

Inge Pechler (AFW-10) wächst ohne Geschwister bei ihrer Mutter in einer westdeutschen Stadt auf. Der Vater, ein Eisenbahner, ist seit Ende des Krieges vermisst; die Mutter konnte nicht an seinen Tod glauben. Die Tochter, die mit ihrer nichterwerbstätigen Mutter in einer Einzimmerwohnung aufgewachsen ist, erinnert sich, dass die Mutter noch jahrelang bei Geräuschen glaubte, der Vater käme wieder. Sie habe ihre Mutter nicht gern haben können; sie sei oft von ihr geschlagen worden. Um dem unerfreulichen Familienleben zu entkommen und in der Nähe des Studienortes ihres Freundes zu sein, ist sie nach der Volksschule für ein Jahr in ein Internat, eine hauswirtschaftliche Schule gegangen. Als sie erwachsen war, hat sich ihre Beziehung zur Mutter gebessert, sie hat sich viel um die Mutter bis zu deren Tod vor wenigen Jahren gekümmert. "Das hat ihr schon gut getan. ... Vielleicht hab ich da wieder 'ne Schuld abgetragen." Nach der Haushaltsschule hat Inge Pechler eine Lehre als Industriekauffrau gemacht. Als sie eine Gelegenheit zum beruflichen Aufstieg bekommen hat, hat ihre Mutter die nötige Weiterqualifizierung, weil sie zu teuer sei, untersagt. Nach siebenjähriger Beziehung hat sie ihren ersten Freund, einen Studenten, geheiratet und mit ihrer Berufstätigkeit sein Studium finanziert. Sobald er sein Examen hatte, hat er sich scheiden lassen. Seitdem wohnt Inge Pechler allein. Sie hat sich innerbetrieblich hochgearbeitet, übt heute eine leitende Bürotätigkeit aus und bildet Lehrlinge aus.

Inge Pechler hat von Jugend an Kunstrollschuhfahren betrieben und in diesem Sport als Trainerin Spitzenerfolge erzielt. Wegen ihrer Ehe und wegen einer Krankheit der Mutter hat sie den Sport, über den sie ihren Mann und ihre Freunde gefunden hatte, aufgegeben. Nach ihrer Scheidung ist sie alkohol- und medikamentensüchtig geworden, hat mit Hilfe eines Klinikaufenthaltes nach einem Jahr den Entzug geschafft. Nachdem ihr Mann sie verlassen hatte, hat sie sich von einem verheirateten Bekannten trösten lassen, mit dem sie anschließend eine zwanzig Jahre dauernde versteckte Beziehung hatte. Die Abende immer allein zu sein, war ihr während dieser versteckten Beziehung sehr schwer gefallen. Auf Anraten einer Freundin ist sie in einen Single-Club gegangen, hat dort vor drei Jahren ihren jetzigen Partner kennen gelernt, mit dem sie die Wochenenden verbringt. Sie weiß, dass dieser nach zwei eigenen Scheidungen vor einer neuen Ehe zurückschreckt, hofft trotzdem auf eine gemeinsame Zukunft. Gleichzeitig erlebt sie viele tiefgreifende Differenzen zwischen sich und ihrem Partner, hat vieles an ihm entdeckt, das ihr nicht gefällt. Ihre Interessen berühren sich nicht, sein Verhalten im Alltag findet sie rücksichtslos. Inge Pechler hat immer den Wunsch nach einer eigenen Familie gehabt. Ihre Mutter hat ihr ein abschreckendes Beispiel für Ehelosigkeit gegeben; denn diese Frau, die sich - auch körperlich - gehen ließ, machte für ihre Lebensunzufriedenheit die Tatsache verantwortlich, dass ihr Ehemann nicht aus dem Krieg zurückgekommen war. Inge Pechler hat große Angst vor dem Alleinsein, besonders im Alter. "Die Mutter ist g'storben, Vater hab ich nie gekannt, G'schwister hab ich keine. Bin also sehr allein! Und eh', das Einzige, was i' da noch hätte, wär' dieser Single-Club. Aber der kann mer au' net viel gebe." Sie hat aber dort Menschen gefunden, mit denen sie gerne organisierte Freizeitaktivitäten macht. Außerdem hat sie noch eine Bekannte, die nicht viel Zeit habe. Von ihren Wünschen sei so gut wie gar nichts in Erfüllung gegangen; sie habe sehr viel Pech gehabt, sich aber immer wieder hochgerappelt. Sie bedauert, keine Kinder zu haben. Zukunftsvorstellungen, die über ein neues Zusammenleben mit ihrem Partner hinausgehen, hat sie nicht.

Anja Vielhaber (AFW-11) war drei Jahre alt, als ihre Familie nach der Geburt eines zweiten Kindes aus der ehemaligen DDR in eine westdeutsche Großstadt übersiedelte und Anja zu ihren Großeltern gegeben wurde. Ein Bruder war ein Jahr vorher am Tag seiner Geburt gestorben, was Anja verschwiegen wurde. Die Mutter war Hausfrau, der Vater Lehrer. Er hatte eine Geliebte, die sich an Familienausflügen beteiligte. Die Mutter duldet das Verhältnis über 30 Jahre; sie schlief bei ihren Töchtern. Sie habe eine große Distanz ausgestrahlt und keine körperliche Zuwendung geben können. Anjas Beziehung zum Vater, der von der ganzen Familie als tyrannisch und jähzornig gefürchtet wurde, war wechselnd von Furcht und zärtlicher Zuwendung geprägt, vermutlich ihr gegenüber auch sexuell aufgeladen. Sie war das Lieblingskind des Vaters, "sein bestes Pferd im Stall," sollte wie ein Junge werden und vermutlich den gestorbenen Bruder ersetzen. Mit 15 Jahren hatte Anja ihren ersten Freund, dem sie mit 22 Jahren in eine entfernte Großstadt folgte. Im Gegensatz zu ihrer Schwester, die das Gymnasium besucht und studiert hat, arbeitete Anja Vielhaber nach dem Besuch von Volks- und Handelsschule als Sekretärin, bevor sie mit 26 Jahren ein neues, wechselvolles Leben begann. Sie nahm ein Studium an einer Fachschule auf, legte das Outfit der Sekretärin ab und zog in eine "Sponti"-Wohngemeinschaft in einem "besetzten" Haus. Gleichzeitig löste sich die Beziehung zu ihrem Partner. Sie jobbte und war in verschiedenen politischen Initiativen engagiert, wie "Lehrlingsarbeit", Häuserkampf" und Dritte-Welt-Projekten; ihre Hauptenergie ging und geht bis in die Gegenwart unbezahlt in verschiedene Frauenprojekte, die sie teilweise initiiert hat. Nach erfolgreichem Abschluss der Fachhochschule nahm sie ein ausgefallenes Studium auf und ging mit Hilfe eines Promotionsstipendiums für ein Jahr in ein kleines asiatisches Land, verliebte sich dort und überlegte zu bleiben und eine Familie zu gründen. Die Beziehung scheiterte. Wieder zurück hatte sie acht längere Beziehungen mit Männern und zwei mit Frauen, zudem verschiedene kürzere Affären. Im Alter von 37 Jahren führten ihre Verstrickungen in Dreiecksbeziehungen und die Auflösung ihres Lebenszusammenhangs in der Protestbewegung zu einer Krise, die sie zur Aufnahme einer psychotherapeutischen Behandlung motivierte. Etwa acht Jahre später erlebte sie einen psychischen Zusammenbruch. Nach einem selbst initiierten mehrmonatigen stationären Aufenthalt nahm sie eine Psychoanalyse auf, in der sie begann, eine innere und äußere Stabilität zu finden. Ihre Dissertation, als Studienabschluss geplant, wurde nicht mehr angenommen. Sie exmatrikulierte sich, kehrte in ihren Beruf zurück und begann, um drohender Arbeitslosigkeit vorzubeugen, eine Zusatzausbildung. Mittlerweile bedauert sie, dass ihr ihre unbezahlten Tätigkeiten immer wichtiger waren als eine Karriere. Heute säße sie mal gerne "auf der anderen Seite des Schreibtischs" mit mehr Einfluß und auch mehr Geld. Sie schätzt mittlerweile die Möglichkeiten, die ihr noch offen stehen, realistisch ein und verfolgt sie zielstrebig. Zur Zeit des Interviews arbeitet sie vollberuflich. Sie lebt ohne Partnerschaft mit einer Frau in einer Wohngemeinschaft, hat mehrere Freundinnen, ist mit Frauen aus zwei politischen Arbeitsgruppen befreundet und bedauert, dass ihr soziales Netz auf Frauen zusammengeschrumpft sei. Sie möchte gerne wieder einen Partner finden, vielleicht auch mit ihm zusammenleben; eine Versorgung durch einen Mann lehnt sie ab. Obwohl sie sich heute mehr zur Heterosexualität hingezogen fühle, wolle sie nicht ausschließen, dass sie sich noch einmal in eine Frau verliebe. Im Hinblick auf ihre Zukunftsplanungen hat sie sich in einem Projekt engagiert, das Vorstellungen für ein gemeinsames Leben im Alter entwickelt und dafür einen Immobilienkauf plant.

Günther Höhler (AMW-03), ist als einziges Kind bei seinen Eltern aufgewachsen. Er schlief, bis er 13 Jahre alt war, im Zimmer seiner Eltern. Sein Vater, ein städtischer Arbeiter, ist Alkoholiker. Er missbrauchte Günther mehrmals sexuell und musste, nachdem der Sohn ihn auf Druck der Mutter hin anzeigte, eine Gefängnisstrafe abbüßen. Die Eltern hatten, solange Günther Höhler sich erinnern kann, eine Beziehung voll lauten Streits. Für den Vater zeigt Günther Höhler mehr Verständnis als für die Mutter, die er durchgehend verachtet. So früh wie möglich meldete er sich freiwillig zum Militär, ging aber doch, wenn er Probleme bekommen hatte, zu seiner Mutter; sein Vater starb, als er etwa 19 Jahre alt war. Nach der mittleren Reife schloss er eine kaufmännische Lehre ab. Er verlor seinen Arbeitsplatz wegen häufigen Fernbleibens (Spritztouren mit seiner Freundin). Nach mehreren ABM-Maßnahmen ist er nie mehr motiviert, noch einmal ein Arbeitsverhältnis einzugehen und in die Dauerarbeitslosigkeit geglitten. Zur Zeit des Interviews ist er seit 11 Jahren Langzeitarbeitsloser, hat keinerlei Vorstellungen für die Zukunft, bewohnt in einem freundlichen Neubau ein Einzimmerappartement, aus dem er eine dunkle Höhle gemacht hat. Noch heute schickt seine Mutter, über die er nur mit großer Verachtung spricht, ihm regelmäßig Lebensmittelpakete und ruft ihn täglich an. Sie ist der einzige Mensch, zu dem er noch eine - allerdings nur negativ beschriebene - Verbindung hat. Abends stellt er nach ihrem Anruf das Telefon ab und widmet sich seiner Fernsehwelt. Er hat sich in eine Phantasiewelt zurückgezogen, identifiziert sich mit Hermann aus Edgar Reitz's Filmwerk "Heimat", das er komplett auf allen Dritten Programmen gesehen habe. Wenn er die Illusion Hermann zu sein nicht hätte, würde er sich umbringen. Sein einziger Wunsch ist, den Schauspieler, der seinen Helden gespielt hat, einmal persönlich kennen zu lernen. Seinen streng geregelten Tagesrhythmus stellt er auf die Bedürfnisse seines großen Hundes ein; Hunde seien kostbarere Geschöpfe als Menschen. Günther Höhler hat nie Wünsche nach einer eigenen Familie entwickelt. Mit 18 Jahren begann er eine 4jährige Beziehung mit einer Frau und mit 23 Jahren noch mal eine 4jährige Beziehung. Bei Frauen habe er immer erlebt, dass sie Sex von ihm wollten, er aber wenig Lust darauf hatte. Mit 36 Jahren ging er, nach Auffälligwerden von Tabletten- und Alkoholmissbrauch, freiwillig für etwa ein Jahr in eine psychiatrische Klinik. Vor einigen Jahren nahm er für mehrere Tage einen Mann mit in seine Wohnung, traute sich schließlich nicht, diesem Mann seine homoerotischen Wünsche zu zeigen, hatte Angst, eine schöne Zuneigung zu zerstören. Sexualität ist für ihn "schmutzig" geblieben; er kann sie nur pornographisch oder voyeuristisch erleben: mit einer Frau von "schlechtem Ruf", als Voyeur von Orgien, mit pornographischen Filmen oder Heften. Sexuellen Kontakt hat er seit vielen Jahren nicht mehr gehabt. Er wünscht sich heute einen Menschen nur zum Zuhören - egal ob Mann oder Frau, weil er einen Menschen, den er achte, sexuell nicht berühren könne.

Elmar Soehnges (AMW-04) lebt die ersten beiden Jahre bei seiner Mutter in einer Großstadt in der DDR. Sein Vater fällt gegen Kriegsende. Vom 2. Lebensjahr bis zur Einschulung lebt Elmar bei Verwandten in einem Dorf, kommt dann zurück zur Mutter, die nun nicht mehr beruflich ständig reisen muss, und lebt von da an bei ihr. Als er 15 Jahre alt ist, kommen Mutter und Sohn als "Republikflüchtige" in eine westdeutsche Großstadt. Bald danach heiratet die Mutter einen allein stehenden Vater mit vier Kindern, die mit in die Familie kommen. Elmar Soehnges macht nach dem Abitur eine kaufmännische Ausbildung und anschließend ein Sprachstudium, das er mit einem Dolmetscher- und Übersetzerdiplom abschließt. Der Stiefvater stirbt, als er 23 Jahre alt ist. Daraufhin gibt er seinen Plan auf, ins Ausland zu gehen. Er unterstützt die Mutter finanziell und pflegt sie bis zu ihrem Tod wenige Jahre vor dem Interview. Er habe es gerne getan, weil er ein sehr gutes Verhältnis zu ihr gehabt habe und sie zudem sehr tolerant gewesen sei. Er verehrt seine Mutter und beschreibt sie als eine wundervolle Frau: warmherzige, tüchtig, schön. Die Mutter hatte ein offenes Haus für seine Freunde und fühlte sich diesem verbunden. Er sagt von sich: "Ich habe mein Leben meiner Mutter gewidmet." Ihr Tod fällt ihm sehr schwer. Er vermisst die körperliche Wärme, die er bei seiner Mutter erleben konnte, "also, dass ich meine Mutter nicht mehr drücken kann." Ein erotisches Verhältnis habe er mit ihr nicht gehabt. Aber "wir **führten** fast schon eine Ehe, so ungefähr. Würd' ich sagen. Ne? Weil wir hatten uns immer was zu erzählen oder 'eh zu reden und wenn ich in meinem Zimmer war, dann rief sie schon 'was machst du? Wo bist du?' usw." Elmar Soehnges ist allein im Einfamilienhaus der Familie wohnen geblieben. Mit 28 Jahren geht er eine 7jährige Beziehung (bei getrenntem Wohnen) ein, anschließend hat er eine 10jährige Beziehung mit einer Frau, die mehrere hundert km entfernt lebt. Er hat seit vielen Jahren zwei weitere enge Freundinnen; eine von ihnen ist an den Rollstuhl gebunden. Er ist ehrenamtlicher Bewährungs- und Vollzugshelfer. Elmar Soehnges legt Wert auf Stil und zeigt soziale Gewandtheit. Er habe sein Leben der Mutter gewidmet; es falle ihm nicht leicht, allein zu leben, aber zu heiraten falle ihm immer schwerer. Elmar Soehnges pflegt intensive, langdauernde Freundschaften und engagiert sich in verschiedenen ehrenamtlichen, caritativen Aufgaben. Er arbeitet als ehrenamtlicher Justizvollzugshelfer, gibt Unterricht in der Vollzugsanstalt. Einmal wöchentlich geht er mit seiner behinderten Bekannten schwimmen. Er hat viele Pläne, unter anderem, im Ruhestand Synchronisationsarbeiten für den Film zu übernehmen, was er jetzt schon gelegentlich im Urlaub mit viel Freude macht. Er kann sich vorstellen, einmal aufs Land, vielleicht in den Süden Europas zu ziehen. Er hält sich offen, evtl. eine Frau zu heiraten, die er seit 14 Jahren kennt, kann sich aber nicht entscheiden. Beruflich ist er sehr zufrieden, dolmetscht für ein renommiertes Unternehmen auf vielen Auslandsaufenthalten.

Wolfgang Radspieler (AMW-06) ist 6 Monate alt, als seine Eltern mit ihm von Ostpreußen in die spätere DDR fliehen, und 13 Jahre alt ist, als die Familie erneut - nun in eine ländliche Gegend in Westdeutschland - flieht. Wolfgang hat eine 6 Jahre jüngere Schwester.

Sein Vater, ein kontaktfreudiger und beliebter Mensch, hat an seiner Invalidität und seinen sozialen Abstieg durch die Flucht gelitten und, ohne seine soziale Einbindung und seinen Arbeitsplatz zu gefährden, auf Kosten des knappen Einkommens gespielt und getrunken. Die Mutter, die Wolfgang Radspieler als starke, aber kühle Frau beschreibt, hat das Überleben der Familie sichergestellt. Wolfgang bewundert seine Mutter, fühlt sich aber seinem zugänglicheren, schwachen Vater näher verbunden. In seiner Jugend hat er gelegentlich seinen Vater zur Rede gestellt, ihn zur Mäßigung zu bringen versucht. Als Wolfgang Radspieler 28 Jahre alt ist, stirbt der Vater. Heute sorgt Wolfgang Radspieler täglich für seine altersdebile Mutter, für die er eine Wohnung in der Nachbarschaft gefunden hat. Diese Fürsorge sei ihm eine selbstverständliche Pflicht, eine enge Bindung zur Mutter habe er nicht; in eine gemeinsame Wohnung mit ihr möchte er nicht ziehen. Wenn er verreist, übernimmt seine Schwester, mit der er sich gut versteht, die Betreuung der Mutter. Wolfgang Radspieler wurde als "Kommunist" nicht zum Gymnasium zugelassen, hat die Handelsschule besucht und in der kommunalen Verwaltung laufbahnintern den Aufstieg bis zum Dipl. Kommunalbeamten gemacht. Heute ist er Leiter des Jugendamtes einer kleinen Stadt. Mit 25 Jahren heiratet er. Nach 18 Jahren trennt sich das Paar ohne Scheidung. Wolfgang Radspieler hat seiner Mutter, die beginnt, verwirrt zu werden, eine Wohnung in der Nähe besorgt und kümmert sich täglich um sie. Er bedauert, keinen interessanteren Beruf zu haben, ist aber gleichzeitig stolz darauf, was er innerhalb seines Zuständigkeitsbereichs erreicht hat, und hat insgesamt eine hohe Lebenszufriedenheit. Wolfgang Radspieler verliebt sich mit 24 Jahren heiratet 6 Monate später, weil die soziale Umgebung voreheliche Sexualität nicht toleriert. Das Paar schiebt den Kinderwunsch auf, um noch andere Wünsche zu erfüllen. Nach vielen von ihm als erfreulich erlebten Ehejahren lässt wachsende Unzufriedenheit sie eine Eheberatung beginnen, die die Probleme nicht löst. Das Paar trennt sich nach 18 Ehejahren einvernehmlich ohne Scheidung. Beide haben heute noch engen telefonischen Kontakt miteinander, informieren sich beispielsweise immer über Abwesenheiten. Nach einer kürzeren Beziehung ist Wolfgang Radspieler seit 6 Jahren mit einer Witwe (mit erwachsener Tochter) befreundet, die in einer 60 km entfernten Stadt lebt. Sie verbringen 1 Nacht in der Woche, die Wochenenden und die Urlaube zusammen. Seine Partnerin lebe weit genug weg und trotzdem nahe genug. Wolfgang Radspieler pflegt sorgfältig ein dichtes soziales Netz im Dorf und unter Kollegen. Die wichtigsten Menschen sind seine Freundin, seine Mutter, die Tochter seiner Freundin und seine getrennt lebende Ehefrau. Außer diesen ihm lebensgeschichtlich nahestehenden Frauen hat er vermutlich keinen eng vertrauten Umgang. Zu den Nachbarn, die schon mal auf seine Mutter achten, hat er den Kontakt gepflegt. Für ihn ist aktive Nachbarschaftshilfe selbstverständlich. Er ist im Sportverein und im Kegelclub. Für seine Zukunft hat er ausgeprägte Vorstellungen. Er möchte möglichst früh in Pension gehen, seine Fachkenntnisse in die Kanzlei eines Sozialanwaltes einbringen, ohne vollzeitlich zu arbeiten. Mehrere Monate im Jahr möchte er auf der Insel Jersey verbringen. Und er möchte mit dem Wohnwagen noch unentdeckte Ecken kennen lernen, einen Gemüse- und Blumengarten anlegen, "ernsthaft" malen. Er spielt mit dem Gedanken, wenn seine Freundin, die eine Krebsoperation hinter sich hat, einmal stirbt - ein Gedanke, der ihm Angst macht -, zu schauen, ob die Fortführung seiner Ehe "nochmal Sinn hätte".

Manfred Schreyer (AMW-12) wächst bei seinen Eltern mit einem älteren Stiefbruder, 3 jüngeren Geschwistern und einer Großmutter in sehr beengten Verhältnissen in einer Großstadt auf. Sein Vater ist Facharbeiter, seine Mutter Hausfrau. Manfred Schreyer erinnert sich an dauernde Streitereien der Eltern; ihm hätten abwechselnd die Mutter oder der Vater leid getan. Die Eltern seien mit der großen Familie überfordert, die Familie wenig geachtet gewesen. Manfred Schreyer hat mit vier seiner Geschwister eine enge Gruppe gebildet, ist darüber hinaus isoliert gewesen, schließt sich als Jugendlicher eng mit einem Freund, der auch ein Außenseiter ist, zusammen und macht viel Vereinssport. Seine 2 Jahre jüngere Schwester wurde nach der Geburt zu Verwandten gegeben; sie und Manfred wuchsen, eng miteinander verbunden, in dem Glauben Vetter und Cousine zu sein; dass sie Geschwister sind, erfahren sie erst als junge Erwachsene. Manfred hat einen starken, unerkannten Hörschaden, wird in der Schule und auch von seinem Vater für dumm gehalten. Nach der Volksschule macht er eine Malerlehre. Nachdem er ausschließlich - und regelmäßig - Erfahrungen mit Prostituierten gemacht hat, verliebt er sich mit Ende Zwanzig in eine allein erziehende Mutter, eine Freundin seiner Schwester, die er 2 Jahre später heiratet. Er habe sich damals einsam gefühlt und das Kind sehr gerne gehabt, Verantwortung für es übernehmen wollen. Zehn Jahre später geht er für ein Jahr in die USA, um eine Psychotherapie zu machen. Er sei "ein anderer Mensch geworden", mit neuen Interessen an Psychologie, Therapie und alternativer Ernährung. Das Paar entfremdet sich; beide beschließen, die Ehe bei getrennten Wohnungen aufrechtzuerhalten, obwohl Manfred gerade das alltägliche Zusammenleben, die Arbeitsteilung als von beiden Seiten solidarisch und reibungsarm beschreibt. Nach 3jährigem getrennten Wohnen geht die Frau eine neue Beziehung ein; das Paar lässt sich scheiden. Anschließend hat er für 4 Jahre eine Beziehung zu einer verheirateten Asiatin, die mit ihrem Kind zu ihm ins Haus, in eine getrennte Wohnung, zieht. Seit Ende dieser Beziehung lebt er ohne Partnerin. Während seiner Ehe wechselt er den Beruf, wird Bankangestellter wie seine Frau. Nach einem einjährigen therapiebedingten USA-Aufenthalt von Manfred geht die Ehe auseinander. Er hat seinen Arbeitsplatz bei der Bank verloren. Damals hat er, in seinen Handwerkerberuf zurück zu kehren, als Abstieg empfunden. Mittlerweile hat er sich auf anspruchsvolle Fassadenrenovierungen spezialisiert und freut sich an der Mischung von Können und körperlicher Bewegung. Er arbeitet jährlich mehrere Monate in England. Dort sei die Arbeit zwar wesentlich schlechter bezahlt, aber interessanter und er bekäme mehr Anerkennung. Seit dem Ende einer weiteren vierjährigen Beziehung lebt er allein. Er wünscht sich noch einmal eine Liebesbeziehung, "und wenn's möglich ist, vielleicht sogar 'ne Familie und Kind. Er will weiter Musikunterricht nehmen. Er hat Angst, dass die körperlichen Kräfte und damit seine Arbeitsfähigkeit in seinem "stark körperbetonten Beruf" nachlassen. Für seine Gesundheit tut er viel - u.a. Vollwerternährung und Sport; er ist heute gesünder als vor zehn Jahren. Seine Schwester, die nicht in seiner Herkunftsfamilie aufgewachsen ist, ist heute seine engste Vertraute; sie hatte sein Interesse an psychologischer Literatur angeregt, über sie ist er zur Psychotherapie gekommen. Er hat noch einen nahen Freund und treibt mit zwei weiteren Freunden aktiv Sport. Er wünscht sich mehr Männerfreundschaften. Er hat zu seiner Stieftochter einen guten Kontakt, beispielsweise das letzte Weihnachtsfest mit ihr verbracht. Die Beziehung zu seiner Mutter findet er heute "normal", "entspannt", angenehm. Es könne sein, dass sie sich mal ein Jahr nicht sähen oder dass er mal einen Geburtstag vergesse, aber das nehme sie nicht übel.

Roland Frey (AMO-03)¹¹⁸ ist mit 2 älteren Brüdern bei seinen Eltern in einer Kleinstadt der ehemaligen DDR aufgewachsen. Die Familie führt seit mehreren Generationen einen Betrieb und genießt lokales Ansehen. Das Familienleben ist durch den Geschäftshaushalt und die Spannungen zwischen den Eltern geprägt. Die Eltern führen den Betrieb mit mehreren Angestellten- der Vater als Handwerksmeister, die Mutter als Chefin des Geschäftes -, bis sie 1954 die Selbständigkeit aufgeben müssen und der Vater Verkaufsstellenleiter wird. Der Vater ist spät aus der Gefangenschaft zurückgekommen, hat Probleme mit Alkohol bekommen und ist mehrmals der Mutter gegenüber gravierend gewalttätig gewesen. Die Mutter hat Ende der 40er Jahre zweimal die Familie mit einem anderen Mann verlassen und die Kinder zurückgelassen, ist jedesmal mit schlechtem Gewissen den Kindern gegenüber zurückgekommen. Die Geschwister wurden von wechselnden Kindermädchen betreut und hatten bis zur 6. Klasse eine Hauslehrerin. Roland Frey macht nach dem Besuch der Mittelschule eine Lehre im Handwerk seines Vaters und seines Großvaters. Nebenher macht er das Abitur nach und beginnt mit 20 Jahren ein Ingenieurstudium. Er promoviert und schlägt eine Hochschullaufbahn ein. Nach der Wende wechselt er in ein Büro für Stadtplanung, wo er zur Zeit des Interviews noch arbeitet. Mit 16 Jahren beginnt er seine erste "feste" Beziehung, verlobt sich 2 Jahre später mit diesem Mädchen und heiratet es mit 23 Jahre. Das Paar führt eine Wochenendbeziehung: Sie lebt im gemeinsamen Heimatort, er wohnt an seinem Studienplatz. Dreiviertel Jahre nachdem sie zusammen wohnen, geht die Ehe auseinander. Mit 26 Jahren heiratet Roland Frey ein zweites Mal; diese Ehe dauert 6 Jahre. Danach hat er mehrere kurzzeitige Beziehungen, in denen er meistens nicht mit den Frauen zusammen wohnt. Seine letzten Freundinnen waren etwa 15 Jahre jünger als er.

Roland Frey lebt stark berufsorientiert, setzt sich ein. Seine Arbeit macht ihm Freude. Er bezieht aus seinem erfolgreichen beruflichen Werdegang viel Selbstbewusstsein. In seinen privaten Beziehungen legt er Wert auf Distanz. Beziehungen zu Frauen sind ein sehr wichtiger Teil seines Lebens - er weiß und genießt, dass er leicht Erfolg bei Frauen haben kann. Gleichzeitig braucht er viel Distanz. Wenn eine Partnerschaft diese nicht zulässt, dringt er auf Trennung, um bald wieder eine neue Partnerin zu haben. Heiraten möchte er nicht mehr.

¹¹⁸ Dieses Interview wurde, wie schon angemerkt, von Angelika Otto geführt und teilweise auch von ihr rekonstruiert. Für die Bildung der Thesen insbesondere in Kapitel 4 bin ich alleine verantwortlich.